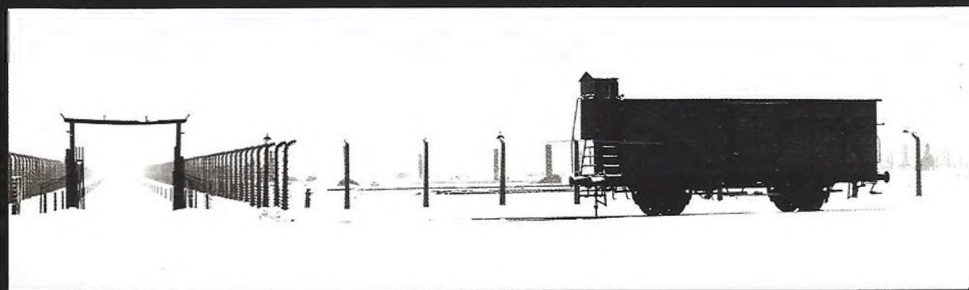


ANGELA ROHR



L A G E R

a

aufbau

Unter all den Schilderungen aus dem Gulag ragt dieser erschütternde autobiographische Roman einer österreichischen Autorin und Ärztin heraus, die von Anfang an das System Gulag durchschaut und gnadenlos kühl beobachtet, wie ihre Heldin zu überleben versucht, um »das Gedächtnis für alle Zeit zu sein«.

»Der Name Rohr gehört in jenes Firmament von Schrecken und Schönheit, dessen Fixsterne Franz Kafka und Primo Levi, Jorge Semprún und Warlam Schalamow heißen. Angela Rohrs Stern ist kleiner. Aber er leuchtet in der gleichen hellen Unerbittlichkeit.«

Elke Schmitter, DER SPIEGEL

ISBN 978-3-351-03602-7 € 22,95 [D]

ÖSTERREICH € 23,60 [A]



9 783351 036027

Auch als E-Book erhältlich
www.aufbau-verlag.de

Als die namenlose deutsche Ich-Erzählerin 1942 in ein Lager des Gulag gebracht wird, gerät sie in eine Welt jenseits aller Normalität. Von nun an ist Rechtlosigkeit das einzige Gesetz. Sie wird als Ärztin in Lazaretten arbeiten, fast ohne Medikamente, ohne brauchbare Instrumente. Hunger und Kälte ist sie ebenso ausgeliefert wie der erbarmungslosen Lagerhierarchie. Als ihre völlig ungerechtfertigte Strafe abgebußt ist, erwartet sie die »ewige Verbannung« – eine andere Art von Unfreiheit, nicht weniger demütigend und gefährvoll.

Eine Drachenhaut aus Gefühlskälte soll sie schützen, doch die bekommt Risse, wenn unter dem Hass und der Niedertracht ringsum manchmal Reste von Zuneigung und Hilfsbereitschaft aufleuchten. – Angela Rohr hat mit diesem bereits 1964 geschriebenen autobiographischen Roman ein grandioses Dokument des Überlebenswillens unter düstersten Umständen hinterlassen.



ANGELA ROHR,

geboren 1890 in Znaim/Mähren, gehörte zur Zürcher Dada-Szene und ging 1925 mit ihrem Ehemann nach Moskau. 1941 verhaftet, wurde sie zu fünf Jahren Gulag verurteilt. Sie war im Lager Ärztin und wurde anschließend verbannt. 1957 rehabilitiert, kehrte sie nach Moskau zurück, wo sie 1985 starb. 2010 erschien postum »Der Vogel«, die aufsehenerregende Sammlung ihrer Erzählungen und Reportagen.

HERAUSGEBERIN: Gesine Bey, geboren 1953, promovierte über Robert Musil und war Dozentin für deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Humboldt-Universität, sie lebt als freie Autorin und Herausgeberin in Berlin.

ANGELA ROHR

LAGER

Autobiographischer Roman

Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Gesine Bey

aufbau

Mit 11 Abbildungen

Die Arbeit der Herausgeberin am vorliegenden Buch
wurde vom Deutschen Literaturfonds e.V. gefördert.

MIX



Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03602-7

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2015

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2015

Einbandgestaltung ZERO Werbeagentur, München

Satz und Reproduktion Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

www.aufbau-verlag.de

Wir gingen nicht weit, um in unbebautes Gelände zu kommen. Das Lager, aus dem wir kamen, hatte sich an der Grenze der Stadt niedergelassen. Das Gehen war durch den vereisten Weg erschwert und mühsam, und der Wind versuchte alles, um uns am Weiterkommen zu hindern. Der Soldat marschierte vor uns her, sah sich recht selten nach uns um in der Gewissheit, dass wir ihm nicht entgehen konnten.

Es mochte wohl eine Stunde vergangen sein, als wir an ein Geleise kamen und Halt machten. Es lagen da hölzerne Schienen auf einem Damm, einer kleinen Erhöhung über dem Ackerboden, schmale Bretter, um die Räder der Lastautos zu tragen.

Die hiesige Bezeichnung für einen solchen Weg ist in keinem Wörterbuch zu finden. Er heisst «nur» oder «bloss», ein Schienenweg, den ich allerdings dann späterhin an vielen Orten vorfand, in den Tiefen der sibirischen Taiga, in den Sumpfbetrieben der Lager.

Endlich kam der Lastwagen, der uns mitnehmen sollte. Er rumpelte heran, die Schienen, auf denen er sich bewegte, lagen anscheinend nicht genügend fest auf dem Boden und klapperten. Er war voll beladen, so voll, dass ich keine Möglichkeit sehen konnte, auf ihm noch Platz zu finden. Solches zu denken war gewiss unrichtig, und ich habe es mir dann auch bald abgewöhnt. Ich musste einsehen, dass in der Sphäre des Lagers alles, selbst das Unwahrscheinlichste, noch möglich ist.

Man zog und stiess uns, bis wir endlich auf einem Berg von

Säcken sassen, die uns nur einen geringen Halt gewährten, denn unsere erstarrten Finger konnten die prall gefüllten Säcke nicht fassen. Wir waren ständig in der Gefahr herunterzufallen. Der Wagen machte Sprünge, der hölzerne Weg hatte nämlich Lücken, über die er ratterte, so gut es eben ging. Er tat dies übrigens nicht lange, vielleicht nur einige Stunden, aber diese Zeit war gerade genug, um mir die Zehen eines Fusses abzufrieren.

Zuerst fuhren wir über freies Feld, dann durch einen hohen Wald, eben durch die Taiga. Ich möchte sie geheimnisvoll, ja diskret nennen, sie erlaubt nur schwer einen Einblick, es wird in ihr niemals voller Tag.

Unser Wagen blieb endlich vor einem Lagertor stehen. Er sollte sich wohl vor allem seiner lebendigen Last entledigen, was aber nicht ohne Weiteres möglich war. Wir konnten den Befehl herunterzukommen beim besten Willen nicht ausführen, unsere Glieder gehorchten uns nicht, wir waren ganz erstarrt. Schwierigkeiten für andere, uns zu helfen, gab es eigentlich nicht, aber sie hielten es anscheinend für unter ihrer Würde, es zu tun. Man versuchte uns lediglich mit dem Gewehrkolben zu erreichen, stiess aber nur in eine Leere, wir sassen für sie zu hoch. Endlich machte sich der Chauffeur auf, das Hindernis, das wir darstellten, zu beseitigen. Wir standen danach, wenn auch etwas benommen, auf dem Boden. Man nahm uns aber im Lager, so wie wir es erwartet hatten,

nicht auf, führte uns etwas seitlich zu einem niedrigen Holzgebäude, das ein Lazarett war.

Wir wurden von einer bejahrten und bösen Frau empfangen, einer Ärztin, einer Gefangenen, die uns nach unserem Hunger fragte, so wie sich die Leute in der Welt draussen nach dem Wetter erkundigen, gleichgültig, ohne Anteilnahme, wenn sie es auch für notwendig fand, hinzuzusetzen, dass sie für uns kein Brot habe.

Man gab jedem von uns ein Schüsselchen Gerstenbrei, der schnell gegessen war. Wir konnten natürlich nicht auf mehr hoffen, aber wir waren fast sicher, dass man uns heisses Wasser zu trinken geben würde. Da aber lange nichts nachkam, wagten wir diese Bitte, aber kaum hatten wir das Wasser erwähnt, als uns auch schon ein Schwall von groben Worten bedeckte. Die Ärztin stand vor uns mit verzerrtem Gesicht, fuchtelte mit den Armen und schrie mit ihrer lautesten Stimme, dass sie eine solche Forderung von Gefangenen bis jetzt nie vernommen habe. Es sei eine unerhörte Frechheit, heisses Wasser zu verlangen, wo man uns doch schon ganz freiwillig Brei gegeben hatte, ohne dass wir in der Versorgungsliste eingetragen waren.

Das Wasser bekamen wir zwar nicht, aber dafür einen Platz, um zu schlafen. Es war ein kleiner Raum, der uns aufnahm, in dem nur ein grosser Kessel eingemauert war, in welchem sich verunglückte Schwaben abmühten, seinen Rand wieder zu erreichen. Wie sinnlos diese Versuche waren, hätten sie selbst verstehen müssen, denn sie fielen auf eine Schicht toter Leiber zurück, die vor ihnen diesen Bemühungen erlegen waren.

Wir bekamen eine Unterlage, dünn und kurz, die in ihren Aus-

massen nur genügen konnte, wenn wir uns ganz zusammenrollten, was uns aber die Kälte auch ohne diese Beschränkung empfohlen hätte. Dieser Raum hatte aber auch ein Gutes, er war nicht vollkommen finster, man hatte vergessen, uns die Funzel abzunehmen, ein Medizinfläschchen mit Petroleum gefüllt. Wir hatten in der letzten Zeit unsere Nächte in vollkommener Dunkelheit zugebracht, und man kann sich schwer vorstellen, was so ein kleines Lichtchen einem Menschen geben kann. Wir hatten es auf den Rand des Kessels gestellt, wir behielten es im Auge. Es brannte nicht ruhig, es flackerte, hielt sich am Leben anscheinend gegen einen Widerstand, den wir nicht kannten, zu dem wir nicht hindenken konnten. Wenn die Flamme fast knisternd versank, erschrakten wir wie vor einer Gefahr, die aber weniger dem Lichte als vielmehr uns selbst galt. Der Geruch, den das Lämpchen ausströmte, war uns fremd, aber doch erweckte er Erinnerungen, bildlose zwar, ferne Gefühle, die zu unserer jetzigen Welt nicht gehörten. Das Flämmchen russte, und erst am Morgen, als wir uns betrachteten, als wir unsere schmutzigen Gesichter sahen, verstanden wir, dass wir widerrechtlich eine ganze Menge des kostbaren Öls verbraucht hatten, was uns Strafe einbringen konnte.

Geschlafen habe ich wenig in dieser Nacht, mein Fuss schmerzte. Übrigens konnte einem die Vorstellung, unter einer solchen Frau zu arbeiten, jede Ruhe nehmen. Es war mir unmöglich, einen Plan zu machen, ihre Existenz war für mich gleich einer seltsamen Krankheit, deren Diagnose ich noch nicht kannte.

Der Morgen brachte uns einige Einsichten. Einer der Sanitäter, ein alter Mann, ein Gefangener, erzählte uns, allerdings als gros-

ses Geheimnis, dass dieses Krankenhaus nur für diejenigen bestimmt sei, die an Durchfall litten und nicht mehr fähig waren zu gehen, einfach für Hoffnungslose. Der Stacheldraht war für sie bereits überflüssig und auch jede Bewachung. Die Kranken im Lager selbst seien nicht weniger krank als diese, aber dafür streng bewacht, was, wie er nachdenklich meinte, vielleicht mit den Gesetzesparagrafen zusammenhing, unter denen sie standen.

Ich bekam Brot und heisses Wasser, wonach ich eines Verhörs gewürdigt wurde. Es bezog sich auf meine medizinischen Kenntnisse. Ich musste zugeben, ein Blutspezialist, ein Hämatologe, zu sein, was meine Examinatoren schockierte, ja bei ihnen geradezu Abscheu hervorrief. Man wiederholte sogar einige Male, dass eine so kleine Spezialität für sie gar nicht in Betracht käme, ihnen nicht notwendig wäre. Sie schauten sich so einig in die Augen und waren auch sofort bereit, mich in jene schreckliche Tagiler Baracke zurückzuschicken.

Ich weiss gar nicht, wo ich die russischen Worte hergenommen habe, um sie zu überzeugen, dass ich gewiss und ausserdem als Therapeut etwas verstehe, dass man bei uns Arzt wird und dann erst Spezialist. Der Hauptarzt, übrigens ein Wolgadeutscher, kein Gefangener, sondern ein Verbannter, neigte sich mir etwas zu, aber das bissige Weib erklärte mit aller Bestimmtheit, dass sie mit einem Menschen, der ein so schlechtes Russisch spreche, nicht arbeiten werde, was den Ausschlag gab.

Wie man doch niemals weiss, was einem zum Guten gereicht; ich war zwar der Arbeit an diesem Orte verlustig, sollte aber dafür im Lager selbst arbeiten, was ich als eine glückliche Lösung an-

sah und was heissen will, dass das Unbekannte niemals so schrecklich ist wie das Bekannte, es erscheint immer im Gewände der Hoffnung, seine Blösse verdeckend. Man führte mich ab, und Adolfovna mit ihrem guten Russisch durfte bleiben.

Ich nahm mein Bündelchen auf, meine Habe in dem einst weisen Kissenbezug, und ging mit dem Hauptarzt durch das Tor des Lagers. Wir betraten es, und es machte auf mich keinen schrecklichen Eindruck. Ich sah eine Strasse, an der auf beiden Seiten Baracken standen, von denen eine dann meine Arbeitsstätte wurde. Sie sahen etwas tot aus, was aber verständlich war, die Gefangenen waren auf Arbeit. Für die Kranken war in dem Hause nur ein Raum vorhanden, und eigentlich bestand es nur aus diesem. Er war bis zum letzten Platze mit Pritschen bestellt, und nur in einer Ecke war ein niederer Holzverschlag, der mein Schlaf- und Arbeitsraum sein sollte.

Der Arzt verliess mich, ohne mir irgendwelche Instruktionen gegeben zu haben. Ich stand einem jungen Kalmücken gegenüber, der mein Gehilfe sein sollte, der mich anlachte, seine wirklich guten Zähne zeigte, was mich zur Vorsicht mahnte. Wie konnte ein Mensch unter den vorhandenen Bedingungen sie erhalten, ohne unehrlich zu sein, und ich hatte damit dann auch recht.

Die Kranken warfen mir recht verschiedenartige Blicke zu. Ihre Gesichter waren blass, einfach erdfarben. Ich sah gleichgültige und zornige, müde und verächtliche Blicke, aber auch ironische, eigentlich freche, die mich massen und vor denen ich Angst haben sollte, was ich verstand, ohne sie jedoch aufzubringen. Hilfsuchende Blicke waren recht selten, anscheinend hatte man den

Glauben an das Wunder schon lange aufgegeben, und wenn er noch vorhanden war, gehörte er den Jungen, den Unmündigen an. Manche lagen mit geschlossenen Augen da, so als ob der letzte Rest ihres Lebens sich in ihnen gesammelt hätte, um nur von dorthin zu entweichen, sie bemühten sich, dem Leben den Ausgang zu verwehren. Hier lagen auch Sterbende.

Viele waren in dem Raume, aber die Stille entsprach nicht ihrer Zahl. Es war kein Grund da, der ein Flüstern gefordert hätte, und doch antworteten sie recht tonlos, was ich erst später verstehen konnte.

Die Krankengeschichten, in die ich einsah, konnten mir wenig helfen, sie waren recht lakonisch gehalten. Es sollten Menschen mit Verbrennungen hier liegen, mit Wunden, Erfrierungen, Tuberkulose, aber vor allem mit Pellagra behaftete, was mich erstaunte, denn ihre Zahl war beträchtlich, aber die dazugehörigen Symptome waren nicht vorhanden.

In meiner Wohnecke gab es ausser einer Pritsche nur ein kleines Medizinschränkchen, mit dem ich anscheinend auskommen sollte. Es enthielt eine verrostete Spritze und einen grossen Tiegel einer braunen Salbe ohne Aufschrift. Auf meine Frage, was man damit anfangen könne, antwortete Asad, so hiess mein Gehilfe, dass man sie auf erfrorene Glieder streiche. Eine Flasche mit Salmiak diene zur Desinfektion der Spritze, die anscheinend vor allem zu Injektionen von Kampferöl benutzt wurde, das in genügender Menge vorhanden war. Einige Ampullen Strychnin lagen in einer Schachtel. Ein recht zierliches Fläschchen, an dem eine Pipette befestigt war, als Hinweis für den Benutzer, enthielt Alkohol.

Kaum hatte ich mich etwas umgesehen, als auch schon meine Vorgesetzte, eine freie Ärztin, eintraf. Sie war eine Frühgeburt eines Arztes, eine in der Zeit des Krieges diplomierte Studentin, eine Ukrainerin, die meines Kommens anscheinend froh war. Sie konnte sich, wie ich dann später erfahren sollte, ganz und gar nicht an diese Arbeit gewöhnen und hatte auch leider nicht die Voraussetzungen dazu.

Gleich am ersten Tage erkrankte ich, es war die Leber, die sich bemerkbar machte. Ich konnte mich vor Schmerzen nicht geradehalten, schlich gekrümmt zwischen den Kranken umher und versuchte zu verstehen, womit ich ihnen helfen könnte. Gegen Abend verschlimmerte sich mein Zustand derart, dass der Hauptarzt, mein Examinator, beschloss, mich nun endgültig in die Verteilungsbaracke zurückzuschicken. Um das zu verhindern, musste ich versuchen, Nachtdienst zu tun, musste den Beweis liefern, dass ich arbeitsfähig sei.

Diese Nacht war die längste und schrecklichste, die es je auf Erden gegeben hat. Es geschahen in ihr Dinge, die unwahrscheinlich waren, die sich dann zwar späterhin wiederholten, aber als schon einmal erlebt ihre Wirkung auf mich verloren.

Ich weiss nicht, wie die Gefangenen in der Nacht im Walde die Bäume fällen, es gab doch dort keinerlei Beleuchtung ausser jenen Feuerstellen, die zum Verbrennen der Zweige unterhalten werden. Die Stelle, an der man den Wald rodete, lag vom Lager recht entfernt, kein Hundegebell drang von dort her zu uns, und deshalb mag es wohl auch eine ziemliche Weile gedauert haben, bis man die nächtlichen Holzfäller, besinnungslos und vollkommen er-

starrt, zu mir bringen konnte. Alle Bretter, die Pritschen, auf die man sie hätte legen können, waren schon lange eingenommen, es blieb allein der Boden für sie übrig, und der war kalt. Die Frage ihrer Unterbringung schien aber schon lange gelöst zu sein, man legte sie mir einfach, ohne zu fragen, auf ihn hin. Sie der Kleider zu entledigen ging nicht an. Die Kälte und auch meine Kräfte erlaubten es nicht. Es blieb nur eines übrig, ihnen den Puls zu ertasten, der nicht oder kaum fühlbar war, und mit Injektionen an einem mehr oder weniger zugänglichen Körperteil zu beginnen.

Im Laufe der Nacht bedeckte sich der Boden des Raumes immer mehr und mehr, und über die Körper hinwegzusteigen war durchaus nicht leicht, ich stieg bereits über Tote.

In dieser Nacht starben mir elf Männer, die man dann am Morgen abholte. Es waren Junge und Bejahrte, deren Namen ich nicht kannte, deren Todesursache ich nicht feststellen konnte, nur eines war mir klar, dass sie an dem Regime gestorben waren.

Eines Koreaners erinnere ich mich besonders gut, ich glaube seine Nationalität richtig eingeschätzt zu haben. Sein röchelnder Atem hatte mich an seiner Seite festgehalten, die Bewegungen seiner Nasenflügel deuteten auf eine Entzündung der Lunge hin. Plötzlich schlug er die Augen auf und sah mich an, er gehörte anscheinend nicht zu denen, die sich bereits an das Sterben gewöhnt hatten. Seine Augen erstarrten in einer ungeheuren Angst, der Mund öffnete sich atemlos und schloss sich nicht wieder. Der Mann war tot.

Je mehr ich ihr Sterben sah, desto mehr entfernte ich mich von mir selbst, ich fühlte meine Schmerzen kaum, ich konnte mich nur

nicht aufrichten, was aber auch weiter nicht notwendig war, da diejenigen, denen ich helfen sollte, auf dem Boden lagen.

Es wäre sehr leicht möglich, so dachte ich zumindest, dass man mich des Morgens dieser Toten halber beschuldigen könnte, obgleich ich diesem Sterben ganz hilflos gegenüberstand. Nichts dergleichen geschah, es war dies wahrscheinlich eine ganz übliche, eine nächtliche Erscheinung, und wie man den Letzten dann hinaustrug, kehrte ein Mann noch einmal zurück, schaute über den Boden hin und fragte: «Alle?»

Ich antwortete nicht, es schien mir nur, dass dieses Wort gleichsam ein Freibrief für mich sein konnte, eben so viele Tote zu liefern, wie es mir gefallen mochte.

Solche Nächte wiederholten sich, mehr oder weniger von einem Sterben gesättigt, das wie Flucht aussah, das hier die sicherste Möglichkeit war, sich diesem Leben zu entziehen.

Um uns war eine fruchtlose Taiga, Kälte und Schnee, und nur ganz unerfahrene Menschen wagten es, sich ihr anzuvertrauen, zu fliehen, der Gefangenschaft zu entgehen. Sie konnten es zwar wagen, aber gewiss ohne Erfolg. Ich kenne die geheimen Befehle nicht, die in solchen vorkommenden Fällen zur Anwendung gelangen sollten, nur dass die Flucht fast immer gleich dem Tode war, das weiss ich gewiss. Man erschoss die Leute oder erschlug sie dabei, wie es eben bequemer war. Vielleicht entstammt dieses Vorgehen zu einem Teil auch dem Hass der Soldaten, den man seit Langem geschürt hatte und der dann auch ohne besonderen Befehl diese Opfer brachte.

Eines Tages stand ich ziemlich entfernt von dem grossen, gekalkten Ofen, der eigentlich nur sich selbst erwärmte, als man ei-

nen Mann brachte und an seine Seite legte. Es war Tag. Er lag regungslos da, das hatten aber die Besinnungslosen auch an sich. Er war barfuss, was weniger den hiesigen Gebräuchen entsprach. Ich sah auf seine nackten Füsse hin, die gross und knochig waren und wohl schon manchen Weg gegangen sein mussten, und hatte bei ihrem Anblick nur die Gewissheit, dass sie einem Toten gehören. Sie hatten nämlich nichts mit schlafenden Füssen zu tun, aber was sie von denen unterschied, konnte ich nicht erraten.

Es gab Zufallstote, die im Grunde nichts mit meinem Amte zu tun hatten, man brachte sie mir und holte sie auch wieder ab, ohne dass ich ihren Namen noch die Todesursache erfuhr. Das Bringen und Abholen war nichts anderes als eine Zeremonie, die sie zur Legalisierung des Todes brauchten, eben Bürokratismus.

Für mich gab es damals nur eine Notwendigkeit, wenn es bei meinen Kranken zum Sterben kam, ihnen dieses zu erleichtern. Es ging dabei nicht ohne Gefühlsaufwand ab, da andere Möglichkeiten, ihnen zu helfen, nicht vorhanden waren. Es ist nicht angenehm, eine Stirn zu streicheln, die mit kaltem Schweiß bedeckt ist, den harten Griff der Hände zu ertragen, die sich in Todesangst anklammern.

Mein Arbeitstag hatte keine Grenzen, meine Nächte waren voll der Arbeit. Die Tuberkulösen hatten anscheinend einen grösseren Lebenswillen als andere Kranke, sie richteten sich noch mit dem kleinsten Teile einer Lunge ein, hatten aber einen schlechten Schlaf. Einer von ihnen, Ignatjew, machte mir mehr Arbeit als andere, gab mir dafür aber etwas, ein Geschenk, das mir an diesem traurigen Orte weiterhalf. Er war überaus geduldig, er wünschte

nur, dem Anscheine nach, sich selbst zu hören. Das erste Mal, als er mich zu sich rief, war sein Ersuchen für mich ganz unverständlich, und ich dachte, es mit einem Irrsinnigen zu tun zu haben. Er stellte an mich die Frage, ob er mir ein Märchen erzählen dürfe. Hier und in dieser Umgebung ein Märchen? Es war schwer, es ihm zu verweigern, obwohl meine Zeit dazu eigentlich nicht ausreichte. Ich hörte die Geschichte von Aljonuschka, hörte sie zuerst etwas ungeduldig an, aber späterhin dann mit einem solchen Vergnügen, dass es mir leid tat, als sie endete.

Wie wenig dieses Erzählen zu unserer Umgebung passte, mag man leicht erfüllen, schwerer vielleicht die gesegnete Hoffnung, die aus seinen Worten erstand.

Der Raum, der schon von allem Anfänge an zur Aufnahme der Kranken nicht ausgereicht hatte, war nach Kurzem so überfüllt, dass man uns eine grosse Baracke als Lazarett übergab. Woher plötzlich diese Flut kranker Männer gekommen war, habe ich zwar nicht erfahren, konnte mir aber gut vorstellen, dass Hunger und Arbeit sie zustande gebracht hatten. Es waren Hunderte, die ich nun aufnahm, die ich aufteilte.

In dem Raume standen nun nicht mehr einfache Pritschen, sie hatten einen Oberstock erhalten, was noch irgendwie angängig gewesen wäre, sie bekamen aber noch eine dritte Etage, was gefährlich war. Gefährlich für den Kranken, der auf und ab klettern musste, und auch für mich selbst, die ich den Kranken zu betreuen hatte. Ich habe fast niemals meine Kranken bestraft, aber einen von ihnen auf die dritte Etage zu legen kam einer Strafe gleich.

Zu dieser Zeit hatte ich einen Traum, der sich dann öfters in

gleicher Weise wiederholte. In der linken Hand hielt ich eine gefüllte Spritze, und mit der rechten klammerte ich mich an den Oberstock der Pritsche, um mich zu dem Kranken hinaufzuschwingen, wozu meine Kraft nicht ausreichte; ich fühlte die ganze Schwere meines Körpers, eine ungeheure Last, die mich nach unten schauen liess. Ich hing über einem Abgrund, einer bodenlosen Tiefe.

Ich hatte meine Kranken aufgeteilt. Eine Hälfte der Baracke, die mehr Licht hatte, erhielten die Tuberkulösen, und die anderen, die mit den verschiedensten Krankheiten behafteten, mussten sich mit einer etwas unheimlichen Dunkelheit begnügen.

Schlimm war, dass sie ihre Krankheit zu ertragen hatten, die ihnen nur eine kleine Linderung eintrug, nämlich die Gewissheit, durch sie wenigstens für eine Zeit von dem Fällen der Bäume erlöst zu sein.

Quälend war die «allgemeine» Krankheit, die sie befallen hatte. Alle, ohne Ausnahme, hatten nun die Krätze. Man kennt die Ursache dieses Übels, und sie hört sich ganz harmlos an. Die Krätzmilbe kriecht unter die Haut und bewegt sich dort recht häuslich, macht Gänge und vielleicht auch Zimmer, wer kann sie schon daran hindern? Das Jucken, das danach entsteht, ist unerträglich, aber das Kratzen, das zu seiner Abhilfe dienen soll, hat seine üblen Folgen, es entstehen gewöhnlich Geschwüre danach.

Wenn ein sonst gesunder Mensch von dieser Krankheit befallen wird, wehrt er sich, so gut er kann, aber selten ohne Affekt, er wird meistens zornig dabei. Meine Kranken, die Gefangenen, kratzten sich nun Tag und Nacht, ungeachtet der Schmerzen, in einer durchaus masochistischen Art.

Ihr Körper, auch sonst recht unerfreulich anzusehen, abgemagert und vertrocknet, war daraufhin mit Geschwüren bedeckt, deren Versorgung mir nicht nur unmöglich war, sondern auch ziemlich sinnlos vorkam, ohne sich der Krätze zu entledigen.

Die Nächte waren erfüllt von dumpfem Geächze, Stöhnen und natürlich auch Husten. Schreie und Verwünschungen hatten einen besonderen Grund. Sie kamen meistens in Fällen vor, wenn sich ein Wäschestück zu innig mit dem Geschwüre verbunden hatte, in ihm klebte und dann losgerissen wurde.

Als einziges Mittel zur Bekämpfung der Krätze konnte man hier Birkenteer erhalten, eine dunkelbraune Masse, mit der man den Körper bestrich. Ich möchte gegen dieses Mittel nicht viel sagen, es hat seine Vorteile, und ich glaube, dass die Krätzmilbe es wirklich nicht leiden kann, nur dass es leider auch seine Nachteile hat, lässt sich nicht verschweigen. Der Körper nimmt seine Farbe nur allzu willig an, ohne sie wieder abgeben zu wollen, wodurch Schwierigkeiten entstehen; die Wäsche aber verwandelt sich in einen starren, dunklen Panzer, der endgültig ist. Der Geruch des Birkenteers erinnert, vielleicht auch nur in der Verbindung mit jenen kranken Körpern, durchaus nicht an Waldesluft, er ist schwer ertragbar.

Die Schwierigkeiten, die ich erwähnte, hatten mit dem Bade zu tun. Wir erhielten höchst selten Seife, eigentlich geschah es nur ein einziges Mal während der Zeit, in der ich hier arbeitete. Ungefähr ein Kilogramm halbweicher Seife hatte man mir für über hundert Menschen gegeben, und ich hatte diese Kostbarkeit in meiner

Kabine versteckt. Ich konnte wirklich nicht annehmen, dass sie den Ratten schmecken würde, aber sie tat es.

Ich musste Bericht abgeben, in welcher Form und womit ich die Gefangenen gereinigt hatte. Im Lager gab es gelben Lehm, den ich zu «bolus flava» erhöhte, um ihn medizinisch zu berechtigen.

Für jeden Mann wurde ein Bastbündel angefertigt, um mittels des Lehms den Birkenteer zu entfernen. Das hört sich ganz annehmbar an, aber wie verhielt es sich in Wirklichkeit damit? Den Lehm musste ich selbst herbeischaffen und zu Kugeln formen. Einmal bin ich dabei, bei dieser Arbeit, nur ganz zufällig dem Tode entgangen. Ich hatte meine kranken Ohren verbunden und hörte demnach den Soldaten nicht, der mich mit dem Erschiessen bedrohte, als ich Lehm sammelte. Ein Mann riss mich so schnell zurück, dass die Kugel danebenfuhr, ich aber auf den Rücken hinfiel, was den Soldaten zu lautem Lachen brachte.

Die Arbeit war mehr, als ich leisten konnte. Mein Gehilfe, der junge Kalmück, hatte sich auf das Fiebermessen spezialisiert. Die junge, freie Ärztin besuchte mich zwar, war freundlich zu mir, nahm mir aber die Arbeit nicht ab. In dieser Ausweglosigkeit brachte ich eine Bitte zustande, die mir aber schon nach Kurzem recht sinnlos vorkam, die aber nicht mehr rückgängig zu machen war. Ich bat, man solle mir Adolfowna als Hilfe begeben, und sie kam. Sie dankte mir überschwenglich, dass ich sie aus dieser Hölle, wie sie das Lazarett ausserhalb des Lagers nannte, gerettet hatte, was aber leider nur Worte waren, die Arbeit selbst ging ihr dann nicht von der Hand.

In der hintersten Ecke der Baracke war aus ungehobelten Bret-

tern ein kleiner Raum zusammengefügt, der meine Schlafstätte enthielt, über der nun Adolfovna schlief. Es gab auch einen Tisch, auf dem eine Ölfunzel stand, die sich aber weniger dem Leuchten als der Rauchentwicklung ergab, obwohl sie die Aufgabe hatte, bei der Versorgung der Kranken zu dienen.

Die Wände hatten Spalten, und nicht etwa kleine, kaum merkbare, man konnte gut einen Finger durchstecken, obwohl dies niemandem einfiel zu tun.

Ich hatte unter meinen Kranken drei Irrsinnige und sechs Epileptiker. Die ersteren verhielten sich meist ruhig, während man dies von den anderen nicht sagen konnte. Schlimm wurde es aber, wenn unser junger Zigeuner, der Gehilfe des Kochs, dem es oblag, die Suppe zu bringen und auszuteilen, eben bei dieser Beschäftigung einen seiner Anfälle bekam. Er stürzte ohne jeden Vorboten zu Boden, und es war noch gut, wenn er dabei nicht mit erhobenem Schöpflöffel die heiße Suppe über sich goss. Sein Fallen war das Signal für alle anderen seiner Art. Sie gehörten einem Bunde an, waren Kämpfer gegen eine unsichtbare Macht, der sie sich nicht ergeben wollten. Sie fielen von den Brettern, hämmerten mit ihren Köpfen auf den Boden, so als ob gerade sie das notwendig zu Vernichtende wären, und hatten vielleicht damit auch recht.

Das waren die Epileptiker, deren Erkrankung hier nur zusätzlich vorhanden war, sie kam bei der Bewertung ihrer Arbeitskraft nicht weiter in Betracht, und auch den Irrsinnigen ging es nicht besser, ausser sie hatten sich schon so weit von der Gegenwart entfernt, dass sie zu ihr nicht mehr zurückfanden.

Einer von ihnen lag neben meinem Raum und guckte von Morgen bis in die Nacht durch die Ritze zu mir hin. Er hockte auf seinem Brett und schaute, ganz gleichgültig, ob sich jemand in ihm aufhielt oder nicht. Auf meine Frage, warum er dieses tue, bekam ich eine recht seltsame Antwort: «Dort ist es gut, ringsum ein Friedhof, ein Friedhof!»

Eines Tages fragte er mich, ob ich auch Beine auf Sprungfedern habe, wie sein voriger Arzt, der mit einem Schritt die Länge des Lazarettts nehmen konnte. Leider hatte ich solche Beine nicht, aber ich war in der Lage, ihm «schwarze Medizin» zu geben. Ich habe es auch nicht gleich verstanden, als er mich um diese bat. Die wenigen Medikamente, die ich endlich erhalten hatte, waren weiss, sozusagen totenbleich, und erst nach langem fiel es mir ein, dass ich ihm einmal ein Stückchen Fruchttee, allerdings als Speise, gegeben hatte, da er doch ewig hungrig war, den er nun als «schwarze Medizin» von mir erhoffte. Auf meine tägliche Frage, wie es ihm gehe, erhielt ich fast immer nur eine Antwort: «Das Gehirn fliesst!» Er machte dann recht plastische Bewegungen mit seinen dünnen Fingern, fuhr sich von den Schläfen über die Wangen zum Kinn entlang, um dann seine Hände zu wölben, um das Tropfende aufzufangen.

Es lag bei mir ein irrsinniger Jurist, ein noch ziemlich junger Mann, der nicht schlafen konnte und der an Verfolgungswahn litt, oder zu leiden vorgab, was ich nicht entscheiden mochte. Er sass auf seinem Brett mit hochgezogenen Beinen, hatte die Decke über den Kopf gezogen und fürchtete sich. Schlafend habe ich ihn niemals gesehen, vielleicht hatte er aber nur die Möglichkeit des leichtesten Schlafes einer Mutter, um nicht überrascht zu werden.

Er hatte einen phantastischen Fluchtversuch unternommen, eine unglaubliche Anstrengung, der er anscheinend nicht gewachsen war. Er floh von dem Orte seiner Arbeit, er war beim Baumfällen in der winterlichen Taiga beschäftigt. Um keine Spuren zu hinterlassen, die den Hunden den Weg gezeigt hätten, kletterte er auf einen Baum und sprang dann von einem Ast auf den anderen. Als er endlich an eine Bahnlinie kam, war seine Kraft zu Ende, er schlief ein und wurde verkauft. Der Bahnwärter bekam eine Prämie, die er auch erwartet hatte. Ob man den Erschöpften geschlagen hat, weiss ich nicht, es ist aber anzunehmen, oder waren es die Hunde, die seine Hand derart verunstaltet hatten?

Der dritte Irrsinnige war ein Mann, der nicht redete, der auf Fragen nicht antwortete, der schwieg und der zusehends verblödete. In den ersten Tagen erzählte er mir noch seine Geschichte, die durchaus glaubwürdig war. Er war ein Partisan gewesen, der zusammen mit seinem Bruder gegen die Deutschen gekämpft hatte. Sie waren bewaffnet und hatten einen Hund. Eines Tages hörten sie ungewöhnliche Laute, worauf sich sein Bruder zu einem Aufklärungsgang entschied. Er wollte den Hund und ein Gewehr mitnehmen, was ihm aber nicht zugebilligt wurde. Er ging also folgsam, dem Älteren gehorchend, unbewaffnet durch den Wald und kam nicht wieder.

Unser Gefangener erzählte unter Tränen, wie er ihn gesucht und wie er seine Leiche gefunden hatte, die Leiche des geliebten Bruders. Danach hatte er ein so grosses Schuldgefühl, dass er sich den Behörden stellte, die ihn dann des Mordes bezichtigten und auch danach bestrafte.

Anfänglich unterschied er sich von anderen Menschen wenig, er hatte ein trauriges Gesicht, das aber unter den verschiedensten kummervollen nicht besonders auffiel. In kurzer Zeit wurde es jedoch runder, gedunsen, seine Lippen öffneten sich, und der Speichel nässte seine Brust. Zu dieser Zeit wäre eine ständige Aufsicht notwendig gewesen, und nicht immer konnte ich Freiwillige dazu erhalten, jeder hatte mit sich selbst zu tun oder war einfach zu müde, um anderen zu helfen.

Eines Tages schüttete der Mann seinen Brei auf die Bettdecke, breitete ihn zu einer ganz dünnen Schicht darauf aus, so weit er eben ausreichte, und alles deutete darauf hin, dass er das Bett für einen Ofen hielt, auf dem der Brei backen sollte.

Das war natürlich nichts besonders Gefährliches, nur recht unangenehm, da er sich den Brei nicht abnehmen liess, ihn hütete und bei dem Kampf, der sich dabei entwickelte, übernatürliche Kräfte zeigte und Laute von sich gab, die durchaus nicht menschlich waren. Schlimmer aber war es, als er ein Postpaket bekam. Es war so selten, dass eines seinen Weg zu uns fand, dass das ganze Lazarett aufgeregt war und es mit grosser Neugierde erwartete. Ohne militärische Kontrolle durfte es nicht abgegeben werden, aber auch nicht ohne ärztliche. Soldaten brachten also das offene Kistchen zu mir, es enthielt Nahrungsmittel. Ich gab den Männern zu verstehen, dass der Inhaber vollkommen irrsinnig sei und man ihm die Sachen nicht übergeben dürfe. Ich erbot mich, sie über Tage hin richtig aufzuteilen. Damit waren sie aber nicht einverstanden, sie beriefen sich auf den Buchstaben, dass das Kistchen dem Besitzer abgegeben werden müsse. Der Irrsinnige wurde gerufen und kam. Er ging mit vorgestrecktem Kopf, wie zu einem Angriff gerüstet. Wenn ich auch den Inhalt dieser Sendung nicht genau betrachtet hatte, war es doch ersichtlich, dass er schon vor langer Zeit abgeschickt worden war. Es lagen Eier da, die, etwas

zerbrochen, ihr schwarzes Inneres aufzeigten. Ein unangenehmer Geruch stieg auf, und es war ganz deutlich, dass man den «Gruss aus der Heimat» werde vernichten müssen, um eine Vergiftung zu verhindern. Die Soldaten waren aber dagegen. Einer von ihnen sagte, das sei nicht ihre Aufgabe, das könne nur der Besitzer selbst tun, wenn er es für notwendig halte.

Mit weit aufgerissenen Augen stand nun der Kranke vor uns, und ohne zu sprechen, zeigte er auf das Kistchen und dann auf seine Brust, was ganz unzweideutig die Frage enthielt, ob dies sein Eigentum sei. Da die Soldaten nickten, riss er das Kistchen an sich und lief in grossen Sprüngen zu seinem Bette, das am äussersten Ende der Baracke stand. Er stiess dabei dumpfe Schreie aus. Keiner der Kranken vertrat ihm den Weg.

Kaum hatten die Soldaten den Raum verlassen, als ich auch schon auf dem Wege war, ihm die Eier abzunehmen, kam aber zu spät. Nach den Schalen zu urteilen, zählten wir 17 Eier, schwarz und stinkend, die er in der kurzen Zeit geschluckt hatte. Er hielt das Kistchen zwischen den Knien und frass. Um ihn herum standen die anderen, sahen ihm mit gierigen Augen zu und schluckten den Speichel.

Nach diesem allen konnte ich nichts anderes erwarten als ein ziemlich qualvolles Sterben, das aber ausblieb. Der Mann begann nach dieser Mahlzeit zu schlafen, tat es lange und ausgiebig, und vielleicht wurde er danach sogar kräftiger, was ich allerdings nicht

bemessen konnte. Vernunft scheint demnach nicht in jedem Falle das Richtige zu sein, um das Leben zu erhalten.



Ich hatte in meinem Lazarett einen merkwürdigen jungen Juden, der aus Rumänien nach der Sowjetunion geflüchtet war, weil er gehört hatte, dass es hier keinen Antisemitismus gäbe. Er wurde aber gleich an der Grenze als Spion verhaftet und auch als solcher zu zehn Jahren verurteilt. Er hiess mit Vornamen Sola, war klein, mit einem runden Kopf, in dem ein aussergewöhnliches Gedächtnis lebte. Er war 17 Jahre alt, trug bei mir den weissen Rock eines Sanitäters, der ihm viel zu lang war. Die grossen Schuhe, in denen seine Füsschen staken, schleuderte er bei jedem Schritte gewissermassen von sich, und da dies einiger Zeit bedurfte, verlangsamte sich sein Gehen zu einem Schreiten, wobei sein Rock priesterlich um ihn schwang.

Sein Gedächtnis ersetzte mir ein ganzes Archiv. Er erinnerte sich an jeden Vor- und Familiennamen unserer Kranken, den Tag und das Jahr ihrer Geburt, und selbst das, was ich gar nicht wissen wollte, den Grund ihrer Verhaftung, konnte er mir mit allen Buchstaben und Nummern hersagen.

Eines Nachts, als er Wache hatte, war ich beruhigt eingeschlafen, lag flach auf meinem Brette, da mein kleines Bündel den Kopf nicht sehr erhöhte. Warum ich plötzlich erwachte, weiss ich nicht, hinter meinem Kopf stand Sola und machte mir ängstliche Zeichen, mich ja nicht zu rühren. Er zeigte auf meine Bettdecke hin,

auf der eine riesige Ratte sass, die mich aufmerksam betrachtete. Mit einer Schnelligkeit, die ich mir selbst nicht zugetraut hatte, warf ich die Decke über sie, die danach im Nu verschwand. Sola war, wie er mir dann erzählte, lange unentschieden gestanden, er fürchtete, die Ratte könnte mir in das Gesicht springen, wenn er sie erschrecke.

Ich lag ziemlich flach auf meinem Brette da, und meine Kranken hatten es nicht besser. Unterlagen für den Kopf zu beschaffen war fast unmöglich, und ich beschloss, einfach Holzscheite, die wir zum Heizen erhielten, dazu zu verwenden. Sie boten natürlich keinen schönen Anblick dar, und eine Kommission, die das Lazarett besuchte, machte darüber abfällige Bemerkungen, obwohl sie im Grossen und Ganzen mit meiner Arbeit zufrieden war. Ich kam ihr nur ein wenig dumm vor, da ich auf die Frage, wie viele *Konstantinows* ich im Lazarett habe, bereit war, ihnen die Krankengeschichten vorzulegen, worauf sie hell auflachten. Ich wusste nämlich nicht, dass man mit diesem Namen die Toten bezeichnete, dass dies der geheime Code war, unter dem sie geführt wurden.

Diese Kommission bestand aus Leuten, bedeckt mit Sternen und Borten, die mit den Gefangenen recht lustig sprachen, so als ob sie sich in einem Kriegslazarett befänden. Mein Irrsinniger, der mit dem «tropfenden Gehirn», machte ihnen besonders Spass, und als sie ihn fragten, was er sich wünsche, sagte er mit einem Grinsen: einen Eimer Suppe! Er wurde ihm zwar versprochen, aber an das Halten dachte natürlich niemand.

Einige Tage später, an einem besonders kalten Tage, stürzte der

kleine Sola mit der Nachricht in mein Kabinett, dass dieser Irrsinnige entflohen sei. An der Tür des Lazarets stand aber ein Mann, der sie öffnete und verschloss, wie konnte er demnach entfliehen? Er war nur mit der Unterwäsche bekleidet und barfuss. Er hatte den Wächter, wie mir dieser dann erzählte, mit nicht zu erwartender Wucht beiseite gestossen und war entwischt. Man verfolgte ihn sofort, konnte ihn aber nicht mehr einholen. Anscheinend kannte er das Lager genau, denn er lief geradewegs zu der Buchhalterei, und was sich dort abspielte, habe ich dann mit allen Einzelheiten erfahren. Er riss die Tür auf und stand in einer Dampf- wolke zwischen ihr. Die kalte Luft, die in den gutgeheizten Raum drang, umhüllte ihn, er glich einer Erscheinung. Zuerst waren die Leute dort wie gelähmt, sein Aussehen war erschreckend und versprach nichts Gutes. Viele schrien, und nicht wenige stiegen auf die Tische, was ihnen doch auch nicht helfen konnte. Mit brüllender Stimme forderte er, sich unaufhörlich wiederholend: einen Eimer Suppe. Die Tür hatte er nicht geschlossen, ging aber auch nicht weiter in den Raum hinein, und erst als die Männer aus dem Lazarett ihn fassten, wurde er mit einem Schlage still und liess sich ohne Gegenwehr abschleppen.

Seine Kräfte waren verausgabt, er schien erst jetzt die Kälte zu spüren, seine Füsse fürchteten nun die Berührung mit dem eisigen Boden, so dass er sich mit kleinen hüpfenden Bewegungen begnügte, zwischen den Armen der Männer hängend.

Wir brachten ihn zu Bett, rieben seine Glieder, gaben ihm heisses Wasser zu trinken. Ich versprach ihm, sofort einen Eimer Suppe zu bringen, und tat es dann auch, obwohl der Eimer kleiner

war, einfach eine Holzschüssel, die aber doch zwei Portionen Suppe enthielt: seine und meine.

Ich fürchtete die Folgen dieser Eskapade. Wenn er nämlich unter diesen Umständen gestorben wäre, hätte ich die volle Verantwortung zu tragen gehabt. Es geschah aber nichts, er ass die Suppe mit einer besonderen Gier und schien es zufrieden zu sein.

Die Kommission, die mir diese Unannehmlichkeit einbrachte, kam ganz unerwartet, wurde mir nicht angekündigt, aber eine andere, die von allen gefürchtete, die als ewige Drohung über allen stand, kam niemals.

Ein Gefangener, die rechte Hand des Lagerleiters, hatte mich darüber aufgeklärt, was es heisse, wenn «Uralez» inspiziere. Er war der Schrecken aller Lager des Urals, und soweit ich in Erfahrung bringen konnte, hatte ihn noch kein Mensch gesehen, und alle wussten dennoch, wie er sich benahm. Ich hörte, dass er in alle Winkel kröche, Wanzen und Läuse suche, was übrigens andere Kommissionen auch taten – seine Spezialität waren die Spinnweben, und die Strafen, die er danach verhängte. Ein Arzt soll für eine Spinnwebe zehn Tage Karzer erhalten haben, während seine Kranken ohne Hilfe starben.

Gab es diesen Mann «Uralez» wirklich, oder war er nur ein Schreckgespenst, das weiss ich nicht, aber dass er wirkte, das war gewiss.



Hier starben die Menschen gewöhnlich einige Tage nach dem Bade, und das war verständlich. Welcher entkräftete

Organismus konnte es ertragen, nur mit der Unterwäsche bekleidet, die dünne Bettdecke über den Kopf gezogen, vom Bad zum Lazarett zurückzugehen bei minus 30 oder 40 Grad? Es war ein grosser Kampf notwendig, bis man mir erlaubte, zehn Wattejakken im Lazarett zu halten, die eine Möglichkeit zur Flucht darstellen sollten, um die Kranken in kleinen Gruppen vom Bade abzuholen.

Es ist schwer zu ertragen, wenn hundert und mehr Männer husten, und das taten sie, am Tage weniger, wie mir schien, und ganz ausgiebig des Nachts. Medikamente, um ihnen zu helfen, hatte ich nicht. Es blieb mir nur ein Ausweg, und der war die Suggestion. Ich sagte ihnen, dass ich endlich Tropfen erhalten habe, die aber so stark wirkend seien, dass man sie nur mit aller Vorsicht anwenden könne.

Ich bereitete einen Absud von römischer Kamille vor und gab den Kranken, die mit einem Löffel voll Wasser in langer Reihe standen, einige bräunliche Tropfen hinein. Wenn ich nur mehr drei von ihnen in der Pipette hatte, flehten sie mich an, ihnen wenigstens noch einen einzigen zu bewilligen, was ich auch nach einigem Zögern tat. Mein Lazarett hatte danach weitaus ruhigere Nächte; ja, ich half mir eben, wie ich konnte.

Die Verwaltung verstand gar nicht, wie ich es zustande brachte, Kranke als arbeitsfähig aus dem Lazarett, und dies ohne Skandal, auszuschreiben. Früher soll es dabei die schrecklichsten Szenen gegeben haben, während mich die Leute ruhig verliessen, allerdings in der Gewissheit, dass ich sie bei nächster Möglichkeit wieder aufnehmen werde, was ich ihnen zusicherte und auch hielt.

Schlimm waren die Etappen nach dem zentralen Lazarett, das

sich in Nishni Tagil befand. Es war nicht so, dass ich nach eigenem Gutdünken die Kranken dazu wählen konnte, ich bekam ihre Liste, während ich die volle Verantwortung tragen musste, dass sie dort auch lebendig ankamen. Jeder Todesfall auf diesem Wege musste meine Strafzeit verlängern.

Die Kranken waren in einem schrecklichen Zustande, bis zum Skelett abgemagert, und konnten sich kaum auf den Beinen halten. Ich fürchtete das Schlimmste für die Fahrt. Der Hauptarzt aber gab mir dann den Rat, den Kranken für jeden Kilometer Fahrt einen Kubikzentimeter Kampferöl zu injizieren, den ich auch befolgte, da ich keine andere Möglichkeit sah. Ich tat es zwar, nur dass ich über 5 cm³ nicht hinausging, obwohl die Fahrt länger dauerte.

Adolfowna konnte ich zu dieser Arbeit nicht zulassen. Die Kranken weigerten sich einfach, sich von ihr betreuen zu lassen. Sie war mir eine rechte Last, aber auch eine Abwechslung. Eines Tages fand sie ein rotes Papierchen und färbte sich die Wangen damit. Sie kokettierte mit den verschiedensten Leuten, sogar mit unserem epileptischen Zigeuner, um nur etwas mehr Suppe zu erhalten.

Wir hatten hier im Lager einen «Ordner», der uns die verschiedenen Befehle der Verwaltung überbrachte, ein junger, intelligenter Verbrecher, ewig lustig und zu Untaten aufgelegt. Er erzählte, gewiss ohne jede Nötigung, seine Geschichte, es war die eines Diebes. Er erzählte plastisch, äusserst lebendig. «Denken Sie nur», sagte er lachend, «Sie kennen doch Moskau, nachts und bei Fliegeralarm? Alle Menschen verkriechen sich, und alle Wohnungen stehen offen. Das ist doch geradezu eine Aufforderung zu nehmen,

was man will, und ich liess mich nicht bitten. Ob die Bomben oder ich, welcher Unterschied? Können Sie ihn mir zeigen?»

Nein, das war mir nicht möglich, das konnte ich nicht, aber er erwartete es auch scheinbar nicht. Seine Diebereien waren ihm zur Bewertung seiner Person ganz belanglos, er hatte noch andere Fähigkeiten, um deren Anerkennung er sich bemühte. Er versicherte, dass er jede Unterschrift nachmachen könne und jeden Stempel. Wir waren erstaunt, machten vielleicht sogar ungläubige Gesichter, was ihn zu einem Angebot verleitete. Er schlug uns vor, unser Formular, d.h. jenes Dokument, das uns von Lager zu Lager begleitete, in dem alles verzeichnet war, was unsere Identität feststellen konnte, zu ändern. Dieses Formular war eine gründliche Angelegenheit, es fing mit dem Tage der Geburt an, vergass die Farbe der Haare nicht und war vor allem auf besondere Kennzeichen erpicht. Bei den Verbrechern war dieses Formular ein «geschriebenes Bild». Alle Tätowierungen waren dort vermerkt, und sie kamen oft in grosser Zahl vor. Natürlich waren auch dort die Gesetzesparagrafen verzeichnet, die man uns zugeeignet hatte.

Für mich musste das Abändern meines Formulars nutzlos sein, ich hatte überhaupt keinen Paragraphen, ich war nur eine Deutsche, für Adolfovna stand die Sache anders. Sie hatte, wie es sich jetzt herausstellte, zwei und nicht nur einen Strafpunkt: antisowjetische Reden, man könnte sagen «an sich», anscheinend allein und nur für sich hingemurmelt, und solche, in einer gleichgesinnten Gruppe gehalten.

Jetzt ergab sich für sie eine Gelegenheit, ihr Schicksal zu ändern, sich der Hälfte der Schuld zu entledigen, denn der gute Jun-

ge konnte ihr auch die Frist der Gefangenschaft kürzen, was er auch tat.

Ich habe das neue «Formular» zu Gesicht bekommen, es war unantastbar, mit allen Stempeln und Unterschriften versehen, und konnte keinerlei Verdacht erwecken. Der «Ordner» hatte eine schwierige Arbeit geleistet, aber durchaus nicht, um etwas dafür zu erhalten, es war ihm allein um Anerkennung zu tun.



Meine junge Ärztin hatte sich in einen Gefangenen verliebt, das war ganz leicht zu sehen, während ein Major sie mit Liebesanträgen verfolgte, was uns auch nicht entgehen konnte. Gewiss eine Privatangelegenheit, die sich aber für mich allmählich zu einer Katastrophe auswuchs. Sie borgte sich von mir die Wattlejacke aus, um im Lager irgendwohin zu verschwinden, in der Dunkelheit die Leute glauben machend, dass nicht sie, sondern ich mich im Lager herumtreibe. Vielleicht kam ihr aber dieses auch gar nicht in den Sinn, der mit anderen Dingen beschäftigt war. Sie wollte das Spionagesystem des Lagers nicht wahrhaben, obgleich ich der Worte nicht sparte. Was konnte ich mit einem weinenden Mädchen tun, dessen natürliche Triebe den Kopf verwirrten? Ich war eine Gefangene und ohne jedes Recht. Ich sah sie übrigens nicht jeden Tag, es konnte manchmal sogar eine Woche vergehen, ehe sie sich zeigte.

Es unterstand ihr auch das andere Lazarett ausserhalb des Lagers, und so kam es, dass sie mir von dorther eines Tages einen Kranken mit dem Ersuchen überwies, ihn zu halten. Es war für

mich ganz verständlich, was sie von mir verlangte, ich sollte einen Arbeitsfähigen als krank ausgeben. Dieses verstand ich noch besser, als ich den Mann sah. Er war in den besten Jahren, ein früherer Kapitän des Aufklärungsdienstes, der an der Front wahrscheinlich erst vor Kurzem verhaftet worden war und der an Durchfall leiden sollte. Ich untersuchte ihn, er war in guter Verfassung, was aber selbstverständlich eine akute Darmerkrankung nicht ausschloss. Ich gab Asad die Anweisung, ihm die Temperatur zu messen und den Stuhlgang zu prüfen. Schon nach Kurzem kam er zurück, bestätigte den Durchfall und eine Temperatur von 38,5. Für mich war nun dieser Fall nichts anderes als eben ein Kranker mehr, wodurch mir aber die Bitte meiner Vorgesetzten, den Mann zu halten, recht unverständlich wurde.

Schon am zweiten Tage, gleich nach dem Frühstück, der Ausgabe des Brotes, kam Sola in aller Aufregung zu mir, flüsterte mir zu, dass er und viele andere gesehen hätten, dass Asad das Thermometer von einem Kranken genommen und, ohne es herunterzuschlagen, dem Kapitän übergeben hatte. Für mich war diese Angelegenheit recht peinlich, denn hätte nur Sola diese Manipulation gesehen, wäre es vielleicht möglich gewesen, die Sache ohne Skandal in Ordnung zu bringen, es wusste aber bereits das ganze Lazarett davon, und ich musste eingreifen.

Ich rief den Kapitän zur mir und machte ihm Vorhaltungen, auf die er schwieg, mich jedoch mit ironischen Blicken beschenkte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als ihn aus dem Lazarett zu entfernen, und auch der lachende Kalmück musste ihm folgen.

Meine junge Ärztin nahm mir das ausserordentlich übel, behauptete, ich hätte ihr dadurch Schaden zugefügt, und sprach eine lange Zeit nicht mit mir. Die Tage und Nächte waren aber so völlig von Arbeit eingenommen, dass ich den Kapitän aus meinem Gedächtnis entliess.



An einem der nächsten Tage schlug es mit solcher Gewalt an die Tür des Lazarettts, dass alle Kranken aufschreckten. Man brachte auf Tragbahren drei Besinnungslose, denen ein vierter Kranker gebückt nachschlich. Soldaten gab es in Überzahl. Der Leiter des Lagers, in einem blendend weissen Halbpelz, trat auf mich zu und sagte recht zornig, dass er mir einen Tod nicht ohne Weiteres werde hingehen lassen, was etwas unverständlich klang. Den Schluss seiner Rede brüllte er aber bereits: «Sterben sie, dann rechne ich mit dir ab!»

Was war geschehen, aus welcher Katastrophe hatte man diese Männer gerettet? Erst allmählich erfuhr ich den Grund, der zu den Verletzungen geführt hatte. Sie kamen aus einem anderen Lager, nicht weit von uns entfernt. Es war ebenfalls ein Straflager, wie unser Kamenka auch, aber ein noch strengeres. Es hatte nämlich in seiner Mitte noch eine besondere Strafzone, einen Karzer, der nach allem, was ich hörte, alle Untugenden dieser Institutionen in sich schloss. Es war zu einer Revolte gekommen, man hatte den Leiter des Karzers erschlagen, und die Soldaten hatten dann mit den Gefangenen abgerechnet. Sie schlugen und trampelten auf ihnen herum, und ich sollte nun mein Möglichstes tun, diese Verlet-

zungen heilen, sie vor dem Tode zu retten. Sie sollten der Strafe nicht entgehen, taten es aber, wenn sie starben.

Die Untersuchung war sehr erschwert, da ich sie nicht röntgen konnte. Natürlich gab es da ganz sichtbare Verletzungen, die mir auch so nicht entgehen konnten. Bei einem fand ich offene Rippenbrüche, Knochensplitter, die einfach in die Luft starrten, wobei aus der Ecke seines Mundes das Blut in einem dünnen Fädchen rann und sich an seinem Halse sammelte. Der andere hatte Verletzungen des Rückgrats, der dritte war mit gewöhnlichen Knochenbrüchen der Arme davongekommen. Einem von ihnen, dem Gehenden, hätte man vielleicht mit einer sofortigen Operation das Auge erhalten können, die aber abgelehnt wurde. Die Hauptsache war, dass sie nicht starben. Was ich tat und wie ich es tat, ist mir auch heute noch nicht begreiflich. Ich hatte kein steriles Material, ich bekam für einen Monat nur drei Ampullen Morphinum und hatte 150 Kranke zu versorgen.

Der Mann mit den Rippenbrüchen war besonders anspruchsvoll. Er konnte nur ganz leise und mit grosser Anstrengung sprechen und hatte ausserdem Angst. Er wollte in der Nacht nicht allein bleiben, ich sollte neben ihm sitzen, etwas erzählen, und ich wusste wirklich nicht, wie ich seine Angst hätte bannen können. Er sah schrecklich aus, später erst brachte ich in Erfahrung, dass er ein vielfacher Mörder war. Seine Nase hatte so grosse Öffnungen, dass ich meinte, ihm in das Gehirn sehen zu können. Sein Mund war mit sich selbst im Widerstreit, die Oberlippe, an einigen Stellen zerrissen, war schmal und kaum sichtbar, die Unterlippe, dick und herabhängend, zeigte lange gelbe Zähne.

In diesen Tagen kam mir ein Einfall, den ich selbst schwer ver-

stehen konnte, ich wollte es versuchen, Ignatjew an meine Stelle zu setzen. Ich ersuchte ihn, dem Manne Märchen zu erzählen, und so unwahrscheinlich es auch klingen mag, dieser Gedanke war gut und richtig.

Ignatjew löste mich ab, und ich kam dann gerade dazu, als er mit seiner kleinen, singenden Stimme von Aljonuschka erzählte. Es hatte den Anschein, als ob dem Mann niemals eine solche Geschichte zu Ohren gekommen war. Sein Gesicht war gläubig und seltsam verändert.

Ich konnte mich über diese Gruppe von Verbrechern nicht beklagen. Was ich für sie tun konnte, tat ich, und sie halfen mir, gewiss auf meine Bitte hin, gewisse Untugenden in meinem Lazarett zu unterbinden. Ich sage Untugenden, weil ich kein zuständiges Wort dafür finden kann. Ich durfte nämlich nicht zulassen, dass die Kranken ihr Brot gegen Tabak eintauschten. An den Fenstern hinderten eiserne Netze diesen Handel, aber es gab einen Ort, an den ich nicht gedacht hatte, der mir für diese Zwecke gar nicht in Betracht zu kommen schien, es war das Klosett. Es war hier gross, eine frühere Trockenkammer, und hatte deshalb in der Mitte einen Ziegelofen. Eine lange Bank an einer Seite mit vielen Löchern war für die Verrichtung der Notdurft bestimmt, aber dass die Kranken durch ebendiese Löcher Brot tauschten, es durch sie hinausreichten, wäre mir nie in den Sinn gekommen.



Ich hatte gerade in meiner Ecke eine Pleura zu entleeren, als ich fürchterliches Hundegebell, Befehle und auch Schreie meiner Kranken hörte. Die Tür zu meinem kleinen Raume

wurde aufgerissen, und ein Soldat mit einem Hunde stand zwischen ihr. Er sprach hastig, sich wiederholend: «Wo ist er, wo ist er?» Ich verliess meinen Kranken und forderte den Soldaten auf, mir den Weg freizugeben, was er auch endlich tat. Das Lazarett wimmelte von Soldaten und Hunden. Die grossen Tiere hatten es schwer, unter die Bretter zu kriechen, man suchte auch das Klosett ab und drang abermals in meine Kammer ein, die so übersichtlich war, dass sich der Befehl, sie zu durchsuchen, erübrigte.

Die Kranken hatten sich vor den Hunden in die obere Etage gerettet, und nur die fremde Gruppe lag regungslos auf ihren Brettern und stellte sich schlafend.

Endlich erfuhr ich, dass ein Gefangener entflohen war, ein Gefangener, den ich kannte, nämlich der Kapitän, den ich aus meinem Lazarett hatte entfernen müssen.

Es war sogar komisch, dass sie ihn bei mir suchten, aber sie taten es. Allmählich erfuhr ich die ganze Begebenheit, und sie ist schon deshalb bemerkenswert, weil sie der einzige Fall ist, bei dem die Flucht gelang.

Unser Lager hatte selbst keinen Brunnen, es musste das Wasser von dem nahen Bache gebracht werden, wozu ein grosses Wasserfass benutzt wurde, das oben eine kleine viereckige Öffnung hatte. Sie war so klein, dass sie selbst einem Kinde keinen Durchschlupf gewährt hätte, und wohl deshalb jeder Untersuchung am Tore des Lagers entgangen.

Der Kapitän, wie man mir erzählte, spielte die ganze Zeit über den Kranken, der frisches Brot nicht essen konnte und es sich in dem Baderaum trocknete. Er verstand es, den Wasserfaher so zu überreden, dass dieser, der nur mehr drei Monate bis zu seiner Befreiung hatte, einwilligte, mit ihm zu fliehen. Er schlug den Boden

des Fasses heraus, setzte den Kapitän hinein und fuhr aus dem Lager zu einem Stall. Dort nahmen sie das beste Pferd und den dazugehörigen Schlitten und verschwanden, und niemand hat je etwas weiter von ihnen gehört. Das wäre aber nicht möglich gewesen, wenn man sie gefasst hätte, denn in einem solchen Falle werden die Gefangenen immer an jenen Ort zurückgebracht, von dem die Flucht ausgegangen war.

Die freie Ärztin, der ich zugeordnet war, wurde immer leichtsinniger. Sie erwartete jetzt bereits ihren Liebsten in meiner Kabine. Alle Kranken nahmen davon Kenntnis, und obwohl es sich hier nur um ein Sprechen, ein Anschauen handelte, gingen doch die verschiedensten Gerüchte um, und es war ganz selbstverständlich, dass der Major, der auf ihre Liebe prätendierte, davon Kenntnis bekommen musste.



Eines Morgens, früher als gewöhnlich, kam der Ordner und flüsterte mir zu, dass heute Gericht über jene fremde Gruppe abgehalten wird und dass er die Kleidung dieser Leute schicken werde. Ich verstand nicht gleich, warum er so heimlich tat, die Männer waren zwar nicht gesund, aber zu Gericht zu gehen konnte ihnen nicht übermäßige Anstrengungen machen. Ich verstand damals noch nicht, dass sie das Gericht vielleicht gar nicht so fürchteten, als ihr altes Lager, seinen Karzer, in den man sie zurückschicken konnte, was man dann auch tat und was einem Todesurteil gleichkam.

Man hatte ihnen die Kleider zugeteilt, und ich erwartete eigentlich keinerlei Schwierigkeiten, dachte nur daran, wie lange ich sie nach dem Gerichte noch werde halten können, denn der Mann mit der Rückgratverletzung bewegte sich nur mit Mühe und der mit den Rippenbrüchen hatte noch gar nicht versucht aufzustehen. In diese, fast möchte ich sagen, friedliche Situation fiel Sola ganz blass und vor Aufregung stotternd in mein Kabinett, er teilte mir mit, dass einer von ihnen im Klosett am Ziegelofen sein Messer schleife. Wo er es bis jetzt verborgen gehalten hatte, war mir unerfindlich, denn die Kontrolle, die Soldaten vornahmen, war überaus streng.

Im ersten Moment wusste ich nicht, was zu tun sei. Soldaten herbeizurufen widerstand mir, und so machte ich mich auf den Weg in das Klosett. Sola hängte sich an mich, wollte mich nicht gehen lassen, und es war sogar schwer, mich von ihm zu befreien, er weinte.

Als ich meine Tür zum Lazarett öffnete, fiel mir zuerst die Totenstille auf, die in ihm herrschte. Alle Augen waren angstvoll auf mich gerichtet. Ich ging langsam, ich konnte mir auch gar nicht überlegen, was zu tun sei, und zögerte sogar vor der Tür des Klosetts. Es schien mir, als ob alle den Atem anhielten, und vielleicht tat ich es auch selbst.

Der Mann stand in dem leeren Raum am Ofen und strich das Messer über die Ziegel hin, anscheinend ganz ruhig, er hob nur etwas den Kopf, als ich nahe an ihn herantrat.

Ich weiss nicht, warum es unmöglich war, hier mit voller Stimme zu sprechen, ich sprach zu ihm leise, fast flüsternd: «Höre, ihr seid bei mir lange gewesen, und ich habe alles getan, um euch zu retten. Ich verstehe, was du vorhast, ich bitte dich, überlege es

dir gut, wenn du es hier machen wirst, werden sie mich zur Verantwortung ziehen. Sei gerecht!»

Es mag merkwürdig anmuten, dass ich von einem Verbrecher Gerechtigkeit erwartete, aber ich tat es.

Der Mann schien mich überhaupt nicht zu hören, er strich langsam das Messer auf und ab. Ohne es zu wollen und sicher ganz unüberlegt, strich ich mit meiner Hand über seine Wange hin. Er zuckte zusammen, schaute erstaunt auf und blinzelte wie geblendet. Seine Stimme war rau, als er ein kurzes «ja» hervorstiess. Er steckte das Messer ein und wendete sich zum Gehen. Wir traten dann fast gemeinsam in das Lazarett ein, ich ging ziemlich aufrecht, er aber hatte den Kopf gesenkt und schritt langsam auf seinen Platz zu.

Fast gleichzeitig begannen die Kranken zu lärmern, die Freude war sichtlich und ganz allgemein.

Nach Kurzem holte man die Gruppe ab, jeder von ihnen gab mir die Hand, und der Mann mit dem Messer blieb sogar unentschieden vor mir stehen, anscheinend wollte er etwas sagen, konnte es aber nicht über sich bringen, es zu tun.

Es dauerte vielleicht nicht mehr als zwei Stunden nach ihrem Weggang, als der Ordner keuchend angelaufen kam und meine Hilfe forderte. Der Mann, eben dieser, hatte sich den Bauch aufgeschlitzt. Ich lief, um ihn in das Lazarett zu holen, und fand ihn im Karzer auf dem Boden, der nur Erde war, liegend. Er war in seinen Kleidern, den Bauch entblösst, der Schnitt, der über den ganzen Leib ging, öffnete und schloss sich bei jedem Atemzuge. Der immer lustige Ordner lachte mir auch hier in das Gesicht, als ich eine Tragbahre verlangte. In einem durchaus befehlenden Tone sagte er, anscheinend den Leiter des Lagers kopierend: «Der

Mann ist hier abzuarbeiten, er geht in einer halben Stunde auf die Etappe!»

Was war da zu tun? Ich konnte in diesem Falle nur Klammern anlegen, und dies nicht allein. Man holte den Arzt aus der Poliklinik, und mit ihm gemeinsam versuchte ich die Wundränder zu nähen, was aber nicht immer gelang, da das keuchende Atmen des Mannes uns daran hinderte. Übrigens waren auch nicht genug Klammern vorhanden, so dass ein Teil der Wunde offenblieb und nur einen Verband erhielt.

Der Mann gab während der ganzen Zeit unserer Arbeit keinen Laut von sich und öffnete auch nicht die Augen. Wir knieten noch eine Weile neben ihm auf dem Boden und verstanden dabei ganz gut die Sinnlosigkeit unseres Tuns.

Der verantwortliche Soldat, der die Etappe führte, weigerte sich dann, den Mann mitzunehmen, er fürchtete, dass er ihm auf dem Wege sterben könnte, was auch ziemlich wahrscheinlich war. Das Lazarett hat ihn nicht zurückerhalten, er verschwand spurlos.



Eines Tages kam, von der Lagerstrasse her, ein Mann zu mir, ein Gefangener, was ungewöhnlich, ja verboten war. Er wollte, wie er sagte, nichts anderes, als mit mir sprechen. Ein recht seltsamer Wunsch, ein ganz unsinniger in diesen Tagen, wie es mir schien, die Worte konnten ihn doch nicht satt machen. Er war ein Lehrer der Literatur und hoffte, bei mir ein Buch zu finden, um mit mir darüber zu reden. Er sah mich bei dem Vorbringen seiner Bitte nicht an, sah auf den Boden und schämte sich sichtlich.

Ich verstand endlich, dass er etwas erfahren wollte, das mit diesem allen nichts zu tun hatte, etwas Verbotenes, nur wusste er nicht recht, wie er es anfangen sollte.

Sicher wäre es notwendig gewesen, noch zuzuwarten, aber ich hatte dazu keine Zeit. Ich stellte ganz unumwunden die Frage, was er eigentlich wolle. Zu meinem Erstaunen atmete er sogar erleichtert auf. «Was ich Sie fragen wollte», sagte er schnell, «bekommen Sie alle Kranken zugewiesen?»

«Ja, eine solche Anordnung besteht hier!»

«Aber», und dann machte er eine Pause, «wenn ein Mann vor dem Lazarett zusammenstürzt, sagen wir ohne Besinnung, nehmen Sie ihn dann auf?»

«Gerade bei der Tür und ohne Besinnung?» Ich sprach langsam, so als ob ich erst nachdenken müsste. «Das ist ein Ausnahmefall, in einer solchen Lage gilt es als erste Hilfe, in der Baracke könnte er doch sterben. Das verstehen Sie doch?»

«Vielen, vielen Dank», sagte er und wollte mir die Hand geben, erhob sie sogar schon, besann sich aber und entfernte sich rasch. Warum hatte er sich besonnen? Er war ein Gefangener wie ich selbst und hätte es ruhig wagen können. Wollte er den Handschlag vermeiden, der ein Abkommen besiegelte?

Nach Tagen berichtete man mir, dass ein Toter vor dem Lazarett liege. Man schleppte den Mann in den Raum, und ich besah ihn mir. Es war mein Lehrer. Sein Puls war, was mich wunderte, so schwach, dass ich in einem anderen Falle an eine Ohnmacht hätte glauben müssen, es hier aber nicht tat.



Bald darauf stellte man eine Etappe zusammen, zu der man drei Kranke von mir anforderte. Es waren Männer, die man besser hätte in Ruhe lassen sollen, einfach Skelette.

Ich machte Einwendungen, was mir die Drohung einbrachte, den Paragraphen 58 zu bekommen. Dieses Angebot war ungehörig, denn dieser Paragraph ist ein durchaus politischer und hat mit Fragen der Disziplin wenig zu tun. Da alles nichts half, verabfolgte ich ihnen die üblichen Spritzen, mit denen sie scheinbar abfuhrten.

Nach einigen Tagen berichtete mir der Ordner, dass die Männer noch hier wären, anscheinend hatte der Transportsoldat sie als für ihn gefährlich abgelehnt. Sie sollten jetzt in der Baracke liegen, das heisst zwei von ihnen, der dritte sei dort in der Nacht gestorben. Ich machte mich auf, sie zu suchen. Sie lagen in den Kleidern regungslos auf kahlen Brettern, der eine bereits in Agonie. Ohne jemanden zu fragen, nahmen wir sie mit meinen Sanitätern in das Lazarett zurück. Der eine starb schnell, ohne die Besinnung wiedererlangt zu haben, es war Juri Iwanow. Der Name ist mir gut in Erinnerung, und das hat seinen Grund.

Es gibt hier ungeschriebene Gesetze, die bei einem Todesfälle in Anwendung kommen. Die Listen zur Lieferung der Suppen werden einen Tag früher aufgestellt, und demnach bekommt der Tote noch eine Suppe, sozusagen «in das Grab hinein». Diese gehört dann dem Sanitäter, der ihn versorgt hat. Es gibt Streit und Unannehmlichkeiten, wenn der Tote einige Sachen besitzt, die dann ebenfalls unter dieses Gesetz fallen. Juri Iwanow hatte fast nichts, aber es war eine emaillierte Tasse vorhanden, dunkelblau

und recht abgeschlagen, aus der er sein Wasser trank, und um die der Kampf ging. Da keine Einigung zustande kam, brachte man sie mir mit den Worten: «Doktor, das ist Ihre, Sie haben sie verdient.»

Die Tasse stand dann auf meinem Tisch. Ich habe zwar niemals aus ihr getrunken, aber sie brachte es zustande, dass ich den Mann Juri Iwanow nicht vergessen kann.



Die Verpflegung der Kranken wurde immer schlechter. Ich konnte ihnen nicht helfen, suchte dazu Möglichkeiten und klagte sogar dem «lustigen Ordner», der ziemlich wohlgenährt aussah. Er erzählte mir gleich, obwohl es ein tiefes Geheimnis zu sein schien, dass der Leiter des Lagers von den Produkten, die dem Lazarett zustanden, einen Teil für die Arbeiter verwende. Es wurden daraus kleine Kuchen angefertigt. Sie, diese Kuchen, waren bereits zur Ware geworden und wurden im Lager für 15 Rubel das Stück gekauft. Für einen Mann waren es höchstens zwei bis drei Bissen, die er zusätzlich erhielt, für die Kranken aber war es ein grosser Verlust.

Zu dem Leiter des Lagers mit einer Klage zu gehen hiess, einfach einige Tage Karzer erbitten, wenn es gut abging, es konnte aber auch schlimmer werden. Ich begab mich deshalb zu dem Tschekisten, von dem ich annahm, dass er die Macht habe, mir zu helfen.

Der ältliche und sichtlich misstrauische Mann hörte mich, ganz wider Erwarten, geduldig an und versprach Abhilfe. Wirklich, schon am nächsten Tage war die Suppe essbarer. Meine Kranken

konnten sich vor Freude nicht lassen, und einige von ihnen schrien: «Hurra, eine Stalinsuppe. Hurra, eine Stalinsuppe!»

Ja, so war eben die allgemeine «politische Einstellung». Es gab zwar Schädlinge, aber Stalin wusste davon nichts.

Ich fand es richtig, dem Manne für die mir erwiesene Hilfe zu danken. Ich erzählte ihm von der Freude der Gefangenen. Die Veränderung, die in diesem Manne nach dem Anhören der Ausrufe vor sich ging, musste mich entsetzen. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer erschreckenden Grimasse, während er mit seiner lautesten Stimme schrie: «Das haben Sie zugelassen und erfrechen sich noch, mir darüber zu berichten?»

Ich war starr, ich hatte nicht gleich begreifen können, dass er die Ausrufe für Ironie hielt, was sie in Wirklichkeit auch hätten sein sollen, aber doch nicht waren. So viel war mir aber nun klar, dass der Mann viel mehr verstand, als ich anfänglich angenommen hatte. Alle meine Worte und Versicherungen konnten den schlechten Eindruck meiner Rede nicht verwischen, ihn überzeugen, dass ich an die Aufrichtigkeit der Gefangenen glaubte, an der doch wirklich nicht zu zweifeln war.

Übrigens haben wir die «Stalinsuppe» nur ein einziges Mal erhalten.



Hm Tage war es im Lager ziemlich still, kein Laut drang von der einzigen Strasse her in das Lazarett, und erst gegen Abend wurde es geräuschvoll. Die einzelnen Kolonnen kamen von

der Arbeit zurück, was natürlich nicht ohne Lärm abgehen konnte, der jedoch sein Mass hatte, wir waren ihn gewöhnt.

Eines Abends aber zogen die Gefangenen wortlos in das Lager ein. Vor ihnen schritt ein einzelner Mann, der eine Hacke in Abwehrstellung, und es war eine blutige, trug. Sein finsternes und entschlossenes Gesicht versprach mancherlei, seine Augen irrten nach allen Seiten. Soldaten umkreisten ihn, aber sie taten es in einer ziemlichen Entfernung. Der Mann ging langsam, man könnte fast sagen, gemächlich, und andere Gefangene folgten, bildeten einen Trauerzug, nur dass sie die Mützen nicht abgenommen hatten, dazu war es zu kalt.

Später hat man mir die Geschichte dieses Mannes erzählt, der im Kampfe um das tägliche Brot zum Mörder geworden war.

Der Brigadier seiner Gruppe nahm nämlich von allen ihnen zugewiesenen Broten die kleinen Stückchen ab, die das gesetzliche Gewicht vervollständigen sollten. Gewiss waren es nur wenige Bissen, die ihnen damit verlorengingen, die es draussen in der Welt zu keiner Bedeutung gebracht hätten, hier aber wertvoll waren. Dieser nun in der Mitte des Weges schreitende Mann war zum Rächer für alle geworden, er hatte dem Brigadier das Gesicht abgehackt, und nicht etwa zerhackt, wie man annehmen könnte.

Ich habe die Leiche dann später gesehen. Von der Stirne her war das Gesicht aufgeklappt, es hing nur mehr am Unterkiefer.

Recht unverständlich war, dass der Mann nur noch drei Tage zu seiner Befreiung hatte und sich dennoch zu dieser Tat entschloss. Sie war vor den Augen aller ausgeführt worden, die gewiss in ei-

ner Art Lähmung untätig zusahen, aber dass auch die Soldaten mit ihren Gewehren sich an diesen Mann nicht herantrauten, war verwunderlich. Sie forderten ihn zwar mit unsicheren Stimmen auf, sich zu ergeben, versuchten aber mit keiner Bewegung, ihm die Hacke zu entreissen, die er dann festhielt bis zu seinem Tode. Man erschoss ihn, um sich ihrer zu bemächtigen, so als ob sie ein besonders wertvoller Gegenstand wäre, ohne den die Welt nicht leben könne, und es allein auf sie ankomme.

Der Mann starb für alle, und es ist anzunehmen, dass sich die Brigadiere nun für eine längere Zeit hüten würden, das Brot zu stehlen.

Kurz nach diesem Ereignis, es war der Februar des Jahres 1943, kam am frühen Morgen der Ordner mit der Nachricht zu mir, dass ich in den Wald zu gehen habe. Auf meine Frage, was dort geschehen sei, antwortete er mit einem recht undeutlichen Gesicht: «Nichts, was soll dort schon geschehen? Glauben Sie denn, dass Sie die einzige sind, die zu gehen hat? Alle gehen, alle Politischen gehen, die Poliklinik geht, und die Buchhalterei geht, und natürlich auch das Lazarett.»

Ich schrie ihm entgegen: «Was wird aber aus den Kranken?»

«Das fragen Sie den Lagerleiter, und auch er hat sich den Befehl nicht selbst ausgedacht!»

Ich begab mich also zu diesem Bürger Granowski, dem Lagerleiter, und stellte ihm meine Frage.

«Sie haben mir keine Fragen zu stellen. Die Kranken sind unsere Angelegenheit und nicht die Ihre. Für Ihre Zusammenkünfte aber suchen Sie sich gefälligst einen anderen Ort aus.»

Das, was ich schon lange gefürchtet hatte, war also eingetreten. Das ärztliche Mädchen hatte sich nicht nur selbst kompromittiert, es hatte auch mich in eine beschämende Lage gebracht, deren Folgen ich noch lange zu spüren bekommen sollte.

Ich ging also auf Arbeit in den Wald, ich ging mit allen Politischen, aber auch mit Verbrechern, denn man hatte für uns keine besondere Brigade gemacht. Der Schnee lag meterhoch, ich litt nicht sehr unter der Kälte, da man mir das Verbrennen der abgehackten Zweige übergeben hatte. Die Arbeit war nicht leicht, denn das, was man sich als Zweig in einer Stadt vorstellt, war es hier nicht, es waren Zweige, die man fast als Bäume ansprechen konnte. Ich musste sie von den verschiedenen Plätzen herbeischleppen und in ein Feuer werfen, das knisterte und sprühte und dessen Funken kleine Löcher in meine Wattejacke brannten.

Die Gefangenen in der Brigade waren gut zu mir, sie hatten noch nicht meine Einstellung zu ihnen vergessen, ich erhielt mehr Brot als im Lazarett, mehr Brot, als ich nach der Art meiner Arbeit hätte bekommen dürfen.

Was zu dieser Zeit im Lager selbst geschah, erfuhr ich nur ganz zufällig. Man hatte mein Lazarett aufgelöst, die Kranken in Arbeitsbaracken untergebracht und nur für diejenigen, die nicht mehr gehen konnten, einen Raum bereitgestellt.

Die Buchhalterei war in vollständiger Auflösung begriffen, niemand wusste, wer oder was man auszuschreiben hatte, Gefangene waren ohne Brot und andere von ihnen ohne Suppe.

Ich selbst war der Waldarbeit nicht gewachsen und begann

schon nach wenigen Tagen zu fiebern. Ich lag dann tagelang auf meinem Brett, bis man mich auf eine Etappe schickte.



Ich ging zu Fuss, für einen gesunden Menschen nicht weit, es waren nur ungefähr neun Kilometer, für mich aber war es ein qualvoller Gang.

Das Lager, in dem ich nun arbeiten sollte, war klein, es lebten in ihm an die hundert Frauen, und sein Lazarett war ein einziges Zimmer.

Zuerst lag ich in ihm selbst einige Tage, bis man es mir dann übergab. Ich hatte hier aber nicht nur die Kranken zu versorgen, übrigens ohne jede Hilfe, ich musste auch als «Poliklinik» funktionieren. Das war eine recht unangenehme Arbeit, nicht so sehr der Kranken, sondern vielmehr der Gefahr wegen, die aus ihrer Befreiung von der Arbeit für mich entstand.

Ich hätte mich vielleicht halten können, wenn ich Tote auf Arbeit geschickt hätte, aber das gelang mir nicht. Nach geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetzen durfte ich nur 4 Prozent der Lagerinsassen krankheitshalber von der Arbeit befreien, wie ich dies aber zustande brachte, war meine eigene Angelegenheit.

Es gab hier Munitionsarbeiterinnen, in der Kriegszeit beauftragte Schädlinge, wie man verstehen wird, die allerdings nicht wussten, was sie getan haben sollten, verstockte Geschöpfe, wie man sich ausdrückte. Es gab Bäuerinnen, deren Vergehen wiederum ich nicht erfassen konnte. Das Ährenlesen war mir schon

von der Bibel her bekannt und niemals als Verbrechen erschienen, und sie hatten es getan. Es gab hier eine grosse Zahl von Tatarinnen, die alle als Mörderinnen galten, die ihre kleinen Kinder, ihre Säuglinge, erdrückt haben sollten, wozu ihre Brüste anscheinend hervorragend geeignet gewesen sein mochten, jetzt aber in ihrer Magerkeit, lappenhaft, kaum einer Fliege schaden konnten. Ein Mädchen von 19 Jahren war da, ein schönes und dem Benehmen nach bescheidenes Geschöpf, das ihre Schwägerin aus Eifersucht ermordet hatte. Sie trug eine rote Glasperlenschnur eng um den Hals, was ihr das Aussehen einer Geköpften gab, umso verwunderlicher, da es doch die Todesstrafe für gewöhnliche Sterbliche noch nicht gab.

Der Gesundheitszustand aller Frauen war schlecht, was natürlich nicht der richtige Ausdruck für ihr Befinden war. Ein Zustand war zwar vorhanden, aber die Gesundheit hatte damit ganz und gar nichts mehr zu tun. Die Tatarinnen waren die einzigen, die ohne Gegenwehr zur Arbeit gingen, während die anderen Gefangenen mich belagerten, baten, schrien oder schimpften.

Ich befreite am ersten Tage 36 Frauen, von denen ich annahm, dass sie wirklich nicht arbeitsfähig seien. Als ich die Liste weitergab, schaute mich der Leiter des Lagers, wie mir schien, sogar recht mitleidig an, während er, übrigens ganz ohne Affekt, bemerkte, dass ich es hier anscheinend nicht lange treiben werde.

Dieses sollte mich selbstverständlich zur Vorsicht mahnen, ich sah meine aussichtslose Lage ein, konnte sie aber nicht ändern. Die Frauen waren fast alle geschwollen, und ich trug in das Journal als Ursache «Eiweissloses Ödem» ein.

Sie gingen nicht auf Beinen, sondern auf Säulen, und dabei war der Ort, an dem sie arbeiten sollten, weit vom Lager entfernt. Sie hatten die leisesten Herzen der Welt, und ich weiss gar nicht, woher sie noch in diesem Zustande die Kraft nahmen, mit mir um einen freien Tag zu kämpfen, aber sie taten es.

Man soll nun nicht meinen, dass ich mich als Schwächling von ihnen habe einfach überwältigen lassen. Ich konnte eben als Mensch und Arzt nicht anders handeln, obwohl ich die Katastrophe voraussah.

Nach ungefähr 14 Tagen setzte man mich ab und machte mich zum Sanitätsinspektor, ein Beruf, der für mich seine Eigenheiten hatte; ich hatte bei den Frauen Läuse zu suchen, ich hatte die schmutzige Wäsche auf Läuse hin zu überprüfen, ich hatte das Klosett zu reinigen und die Lagerstrasse zu kehren.

An meiner Stelle als Arzt kam ein Feldscher, ein Heilgehilfe, ein kleiner, ziemlich alter Mann mit einem grossen schwarzen Filzhut, der Kranke, wie vorauszusehen war, von der Arbeit nicht befreite, aber auch Bettlägerige nicht versorgte, was zu recht unangenehmen Ereignissen führte. Die bis zur Unmöglichkeit Geschwollenen platzten, meistens taten es die Beine, bevor die Frau, die schon lange über ihren Bauch nicht hatte hinaussehen können, starb.

Ich wohnte nun in der allgemeinen Baracke. Ich lag mit einer jungen Mörderin, einer Russin, Seite an Seite. Zuerst war sie mir recht unangenehm, ich fürchtete ihre Berührung, aber bald hatte ich mich auch an diese gewöhnt.

Sie erzählte mir ihre Geschichte. Sie war ein von ihrem Liebhaber verlassenes Mädchen, das in einer Scheune allein ein Kind ge-

boren hatte, es erwürgte und dann verscharrte. Nur der Akt des Auffindens der Leiche, den man ihr überlassen hatte, erregte mein Interesse. Sie konnte sich nämlich an diesen Ort nicht mehr erinnern. Man liess ihr aber Zeit, man fuhr sie aus der Stadt, einen Tag nach dem anderen, zu der Scheune hinaus, liess sie frei, so wie man Hunde zur Jagd hinstellt, und wartete. Wie sie mir erzählte, kam es vor, dass es ihr schien, endlich den Platz gefunden zu haben. Sie schritt auf ihn zu, liess sich auf die Knie nieder und begann die Erde mit den Händen aufzuwühlen. Die Sinnlosigkeit dieses Suchens brachte sie zur Verzweiflung, verwirrte sie so weit, dass sie plötzlich selbst der Meinung war, niemals ein Kind geboren zu haben. Nachts begann sie dann im Gefängnis zu schreien, mit den Fäusten an die Tür zu hämmern, bis man sie in den Karzer steckte.

Dieses alles dauerte lange, das Gericht hatte Geduld oder vielleicht auch nur genügend Grausamkeit, um sie so lange hin und her zu fahren, bis sie die Leiche gefunden hatte.

Nach dieser Erzählung schwieg sie lange, wurde nachdenklich, und ich konnte nichts anderes tun als warten. Ganz unerwartet sagte sie dann mit einer recht entschiedenen Stimme: «Dumm war ich, einfach dumm! Ich hätte das Kind ganz gut mit meiner Brust erdrücken können, ohne Spuren zu hinterlassen. Nichts hätten sie mir machen können, ich wäre frei ausgegangen.» Auf was bezog sich nun ihre Reue? Ich glaubte es damals zu wissen, sie war doch meine Nachbarin.

Man stahl hier, ich möchte sagen, ganz offen, man nahm vielmehr, und dies ohne jede Gewalt, denn einer, der noch bei Sinnen war, hätte sich niemals zur Wehr gesetzt. Das war die Art, wie die

Russinnen vorgingen, die Tatarinnen hatten andere Methoden. Das, was nachts von den Brettern fiel, war ihr Eigentum. Waren es Strümpfe oder Socken, so waren sie von nun an unauffindlich, sie trennten sie sofort auf, und ihr Gepäck bestand fast ausschliesslich aus Wollknäueln.

Der Leiter dieses Lagers war ein recht seltsamer Mann, ein Mann in Uniform, nicht sehr hohen Ranges, der selbst schon im Lager als Gefangener seine Frist abgessen hatte. Er war, gewiss im Rahmen seiner Möglichkeiten, zu den Gefangenen nicht schlecht, er versuchte, für sie zu sorgen, hatte sogar ein gefallenes Pferd für sie gekauft, sie zu ernähren, sie am Sterben zu hindern.

Er vermietete die Frauen an eine Kollektivwirtschaft, von der er Produkte dafür eintauschte oder einzutauschen hoffte. Vorläufig brachten die Frauen von ihrer Arbeit nur gefrorene Kartoffeln mit, die vom vorigen Jahr in der Erde liegengelassen waren, denn Arbeitshände waren nicht vorhanden, die Männer waren im Kriege.

Diese Kartoffeln ergaben aufgetaut einen Brei, den die Frauen, so wie er eben war, assen und fast immer danach erkrankten.

Endlich gab der Leiter den Befehl, den Frauen beim Eintritt in das Lager die Kartoffeln abzunehmen, was zu den unangenehmsten Szenen führte. Die Untersucher waren doch Soldaten, und die Frauen versteckten dieses so kostbare Gut an ihrem Leib, wo es anging. Schlimm war, dass sie nach diesem Befehl versuchten, die Kartoffeln schon auf dem Felde zu essen, was sie aber zum Glück bald aufgeben mussten, da ihre Zähne die Steinhart gefrorenen nicht bewältigen konnten.

Dieser Vorgesetzte trug für uns einen sichtbaren Hass mit sich herum, und der galt den Wachsoldaten. Was sie ihm angetan hatten, wussten wir natürlich nicht, aber dass sie selbst diesen Hass ebenfalls erwiderten, konnte uns nicht verborgen bleiben. Sie behaupteten, und er war doch auch ihr Vorgesetzter, dass das «Formular hinter ihm herlaufe», was nichts anderes heissen sollte, als dass er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren werde.

Er hatte seine Frau bei sich, die in der Lagerküche arbeitete. Ich glaube aber kaum, dass sie dort schwere Arbeit geleistet hat. Ich sah sie bei der Ausgabe der Suppe und dann, wie merkwürdig es auch klingen mag, bei der Verzierung der Speisen. Gerstengraupen wurden zu Brei verkocht, in grosse Pfannen ausgegossen, wo sie erkalteten. Hier war nun das Gebiet ihrer künstlerischen Tätigkeit. Sie drückte mit einem breiten Messer reihenweise kleine Vertiefungen in diesen Brei, es entstand ein Muster auf ihm, das wirklich die Speisen weitaus appetitlicher machte, obwohl wir sie auch ohne jede Verzierung verschlungen hätten.

Er, dieser Lagerleiter, konnte aber auch recht unangenehm werden, ohne allen Übergang wurde er wütend, er war ganz entschieden gegen die Läuse eingestellt. Eines Tages gab er Befehl, allen Frauen die Haare zu scheren, ganz unabhängig davon, ob sie nun Läuse hatten oder nicht. Im Grunde hatte er recht, wozu konnten diese Haare hier nützen? Sie ernährten niemanden, und des Kratzens war kein Ende. Eine Frau ohne Haare ist vielleicht kein schöner Anblick, aber wer sah sich hier schon selbst, und darauf kam es doch wohl vor allem an. Einen Spiegel konnte man hier nicht auftreiben.

Frauen, die dann zu dieser Prozedur geführt wurden, benahmen

sich ausserordentlich. Sie warfen sich auf den Boden, strampelten mit den Beinen, hielten sich den Kopf mit beiden Armen und schrien mit unmenschlichen Stimmen.

Wir hatten nur einen Mann im Lager selbst, das war ein Schuster, den man mit dieser Arbeit betraute. Er war nicht sehr gross und auch nicht sehr stark und konnte mit allem Eifer nicht mehr als drei Frauen an diesem Tage scheren. Das war aber auch alles, was man erreichte, zu weiteren Versuchen hatte der Leiter anscheinend die Lust verloren.

Dieser Schuster, mit Namen Sokolow, war ein recht merkwürdiger Mann, und in der gleichen Weise, wie unser Leiter die Wachsoldaten nicht liebte, konnte er keine Sympathie für eben diesen Leiter aufbringen. Er war ein guter Schuster, und ich bewunderte eines Tages die Stiefel, die er für den nicht geliebten Leiter gemacht hatte. Unser Oberster tänzelte mit den ganz neuen an mir vorbei, als ich gerade die Strasse kehrte. Sie sass prall, wie angegossen, und ich machte Sokolow ein Kompliment. Dieser sah mich mit lustigen Augen an und sagte: «Nur um eine halbe Nummer zu klein!»

Das war unser Schuster, der nicht nur sein Handwerk verstand, er war auch ein Mann, der sich mit Denken abgab. Eines Tages sagte er zu mir: «Wissen Sie, die Sache mit der Verwaltung ist eigentlich ganz einfach, man sollte sie in Atome zerlegen und nicht wieder zusammensetzen!»

Ich war mehr als erstaunt. Auf meine Frage, wie man das anstellen könne, antwortete er schnell: «Dazu ist nicht sehr viel nötig, ein luftleerer Raum und danach keinerlei Hilfe, so kann es gemacht werden!» Danach lachte er schallend.



Es war Frühling geworden, und der Bürger Platonow, unser Leiter, beschloss, uns zu retten, und ich bin sicher, dass er nur dieses, am Anfang zumindest, gewollt hat. Unsere Lage war schrecklich, jeden Tag gab es Tote. Ich kann mir gut vorstellen, wieviel Mühe es ihn gekostet haben mag, wie viele Wege er nach Tagil machen musste, bis man ihm erlaubte, Kartoffeln für das Lager zu setzen, bis man ihm die Saatkartoffeln gab.

Die Frauen begannen ein Stück Taiga zu roden, den Boden umzugraben und Gruben für die Saat vorzubereiten. Ein ganz ebenes Land konnte es natürlich nicht werden, wo hätten sie dazu Kräfte hernehmen sollen?

Endlich kam der feierliche Tag. Es fuhr ein Lastauto vor, auf dem über der Saat noch viele «Freie» saßen, Menschen, deren Verwendung wir nicht gleich erfassten, wir konnten nicht annehmen, dass sie uns helfen würden, und sie taten es dann auch nicht. Zuerst befahl man uns, die Kartoffeln zu zerschneiden, den Augen nach, wie man sich ausdrückte, und dabei, bei dieser Arbeit, mussten wir schon verstehen, wozu diese Begleiter dienten, sie waren einfach Aufpasser, sie sollten verhindern, dass wir die Kartoffeln nicht aufassen. Merkwürdig war, wie gut die Behörde unseren Hunger verstand, vor dem nichts sicher war und mit dem sie rechneten, aber leider nur hier und nicht zu unseren Gunsten.

Ich bekam einen mit zerschnittenen Kartoffeln beschwerten Korb und den Befehl, in jedes Erdloch ein Stück von ihnen mit der Schnittfläche nach unten zu legen.

Am Ende und am Anfang jeder Reihe stand ein Aufpasser oder Aufpasserin, die Frauen waren schlimmer als die Männer, und wir begannen zu arbeiten.

Ich bückte mich tief zu der Erde herab, legte mit aller Sorgfalt das Kartoffelstückchen hinein und richtete mich auf. Der Aufpasser hatte zu rauchen begonnen und schaute verträumt in die Ferne. Ich steckte ein Stückchen des Saatgutes in den Mund und begann vorsichtig zu kauen. Der Sand knirschte zwischen den Zähnen, und dennoch schmeckte die Kartoffel wie ein Nüsschen. Es war natürlich eine grosse Behendigkeit notwendig, um unter dieser doppelten Aufsicht, unter ihren Augen, zu essen, aber es gelang. Ich spreche da nicht nur von mir, alle stahlen, alle assen. Ich glaube an diesem Tage nicht weniger als ein Kilogramm Kartoffeln zusammen mit dem Sande gegessen zu haben, und es hat mir nicht geschadet, es hat mir sicherlich nur genützt.



Späterhin, nach recht kurzer Zeit, geschah etwas Unvorgesehenes, etwas Böses, man hatte ein Mädchen erschossen, eines mit dem geschorenen Kopfe. Die Wachsoldaten hatten anscheinend die Feindschaft, die sie gegen unseren Leiter hatten, teilweise auch auf uns übertragen. Er hielt sie knapp, er verschaffte ihnen keinerlei zusätzliche Nahrung, und der Teil, der ihnen zukam, machte sie nicht satt; für die Gefangenen suchte er jedoch zu sorgen.

An diesem Tage arbeiteten die Frauen auf dem Felde. Das geschorene Mädchen wollte austreten und ersuchte den Soldaten, der ihre Brigade bewachte, es ihr zu erlauben, was er auch tat. Sie soll nicht weit gegangen sein, nur bis zu einem Gebüsch, und da traf sie auch schon die Kugel. Der Soldat, der geschossen hatte, stand ziemlich weit von ihr entfernt, er bewachte eine andere Gruppe.

Sie war sofort tot, er traf sie in die Schläfe. Im Bericht stand dann wie üblich – auf der Flucht erschossen. Glaubte jemand daran, glaubte der Soldat, der geschossen hatte, selbst an diese Flucht, oder hatte er einfach in seiner Verwirrung einen Menschen für den anderen genommen?

Man brachte die Leiche in das Lager zurück und legte sie, in Ermangelung eines anderen Raumes, in den Karzer. Dieser stand unter Wasser, nicht ganz natürlich, es reichte gerade bis zu dem Brett, auf dem gewöhnlich die Bestraften zu liegen kamen.

Sie zum Begräbnis dann aber aus dem Karzer herauszuholen wagte niemand, was man verstehen konnte. Es war gewiss sehr unangenehm, in das dunkle und kalte Wasser zu steigen. Zum Glück hatte der Karzer ein kleines Fenster, durch das man die Leiche herausziehen konnte, die mit dem Körper auf dem Brett lag, während die Beine im Wasser hingen. Da sich niemand entschliessen wollte, in den Karzer durch das Fensterchen einzusteigen, erbot ich mich dazu, hatte aber nicht mit meinen Kräften gerechnet. Ich konnte die Leiche dann nicht heben, und erst, als Sokolow mir half, zogen wir sie durch das Fenster in das Freie. Ein Bauernwagen mit einem mageren Pferd nahm sie auf, so wie sie eben war, und Sokolow hat ihr dann, nach seinen Worten, unter einer einzelnen Birke das Grab gegraben. Ich meine, dass es eine «einsame Birke» war, unter der sie zu liegen kam, er hatte einfach das Wort dazu nicht richtig gewählt.

Die Aufregung im Lager nach diesem Todesfall war nicht besonders gross. Man schimpfte zwar über die Soldaten, aber es kam auch vor, dass man sie verteidigte. Eine Diebin sagte mir:

«Glaubst du denn, dass es die Soldaten leicht haben? Wenn eine von uns entwischt, kann man sie auch an die Wand stellen. Wozu brauchte sie zu einem Gebüsch zu rennen? Hat der Soldat noch keine Weiber gesehen, die sich hinhocken? Ich weiss, dass sie mit Vergnügen zuschauen, und das kostet uns doch weiter nichts. Sollen sie, ich spucke darauf.»

Es vergingen nur wenige Tage, als sich die Stimmung im Lager vollständig änderte.

Wir hatten hier eine Frau, die das Recht hatte, ohne Bewachung das Lager zu verlassen. Sie hatte verschiedene Besorgungen zu machen, wobei sie weite Strecken durch den Wald zu gehen hatte.

Sie war also nach dem Mittagessen fortgegangen, und man erwartete sie erst gegen Abend zurück.

Es war aber bereits nachts, als sie zum Tor des Lagers kam. Kaum hatte sie der Soldat, ein älterer Mann, eingelassen, als sie sich auch schon auf ihn stürzte, sich an ihn anklammerte und furchtbar zu schreien begann. Sie war blass und verstört, so viel konnte er mitteilen, und auch, dass er sich nur mit Hilfe seiner Kollegen von ihr befreien konnte. Man schleppte sie dann in unsere Baracke, lieferte sie sozusagen ab. Sie schrie und weinte, fuchtelte mit den Armen und zuckte mit den Beinen. Alle dachten, dass sie irrsinnig geworden sei.

Man rief nach dem Leiter des Lagers, der auch kam und sie ohne jedes Vergnügen besah. Er befahl dem Feldscher, ihr eine Spritze Morphium zu versetzen. Gerade so hatte er sich ausgedrückt. Danach fiel sie in einen Schlaf, der bis zum nächsten Abend anhielt.

Von Zeit zu Zeit ging eine von uns hin, sah ihr in das Gesicht, horchte wohl auch auf ihren Atem.

Nach dem Erwachen sprach sie lange nicht, aber endlich erfuhren wir doch, was ihr widerfahren war. Sie war auf dem Heimwege durch den Wald gegangen, den sie gut kannte, als plötzlich hinter einem Baume hervor das erschossene Mädchen zu ihr trat, sich neben sie stellte. Sie sah ganz so aus, wie sie in ihrer Erinnerung lebte, nur dass sie an der Schläfe ein Loch hatte, das etwas blutig war. In dem ersten Schrecken wich sie zur Seite und floh in den Wald hinein. Die Tote ging aber mit ihr, schnell und langsam, so wie sie selbst es auch tat, sie hielt mit ihr Schritt. Den Weg hatte sie verloren, es dämmerte bereits stark, als die Tote mit einer leisen und klagenden Stimme zu ihr sprach: «Ach, wie tut mir mein junges Leben so leid!»

Kaum hatte die Frau jene traurigen Worte gehört, als sie, mit der Toten an ihrer Seite, zu laufen begann. Sie hatte sich wohl schon lange verirrt, und wie sie den Weg wiedergefunden hatte, wusste sie nicht, aber so viel konnte sie mit aller Sicherheit sagen, dass die Tote sie bis zum Tor des Lagers begleitet hatte.

Hielt man diese Erzählung für wahr? Daran kann kein Zweifel sein, alle waren sicher, dass es sich so und nicht anders abgespielt hatte. Auf Anraten einiger machte man sich daran, Amulette anzufertigen, beschriebene Zettelchen, die man ausserdem mit Kreuzen und Drudenfüßen bedeckte, und erst, als alle versorgt waren, beruhigte man sich etwas.

Die Frau, die dieses Ereignis erlebt hatte, der es geschehen war, ging nicht mehr aus dem Lager, sie weigerte sich, und selbst die Androhung des Karzers brachte sie nicht davon ab, obwohl er jetzt

ein schrecklicher Ort war – die Tote hatte darinnen gelegen. Hatte er früher die Frauen aufgenommen, die der Feldscher nicht befreite, die zu krank waren, zur Arbeit zu gehen, und sich geweigert hatten, es zu tun, humpelten sie jetzt neben ihren kräftigeren Schwestern einher, bis sie nicht weiterkonnten, hinfielen und man sie zurückbringen musste.



Ich wurde allmählich zu schwach, um das Klosett zu reinigen und den Hof zu kehren. Meine Beine hatten, wie die so vieler anderer hier, ihre Form verloren, sie waren geschwollen. Man setzte mich deshalb von meinem Posten als Sanitätsinspektor ab und machte mich zum Brigadier einer Invalidengruppe. Ich glaube sogar, dass man mir damit helfen wollte, denn ich bekam nun als solcher einen Schöpflöffel Suppe mehr.

Ich teilte den Invaliden das Brot aus und hätte mir jedesmal den Teil mit der Rinde nehmen können, tat es aber nur selten. Es waren zehn Frauen, die ich zu betreuen hatte, und ich war für die Erfüllung der Arbeitsnorm verantwortlich.

Alle Frauen waren bejährt. Ich habe selbstverständlich ihre Formulare nicht gesehen, aber nach meiner Schätzung waren alle über 60 Jahre alt.

Ja, wenn es nur das gewesen wäre; ich hatte zwei Blinde unter ihnen, eine Halbgelähmte, zwei mit verkrüppelten Händen, und alle waren geschwollen. Im Grunde passte ich ganz gut zu ihnen, meine Ohren schmerzten, ich hatte sie verbunden und war dadurch etwas taub.

Die erste Arbeit, die man uns zuteilte, war das Schneiden von flachen Stäben, welche die Stukkatur für eine neu errichtete Baracke halten sollten. Sie war aus Lehmziegeln, denen Pferdemist beigemischt worden war, erbaut und war bereits bewohnt. Sie stank ganz erbärmlich, denn man hatte nicht gewartet, bis die Ziegel ausgetrocknet waren, man hatte sie nass verwendet. Ihre Wände waren schwarz, es wuchsen aus ihnen verschiedene Gräser heraus, begannen zu grünen, und selbst kleine Pilze versuchten ihr Leben auf ihnen zu fristen.

Wir machten uns an das Schnitzen. Die Holzscheite, die gewöhnlich zur Heizung verwendet wurden, waren unser Material. Sie hatten Knorpel und Reste von Ästen, und wir bearbeiteten sie mit Instrumenten, die ihren Namen nicht verdienten. Es waren Eisenstücke, Teile von Radreifen, an einer Seite abgeschliffen, die als Messer gelten sollten.

Wir brachten an einem Tage nur wenige Stäbe zustande. Man lobte uns dafür natürlich nicht, aber Strafe gab es auch keine, was auch hätte geschehen können. Wir arbeiteten langsam und schweigend. Den Blinden konnte ich das Messer überhaupt nicht in die Hände geben, die anderen konnten es nicht halten, und die, die noch übrigblieben, hatten keine Kraft, es in das Scheit zu stossen. Dieser Plan, uns zu Stukkateuren zu machen, war zum Untergang verurteilt, das sah sogar der Leiter ein.

Er dachte sich aber gleich darauf etwas Neues aus, das ebenfalls recht phantasievoll war: Wir sollten in den Wald gehen und junge Bäume fällen. Wozu er sie brauchte, war unerfindlich, aber sicherlich war er der Meinung, sie zu brauchen. Ungefähr armdicke be-

stellte er bei mir, die ich noch niemals im Leben eine Hacke in der Hand gehalten hatte.

Der Wald war nicht weit vom Lager entfernt, und doch sollten wir den ganzen Tag dort bleiben, um Kräfte zu sparen, denn unser Gehen war recht mühsam. Man gab mir deshalb das Mittagessen für alle mit, natürlich keine Suppe, sondern Stücke von Gerstenbrei, die ich auszuteilen hatte.

Ich konnte nur hoffen, dass der Soldat Appetit auf mein Stück zeigen werde, um mir dafür die Technik des Fällens beizubringen, und er hatte ihn. Er nahm ganz gewissenlos meinen Brei an, verschlang ihn sofort und zeigte mir danach, wie man die Bäumchen von zwei Seiten anzuhacken habe, sich mit seinem ganzen Gewicht danach auf sie warf, damit sie krachend fielen. Es waren junge Birken, an die ich mich nun heranmachte.

Wir waren allein, der Soldat hatte mir erklärt, dass er Birken anzapfen wolle, und hatte uns verlassen. Er hatte keinerlei Angst, dass wir eine Flucht versuchen könnten, das wäre auch in unserem Zustande mehr als komisch gewesen.

Meine Frauen sassen auf spärlichem Grün und blinzelten in die Sonne, während ich fällte. Ich konnte sie nur verwenden, um die Bäumchen auf den Weg hinauszuzerren, was sie dann auch mit Ach und Och taten.

Ich habe an diesem Tage 28 Bäumchen gefällt und war stolz auf meine Arbeit. Der Weg in das Lager zurück war aber dann recht beschwerlich, es schmerzte mich jede Bewegung.

Ich ging mit dem besten Gewissen der Welt zum Leiter, um ihm das Ergebnis dieses Tages zu melden. Er sah mich danach etwas ironisch an, holte ein Buch mit Instruktionen hervor und las mir

die Norm, die gefordert wurde, vor. Für einen einzelnen Menschen war sie auf 120 Bäumchen festgesetzt.



Seit dem merkwürdigen Todesfall waren die Nerven der Gefangenen sehr gereizt. Eines Abends kam eine junge Diebin zu mir, fiel mir um den Hals und verriet mir, dass sie schrecklich unglücklich sei, nicht mehr leben wolle. Auf meine Frage nach dem Grunde schwieg sie. Ich tröstete, wie ich konnte, natürlich mit leeren und gewiss ganz nichtssagenden Worten. Woher hätte ich in meiner Lage auch bessere hernehmen sollen?

Kurz danach lockerte ich mein Bündel auf, das doch auch mein Kopfkissen war, und legte dabei eine Jacke auf mein Bett, den Rest eines Kostüms, das mir mein Mann aus Paris mitgebracht hatte. Den Rock dazu trug ich nun schon drei Jahre in der Gefangenschaft, er war an den Knien so fadenscheinig geworden, dass ich einen weissen Lappen hatte unterlegen müssen, um es nicht zu Löchern kommen zu lassen.

Die Frau, die an meinem Halse geweint hatte, sah mir bei meinem Tun aufmerksam zu, näherte sich mir und ersuchte mich, die Jacke anprobieren zu dürfen. Sie passte ihr gut und gefiel ihr ausserordentlich, und sofort schlug sie mir vor, mit mir zu tauschen. Sie bot mir einen Rock, ein Kleid und noch verschiedene Kleinigkeiten dafür an. Ich konnte mich aber von der Jacke nicht trennen, es war das letzte Stück, das ich von meinem nun toten

Manne erhalten hatte. Sie schien das auch merkwürdigerweise zu verstehen und sprach nicht weiter davon.

Ich wollte mir eine kleine Abwechslung schaffen und bat den Leiter, mich mit einer Arbeitsgruppe zum Flechten von Strohmaten gehen zu lassen. Ich wollte, wenn auch nur eine kurze Zeit, dem Lager entfliehen, hatte aber meine Kräfte nicht richtig ermes-

sen.

Schon der Weg zum Felde war mir unendlich schwer. Ich ging wie im Nebel, schleuderte ein Bein vor das andere, versuchte nicht zu denken. Angekommen, musste ich mich hinlegen, und die wenige Arbeit, die ich dann machte, war niemandem notwendig. Der Rückweg aber ist mir unvergesslich. Ich hatte den Soldaten gebeten, mich als erste gehen zu lassen, es sollte mich der Zug hinter mir zwingen, auszuhalten, ich wollte gleichsam mit ihren Beinen, mit Hilfe ihrer Kraft marschieren.

So möglich ich mir auch diesen Weg vorgestellt hatte, so unmöglich war er dann für mich, ich konnte nicht weiter. Vielleicht war aber auch der Mann, der mit einem Pferd vorbeikam, einer der letzten Gründe dazu, dass ich meinte, keinen Schritt weiter machen zu können.

Ich bat den Soldaten, mir zu erlauben, heimzureiten, was er selbstverständlich abschlug. Natürlich, wenn ich es heute bedenke, war das ein ganz unmögliches Ansinnen, und sicher hätte ich mich auf dem Pferde gar nicht halten können, obwohl ich früher, in Zeiten, die mir noch ganz gut in Erinnerung waren, nicht schlecht ritt. Ich erinnerte mich wohl damals an Nurmi, den Läufer, der, wenn er seine Kräfte verausgabte, sagte, dass er dann mit «Seso» zum Ziele käme. Was dieses «Seso» aber war, das wusste ich nicht

und weiss es auch heute noch nicht, scheinbar ein «Etwas» recht unmaterieller Natur.

Endlich konnte ich mich auf mein Brett werfen. Ich liess meinen Kopf auf mein Bündel fallen, das unwahrscheinlich klein geworden war. Ich begann es abzutasten, öffnete es und musste feststellen, dass meine Jacke nicht mehr da war und nicht nur sie. Kleinigkeiten fehlten, gewiss nur von meinem heutigen Standpunkt aus gesehen, aber nicht von dem damaligen.

Ich war so müde, dass ich an diesem Abend nichts weiter unternehmen konnte. Am nächsten Tage fragte ich eine Diebin um Rat. Sie teilte mir mit, und das war ein grosses Vertrauen, das sie mir zeigte, dass meine Sachen nicht mehr im Lager seien. Ich nahm zuerst an, dass sie von jenen Frauen sprach, die das Recht hatten, ohne Wache aus dem Lager zu gehen, und welche die Jacke natürlich draussen hätten verhandeln können. Sie liess mich nicht im Zweifel, meine Jacke war von der an meinem Hals weinenden Frau gestohlen worden, die man gerade an diesem Tage auf eine Etappe geschickt hatte.

Ich konnte gar keine Hoffnung haben, die Sachen zurückzuerhalten, und doch ging ich zu dem Leiter und erzählte ihm, ich erinnere mich daran gut, erzählte fröhlich und etwas ironisch, dass jene Frau, deren Namen ich nicht kannte, die ich nur beschrieb, meine Kleider entwendet hatte. Vielleicht sollte diese Ironie dem Leiter zeigen, dass für mich seine Ordnung lächerlich und er selbst nichts anderes als ein Spielball der Diebe sei.

Zu meinem Erstaunen versicherte er mir, dass das alles nichts auf sich habe. Er werde sofort nach dem anderen Lager telefonie-

ren, die Sachen seien mir sicher, und die Diebin werde exemplarisch bestraft werden.

In dieser Zeit war die Erkrankung meiner Ohren, die sich selbst überlassen waren, so weit fortgeschritten, dass ich den Feldscher bat, mir die Möglichkeit zu verschaffen, nach Tagil in das Zentrallazarett zu gelangen. Er hatte nichts dagegen, und der Leiter stellte mir sogar die baldige Fahrt in Aussicht. Schlimm war es nur, dass ich mir den Weg nicht zumuten konnte, es war mir unvorstellbar, bis zu dem hölzernen Schienenweg zu Fuss zu gehen, und das war notwendig.

Schon nach einigen Tagen brachte man meine Jacke zurück, zeigte sie mir, wollte sie mir aber erst später aushändigen, anscheinend einiger Formalitäten halber. Ich aber hatte von meiner Jacke schon Abschied genommen, sie war mir bereits fremd geworden, und ich beschloss, sie dem Leiter, vielmehr seiner Frau zu schenken, wozu ich noch meine Decke legte. Ich hatte gar keine Kraft mehr, mich damit abzuschleppen, und zu guter Letzt würden sie doch nur den Dieben zum Opfer fallen.

Obwohl sich diese Familie etwas sträubte, das Geschenk anzunehmen, natürlich nur gerade so viel, um das Gesicht zu wahren, willigte sie endlich ein. Man versprach mir, dass mich drei Kilometer vom Lager entfernt ein Wagen treffen werde, der mich bis zum Lastauto bringen sollte.

Das schien ich gut und richtig gemacht zu haben, um lebendig nach Tagil zu kommen, es hatte sich anscheinend gelohnt, meine Sachen abzugeben.

Ich will nicht glauben, dass man mich einfach betrogen hatte, dass man nicht daran dachte, mir zu helfen. Widrige Umstände konnten es verhindert haben, dass der Wagen dann nicht kam.

Ich ging zu Fuss bis zum Schienenweg, ging in der Hoffnung, dass jeden Augenblick der Wagen mich einholen könne, und ich

glaube, man wird es verstehen, wenn ich sage, dass auch dies mir geholfen hat.



Das Zentrallazarett in Tagil war gross. Im April 1943 starben in ihm mehr als 3'000 Menschen, was dafür spricht.

Als ich dort ankam, hatte man mir in aller Schnelligkeit alles abgenommen, was mir das Lager in Kamenka zur Benutzung übergeben hatte, ohne dass es jedoch mein Eigentum geworden wäre. Es war Männerwäsche gewesen, die ich bekommen hatte, die ich in den wenigen Stunden, die ich erübrigen konnte, umgenäht hatte und die mir nun entschwand. Ich hatte als Arzt eine neue Wattedecke erhalten, die mir viel Freude bereitet hatte, was nicht leicht zu verstehen ist. Sie hatte ein Futter aus Baumwollstoff, der mit vielen hellfarbigen Blumen bedruckt war. Weit aufgeblätterte Rosen und recht bunte Tulpen standen auf ihm. Wenn ich die Decke auf meinem Bette ausbreitete, sie musste meiner Decke helfen, mich zu erwärmen, legte ich sie immer so, dass ich sie sehen konnte, sie war für mich das einzig Farbige in meiner Umgebung. Es kam wohl auch vor, dass ich darüber hinstrich, was aber durchaus keiner Sentimentalität zuzurechnen ist. Menschen, die alles verloren haben, halten sich an das wenige, was ihnen noch verblie-

ben ist, woran sich eine Erinnerung heften kann. Vielleicht war es der Garten meiner Kindheit, der mich von dorthier, von diesem bedruckten Baumwollstoff aus ansah.

Nun gab man mir Krankenwäsche, wenn man das, was ich erhielt, derart bezeichnen konnte. Ich will nur des Hemdes gedenken, das aus zwei Teilen bestand, zusammengesetzt war: aus einem blauen Leibchen und dem unteren Teil, der anscheinend der Rest eines Männerhemdes war und einmal lilafarbig gewesen sein muss.

Die ärztliche Untersuchung der Ohren ergab eine beiderseitige Perforation des Trommelfells, ausserordentlich günstig gelegen, wie man mir versicherte, sie lag nicht zentral, sondern an seiner höchsten Stelle. Ich hörte nicht gut, war aber nicht taub. Der Reizung des Gehörganges und eines Teils des Halses, durch den Ausfluss hervorgerufen, mass man keinerlei Bedeutung bei. Natürlich, das verstand ich, daran starb man nicht, es war nur höchst unangenehm, aber ich hatte mich schon ein wenig damit abgefunden.

Man schickte mich jeden Tag zum «Quarzen» in eine andere Baracke, und das war auch alles, was man für mich tat. Mein übriger Zustand interessierte sie nicht, sie hatten schon so viele geschwollene Beine gesehen, dass sie ihnen zu guter Letzt als normal vorkamen.

Die meisten von uns hatten Durchfall, und es gab solche in unserem Raum, die nicht mehr aufstehen konnten. Trotz aller Schwäche, an der diese Frauen litten, kam es doch fast jeden Abend zu einem Skandal des Essens wegen.

Man wählte Delegierte, die sich in die Krankenhausküche zu begeben hatten, um gegen die lächerlichen Portionen zu protestieren, die man uns gab.

Zum Ausgehen bekamen wir ein morgenrockähnliches Kleidungsstück, das aus unerfindlichen Gründen entweder zu gross oder zu klein war, um darunter eines jener vielgestaltigen Hemden zu tragen. Das, was wir an den nackten Füßen hatten, ist schwer zu beschreiben. Es war entschieden etwas Abgeschnittenes, entweder Schuhe, des Oberteils verlustig, abgeschnittene Stiefel, höchst selten Hausschuhe, die fast alles, was sie einmal an sich gehabt, bis auf die Sohle verloren hatten.

In einer solchen Aufmachung ging, schlich und humpelte die Delegation dann in die Küche. Sie hatte vorher die Erbsen gezählt, die man uns zum Abendbrot gebracht hatte, und schrie nun dem Koch die Zahl mit wütenden, keifenden Stimmen entgegen, der ganz verblüfft war, mit ihr nichts anzufangen wusste und sie selbstverständlich mit den Erbsen gar nicht in Verbindung brachte.

Erfolg hatten diese Versuche, mehr Essen zu bekommen, nicht, sie wurden aber immer wiederholt, was verständlich war, es war ein Kampf um das Leben, der hier ausgefochten wurde.

Das Zentrallazarett war eine Barackenstadt, und da der Hunger übergross geworden war, hatte man in den Zwischenräumen der niedrigen Holzhäuser Kartoffeln gesetzt. Jeder kleine Abschnitt hatte einen Wächter, der auf sie aufzupassen hatte, und trotzdem stahl man.

Erwischte der Wächter einen Mann – die Frauen hielten sich zurück, sie waren weniger mutig oder vielleicht auch weniger hungrig als die Männer –, zog er ihm das Hemd aus. Es wäre natürlich ganz sinnlos gewesen, den Dieb nach dem Namen zu fragen, Namen gab es in diesem Lande viele. Der Wächter zog dem

Mann das Hemd aus, und am Morgen sah dann der Arzt den Verbrecher nackt in seinem Bette, und wenn er böswillig war, jagte er ihn aus dem Krankenhaus, einen Mann, der vielleicht nur noch eine kurze Zeit zu leben hatte und höchstwahrscheinlich dazu noch ein unschuldig Verurteilter war, ein sogenannter Politischer.

Man darf aber nicht glauben, dass diese Kartoffeldiebe ganz ohne Phantasie waren. Sie hatten ein Mittel entdeckt, den Folgen des Diebstahls zu entgehen, sie stahlen von nun an nackt.

Eines Nachts, es war heller Mondschein, konnte ich nicht schlafen, stand am Fenster und schaute auf das Kartoffelfeld hinaus. Zuerst schaute ich wohl, ohne des Gesehenen bewusst zu werden, ich starrte einfach, bis ich etwas aufnahm, das mir Täuschung zu sein schien: auf dem dunklen Boden kroch etwas Bleiches, Spinnenhaftes, das erst allmählich für mich zu einem menschlichen Gerippe wurde. Es schob sich langsam vorwärts und tastete jede Kartoffelstaude ab. Ich wusste schon, dass sie nicht einfach die Stauden herausrissen, sie wühlten in der Erde und nahmen dann nur einige Knollen von jeder ab.

Zu dieser Zeit waren die Kartoffeln noch klein, nussgross, grünlich und, nach meiner Meinung, gar nicht essbar, und dennoch kostete im Tausch eine Handvoll davon 200 Gramm Brot, d.h. die Hälfte der Tagesration.

Man hielt mich nicht lange im Krankenhaus. Die Ohren rannen zwar, wie sie es schon lange getan hatten, aber zu einer Trepanation konnte ich mich nicht entschliessen. Übrigens hatte man sie mir auch gar nicht angeboten.

Ich bemühte mich, hier als Arzt unterzukommen, was mir aber nicht gelang. Anscheinend stand ich auf der schwarzen Liste, die vielleicht nicht einmal so gross, die anscheinend übersehbar war. Die meisten Ärzte hatten sich untergeordnet, und wenn es die Frage galt, Arzt oder Kranker, waren sie nicht im Zweifel, wer hier zu wählen war.

Ich wurde aus dem Lazarett entlassen, es holte mich ein Mann ab, der mich in einen Lagerraum führte, um mich einzukleiden. Das vielgestaltige Hemd liess man mir. Man gab mir ein Kleid und eine Wattejacke, allerdings der letzten Sorte angehörig, sie waren geflickt und recht unsauber. Mit den Schuhen hatte es seine besondere Schwierigkeit, es war schwer, für mich welche zu finden, die Menschen lebten hier anscheinend auf grossem Fusse. Die, die ich dann erhielt, gaben bei jedem Schritt ein glucksendes Geräusch von sich, Laute, die mit Musik nichts zu tun hatten.

So und in dieser Weise wurde ich für das Leben eines Arbeiters zurechtgemacht.

Auf einem langen Wege gingen wir dann in das ausserhalb des Lazaretts liegende Lager. Wir beendeten unsere Reise in einem grossen Raum, in welchem viele Frauen, in einer schweren Luft, in einem dunklen Nebel, Kleidungsstücke zerrissen. Sie rissen stehend von Soldatenmänteln Streifen ab. Zuerst dachte ich, dass es Staub sei, was man hier einatmete, es war aber etwas ganz anderes,

es war getrocknetes Blut. Die Mäntel kamen von der Front, viele von ihnen waren blutverbacken.

Die Streifen dieser Mäntel wurden hier zu Matratzen für die Gefangenen verarbeitet, sie wurden verwebt und dann mit allen Resten, die unmöglich zu zerreißen waren, gestopft. Schnallen und Gürtel, harte blutgetränkte Ärmel, Teile mit Knöpfen, alles, einfach alles, was man auf andere Weise nicht verwenden konnte, nahmen sie auf.

Eine solche Matratze war schwer, sie war unhandlich wie eine Leiche. Eigentlich sollte sich nur der auf ihr zum Schlafen einrichten können, der ihren Ursprung nicht kannte, aber der Mensch gewöhnt sich an manches. Auf meinem Schlafplatz lag dann auch eine solche, für die ich mit meiner Unterschrift bürgte. Sollte sie mir aber jemand stehlen, und solche Diebstähle kamen vor, so musste ich mit Karzertagen für sie zahlen. Es war dies eine recht gewichtige Valuta, die nicht nur Zeit, sondern auch Brotwert enthielt, von allem anderen ganz abgesehen.

Ich half beim Zerreißen der Mäntel nicht lange. Zum Glück sah man ein, dass ich die Kraft dazu nicht habe. Man durfte nämlich nur den Saum des Mantels etwas einschneiden, und alles andere lag dann an den Händen, in ihrer Kraft. Es arbeiteten dort Frauen, die ebenso mager waren wie ich selbst, nur dass sie anscheinend an körperliche Arbeit gewohnt waren und vor allem nicht nachdachten, was sie taten.

Man versetzte mich nach diesem Versuche in die Wattespinnelei, und das war ein recht seltsames Unternehmen. In dem Raume lagen grosse Ballen Baumwolle, die wir zu fingerdicken Schnüren, mittels eines Ästchens, verwandelten. Diese Arbeit war eigentlich

nicht schwer, aber, was das Brot anbetraf, recht unergiebig. Die Schnüre wurden nämlich dann gewogen, und ihr Gewicht reichte, wenigstens bei mir, niemals zu einer Norm aus, welche die volle Brotration ergeben sollte. Ausserdem musste diese Arbeit stehend ausgeführt werden, was recht quälend war. Ich wurde den Gedanken nicht los, was es für einen Sinn haben konnte, Watte zu Schnüren zu drehen, während die Lazarette auch nicht ein Flöckchen von ihr zu sehen bekamen.

Ich arbeitete lange Zeit in dieser Spinnerei, und wenn ich auch nicht zufrieden sein konnte, atmete ich doch eine Luft ein, die mir die Schrecken des Krieges etwas fernhielt.

Die Nächte in der Baracke waren aber weniger dazu angetan, sich in einem Gleichgewicht zu halten, wir hatten Wanzen und Läuse in einer solchen Unzahl, dass es fast unmöglich war zu schlafen. Eines Nachts flüchtete ich mich auf den Gang hinaus, lag neben der Tür auf dem blossen Boden und kämpfte mit den Kleiderläusen, welche die angenehme Gewohnheit haben, fühlbar am Körper zu laufen, so dass man sie mit einiger Geschicklichkeit fangen kann.

Der allgemeine Protest gegen dieses Ungeziefer, der nach einiger Zeit ausbrach, veranlasste ein Schwefeln, dessen Ergebnis wir bewundern konnten. Man kehrte danach die Wanzen in Häufchen zusammen, wie es aber auf die Läuse gewirkt hatte, wurde uns nicht bekannt.



Das Essen wurde immer schlechter. Wir bekamen es auf Talons, die beim Morgenappell ausgegeben wurden. In einer langen Reihe standen wir dann vor der Küche, unsere Zeit verlierend, die eine Arbeitspause bedeutete.

In dieser Zeit verbreitete sich im Lager ein Gerücht, und nicht nur dieses, man wollte es sogar genau wissen, dass wir Speck bekommen sollten. Einige von uns waren sicher, dass Amerika ihn speziell für die Gefangenen geschickt habe, die anderen aber waren festen Glaubens, dass wir ihn den Deutschen abgenommen hatten, die ihre Soldaten nur mit Schweinespeck und Schokolade ernährten.

Aus diesem mag man schon ersehen, welche politische Einstellung die Gefangenen so ganz im allgemeinen hatten. In der Zeit meiner Gefangenschaft habe ich nur sehr wenige Menschen getroffen, welche die Lage dieses Landes und den Sinn ihrer einzigen Partei verstanden haben. Gewiss ist es möglich und sogar wahrscheinlich, dass die «Kenner» eben in anderen Gegenden als ich ihre Strafe verbüßten.

Wirklich aufschlussreiches Material über dieses Land ist den Menschen hier nicht zugänglich, und wenn, so nur unter grossen Gefahren. Die Regierung hält den Infantilismus der Massen für das Richtige und Gegebene und hütet ihn mit aller Macht. Hier herrscht die Zensur.

Die Menschen glauben jetzt weniger an Gott, haben dafür an seine Stelle die «Zeitung» gesetzt, die ihnen das Wunder nicht nur verspricht, sondern auch in den verschiedensten Formen präsentiert. Der grösste und zugleich der sichtbarste Feind der Wahrheit ist hier der Journalismus, und es erübrigt sich, etwas über seine Quellen zu sagen.

Die Gefangenen sind von allen Nachrichten abgeschnitten. Man

entzog ihnen das «süsse Gift des Journalismus», worunter nun diese seltsamen Narkomanen leiden und sich den Wunschträumen ergeben.

Der Glaube an den Speck war nun schon so verbreitet, dass er eine sichtbare Verbesserung der Stimmung in jenen Massen hervorrief, die ihn erwarteten. Und richtig, wir bekamen etwas, was man für Speck hätte halten können. Es war gelblichweiss, und ich selbst habe es sofort auf dem Wege in die Baracke zu kosten versucht, ich konnte mich schwer zurückhalten.

Der erste Versuch, ein Stückchen abzureissen, misslang, das wäre noch lange nicht ausschlaggebend gewesen, unsere Zähne wackelten bereits und ertrugen eine grössere Belastung nicht. Ich versuchte aber nicht, ein zweites Mal hineinzubeissen, denn es war unvorstellbar, was dieses speckähnliche Ding für einen Geschmack hatte. Ranziger Fischtran war am deutlichsten zu fühlen, dem sich dann andere Übelkeit erregende Gerüche zugesellten, die mich am Essen hinderten.

Wir haben diese Nahrung nur einen Tag bekommen, es soll Hai-fischfleisch gewesen sein. Vielleicht entspricht dies sogar der Wahrheit, denn man kann doch Dinge im letzten Stadium ihres Zerfalls nicht umbenennen, nur um uns einen Gefallen zu tun.



Ich schlief nun mit einer Frau zusammen, einer gewordenen Assistentin des Akademikers Marr, welche die Geschicklichkeit gehabt hatte, aus Teilen der zu vernichtenden Mäntel der

Gefallenen Stücke zu ergattern, die sie zu einem Rock zusammenge-
näht hatte. Sie war zu beneiden, denn wenn das Kleidungsstück
auch nicht schön war, war es zumindest fest und gediegen. Auch
andere waren ihrem Beispiel gefolgt, und bald sahen unsere Ge-
fangenen halb uniformiert aus. Sie hatten aber nicht mit der Ver-
waltung gerechnet, es kam ein Befehl, alle Röcke zu konfiszieren,
und er setzte auf jede verspätete Abgabe Karzer.



Nach langem gelang es mir, eine «sitzende Arbeit»
zu erhalten. Ich war nun von Ballen verwirrten Garns umgeben,
von dem ich natürlich nicht wissen konnte, wozu es ursprünglich
bestimmt gewesen war. Es sah so aus, als ob es zu Fischnetzen
hätte taugen können. Der Brigadier, eine Frau, schnitt aus dem
dicken Leibe des Ballens ganz willkürlich Strähnen ab und gab sie
uns zum Entwirren. Die Fäden, die wir aus ihnen herausziehen
konnten, waren nicht sehr lang, mussten zusammengeknüpft und
auf einen Knäuel gewickelt werden. Sie wurden dann zum Weben
jener Matratzen verwendet, sie hielten die Streifen der gewesenen
Soldatenmäntel fest. Die Verwirrung dieses Garns war so vollstän-
dig, dass es unmöglich war, die Norm zu erfüllen. Die Gefangenen
hatten sich natürlich verschiedene Möglichkeiten zurechtgelegt,
das nötige Gewicht, das für die Norm notwendige, zu erhalten. Sie
fanden einen Stein, den sie in den Knäuel einschlossen, aber nur
allzuoft wurden sie überführt und mussten dafür im Karzer sitzen.
Mit viel Geschicklichkeit konnten sie aber auch dem Brigadier ei-

nen Knäuel stehlen, der vom vorigen Tage nicht vollgewichtig zurückgeblieben war.

Damals machte ich zwei Bekanntschaften, die einer bürgerlich-farblosen Frau und die einer Diebin. Die eine, eben jene Bürgerin, verriet mir ein Geheimnis, wie man den Hunger betrügen könne, was ich dann auch versuchte, aber nicht bewältigte.

Sie hatte sich nämlich einen Brocken Steinkohlenteer gestohlen, der für Bauarbeiten bereitlag, und verwendete ihn als Kaugummi. Das Stückchen wurde im Munde weich, klebte an den Zähnen, während die Zunge unaufhörlich arbeitete, um es von dort wieder loszulösen, sie zu befreien. Man hatte sozusagen einen ewigen Bissen im Munde.

Die Frau konnte von dem ekelerregenden Geruch und Geschmack, den der Teer von sich gab, absehen, mir dagegen gelang es nicht.

Später habe ich in Erfahrung gebracht, dass es hier noch eine andere Art von Kaugummi gab, der nicht sehr teuer war, aber doch gekauft werden musste. Es handelte sich um Baumharz, das durch Kochen geschmeidig wurde und in kleinen Bissen verkauft wurde.

Der Rat der Diebin war weit realer als dieses fiktive Kauen, es handelte sich dabei um eine Bestechung.

Zu jener Zeit kamen Züge von der Stalingrader Front an, die fast ausschliesslich aus Viehwagen bestanden, die Kleidungsstücke, das Erbe Toter, brachten. Kam ein solcher Zug an, die Waggons waren versiegelt, wurde er von Uniformierten niederen und höheren Ranges empfangen.

Meine Diebin, die wie andere Gefangene auch beim Ausladen half, sah dabei das unerwartetste Vorgehen. Die russischen Uni-

formen wurden schnell abgetan, weniger aber die anderen, und besonders die deutschen Offiziersmäntel erweckten die Aufmerksamkeit. Es soll dort welche aus schwarzem feinem Tuch gegeben haben, die auch sofort ihre Liebhaber fanden.

Auch die Wäsche, die man brachte, war nicht ohne Bedeutung, da die Deutschen, dumm, wie sie nun einmal sind, in dem Glauben lebten, dass sich auf seidener Wäsche keine Läuse halten. Sie fand ihren Herrn, auch wenn sie blutig war, man konnte sie doch waschen.

Die ausgemusterte Ware wurde dann einem dieser Arbeit würdigen Manne übergeben, der sie weiterhin aufteilte.

Die Gefangenen, die dann mit der weiteren Verarbeitung beschäftigt waren, ausschliesslich Frauen, führten ein sehr bewegtes Leben. Wie mir die Diebin erzählte, suchten sie vor allem die Taschen der Uniformen ab. Da gab es manches zu finden, Heiligenbilder und Rosenkränze, Briefe und Photographien, aber auch Geld. Da sie aber irgendetwas aufzeigen mussten, gaben sie nur Heiligenbilder, Briefe und Photographien ab, die Rosenkränze mit den an ihnen hängenden Kreuzen gehörten dann ganz allgemein zum Halsschmuck dieser Frauen, dem sie eine mystische Bedeutung beimassen und den sie keinesfalls verkauften, was sie mit anderen Dingen sehr wohl taten. Jede von ihnen versuchte täglich wenigstens ein Wäschestück zu stehlen, und da sie nach der Arbeit untersucht wurden, zogen sie die blutverkrustete Wäsche einfach an, um sie in das Lager zu bringen.

Der Rat meiner Diebin war nun der, ein Trikothemd zu kaufen und es meinem Brigadier zu schenken. Sie wollte auch versuchen,

eines zu finden, das weniger Blutspuren oder vielleicht gar keine aufzuweisen haben würde.

Obwohl ich zuerst etwas skeptisch war, natürlich nur in Bezug auf den Bestechungsversuch, ging ich doch darauf ein, wenn auch die Sache für mich ihre Schwierigkeiten hatte. Ich sollte ihr für das Hemd 20 Rubel bezahlen, die ich nur durch Verkauf meines Brotes erhalten konnte.

Der hungrige Tag nach diesem Kaufe ging auch vorbei, und ich war im Besitz eines wenn auch etwas schmutzigen, so doch unzerissenen und unblutigen Hemdes. Ich hatte mir die Bestechung ausserordentlich kompliziert vorgestellt, sie war aber dann einfach eine Lappalie und wirkte sich wunderbar aus. Die Frau nahm das Hemd mit einer solchen Selbstverständlichkeit hin, so als ob es ein priesterliches Opfer wäre und gar nicht für sie selbst bestimmt.

Der Erfolg zeigte sich sofort. Sie gab mir mit einem Augenzwinkern einen Knäuel Garn, der die Norm noch nicht enthielt, aber sie ohne grosse Mühe erhalten konnte. Das Hungern hatte also Sinn gehabt, und dass man dann diese Prozedur nach einiger Zeit wiederholen musste, war klar, und sie wurde wiederholt.

Der Winter war streng, und ich fror. Meine Diebin bot mir eine Männerhose zum Kaufe an, die ein sehr unerfreuliches Aussehen hatte. Die eine Hälfte war rein und himmelblau, die andere aber war ganz mit Blut verkrustet, das Hosenbein war aber nicht durchschossen, es war ganz und unversehrt.

Ich überlegte mir, welche Verletzung der Mann erhalten haben konnte und dass es ein Bauchschuss gewesen war, der ihn tötete, musste ich ausschliessen. In einem solchen Falle wäre die ganze

Hose blutig gewesen. Ich quälte mich mit allen möglichen Diagnosen ab, was vielleicht heute sonderbar erscheinen mag, kam aber zu keinem Ergebnis.

Der Preis der Hose war gering, das Blut entwertete sie so weit, dass sie für mich erschwinglich war, und dennoch kostete es mich eine grosse Anstrengung, sie zu kaufen.

Ich sah dann auf mein Eigentum hin und stellte mir den Vorgang seiner Reinigung gut vor. Die Hose war in kaltes Wasser zu legen, um eine Hämolyse hervorzurufen, was genügen musste ausser der darauffolgenden üblichen Art des Waschens. Ich nahm mir vor, ihr blutiges Bein zu vergessen, da ich doch keinerlei Schuld an diesem Tode tragen konnte.

Die Möglichkeit, die Hose selbst zu waschen, gab es für mich nicht, deshalb erbot sich die Diebin, sie einer Frau zu übergeben, die sich mit solchen Sachen beschäftigte.

Als ich sie dann zurückbekam, hatte sich ihr Aussehen zwar verändert, aber nicht zu ihren Gunsten. Die Frau hatte sie nämlich in kochendes Wasser gesteckt, und das Hosenbein war zwar nicht mehr verkrustet, aber es war rosa geworden.

Ich legte dieses für mich so notwendige Kleidungsstück in meinen Sack und kann nicht sagen, ob ich entschlossen war, es niemals anzuziehen, oder es mir nur aus den Augen schaffen wollte. Vielleicht meinte ich, dass, wie alles seine Zeit brauche, auch diese Scheu, die in mir lebte, sich legen würde, und sie legte sich.

Als es dann so kalt war, dass ich glaubte es nicht mehr aushalten zu können, nahm ich die Hose aus meinem Bündel, besah sie nicht weiter und zog sie an. Sie war warm und gut, nur als ich dann zu meiner Arbeit ging, musste ich plötzlich an mein linkes Bein, an

das rosarote, greifen, was ich nicht verstehen konnte. Es war da und nicht etwa durch die Kälte unempfindlich geworden. Ich konnte doch aber nicht unter meinem Griff ein fremdes erwartet haben?

Ich gewöhnte mich an diese Hose. Nach jeder Wäsche veränderte sich etwas, das Rosa ging allmählich in ein leichtes Orange über, aber niemals einigten sich ihre Beine auf eine gemeinsame Farbe.



Die Entwirrung des Garns war eine recht ermüdende und monotone Arbeit, sie verletzte vor allem die Fingernägel, die dabei leicht brachen.

Eines Tages, während ich in der Reihe stand, um meine Suppe zu erhalten, sprach mich ein junger Mann an. Er fragte mich, ob ich bei ihm arbeiten wolle, er hätte die Erlaubnis erhalten, eine Werkstatt für Papiermache zu eröffnen, und suche intelligente Mitarbeiter. Was die Intelligenz mit Papiermache zu tun hatte, konnte ich zwar nicht einsehen, musste dieses Angebot aber als ein Kompliment betrachten. Ich versprach, es mir zu überlegen. Er machte vorläufig Gurken und Tomaten, die fast wie echte aussahen und den Appetit reizten. Eine besondere Klugheit, sie zu machen, war anscheinend nicht notwendig, was ich ihm auch sagte, worauf er versicherte, dass sie nur den Anfang machen sollten und dann die Schwäne an die Reihe kämen.

Ein merkwürdiges Vorhaben, jetzt und in dieser Zeit im Lager Schwäne zu erzeugen. Sicherlich hat dieses dann für mich den Ausschlag gegeben.

Ich überliess es ihm, mich von meinem Brigadier zu lösen, und begann in seiner Werkstatt zu arbeiten. Vorläufig waren wir nur zwei, und warum es eine Nachtarbeit war oder sein musste, habe ich nicht begriffen.

Ich schlief nun wieder in einer anderen Baracke, deren Publikum recht gemischt war. Es lagen 26 Frauen in einem verhältnismässig kleinen Raum in zwei Etagen. Der Schlaf am Tage musste mancherlei Hindernisse überwinden. Die Umgebung war lärmend, woran man sich aber gewöhnen konnte. Schlimm war nur, dass man zum Essenholen aufstehen musste und in der Reihe vor der Küche nicht einschlafen konnte, wozu man sehr geneigt war.

Unangenehm waren die Ratten in diesem Raum, es gab da gewaltige Rattenmänner, die anscheinend das Leben kannten und vorsichtig waren, während eine Rattenmutter mit ihren Kindern uns selbst am Tage ganz ohne Scheu besuchte.

Ich habe niemals erfahren, wer der junge Mann eigentlich war, der ein so kühnes Unternehmen hinstellte, welchen Beruf er draussen in der Welt gehabt hatte. Er schien die primitivste Art der Herstellung von Papiermaché zu kennen, die aber auch in unseren Verhältnissen noch ihre Schwierigkeiten hatte. Wir bekamen Papiersäcke, die einstmals Zement enthalten hatten, geliefert, das war das eine Material, das andere war halbflüssiger Leim, der in einer Lüste aufbewahrt wurde, und auch etwas Alabastergips. Es gab auch einige Stücke Kreide, die sich als Nahrung oder Medizin eigneten, wenn der Magen in seiner Leere allzusehr schmerzte.

Die Formen machte der Mann aus Zement selbst, und so sah ich vorläufig auf dem grossen Tische, an dem wir arbeiteten, nur schwere, graue und freudlose Gurken und Tomaten.

Der Mann erklärte mir die Technik, die man sich leicht aneignen konnte. Man zerpfückte das Papier zu winzigen Flöckchen, legte ihre erste Schicht nass auf die Form, worauf dann noch drei andere, flöckchenhafte folgten, die allerdings mit Leim befestigt werden mussten. Das war vorläufig alles, denn die Gegenstände mussten daraufhin trocknen.

Wie viele Flöckchen Papiers forderte eine Gurke, wie viele eine Tomate? Sicherlich hunderte, und dabei hatte der Mann schon in seinem Hochmut eine Norm festgesetzt, zehn Gegenstände gehörten dazu, die man, wenn es sich um Gemüse handelte, vielleicht und mit allem Eifer, ohne von der Arbeit aufzublicken, hätte machen können. Als er aber mit den Schwänen begann, wurde die Arbeit nicht nur schwieriger, es war die Norm ganz einfach nicht mehr zu erfüllen.

Er machte Modelle von Schwänen, handgross, mit so dünnen und so fein gebogenen Hälsen, dass ich höchstens drei von ihnen machen konnte. Der Schwanenhals musste mit einer vierfachen Papierschicht umgeben werden und sollte nicht etwa dick und plump aussehen, der Mann trat für die Eleganz der Schwanenhälse ein.

Er musste schnell einsehen, dass ich ohne die Brotnorm nicht leben konnte, die er mir nach dem System seiner Arbeitsbewertung nicht geben konnte. Er schätzte mich aber als gelehrigen Arbeiter und kam deshalb auf den Gedanken, mich zum Brigadier zu ernennen.

Der Mann hatte dem Lagerleiter, wie er mir mitteilte, vorgeschlagen, die hier in einer ziemlichen Anzahl vorhandenen Mütter, die Mütter mit Lagerkindern, zum Arbeiten zu bringen. Nach dem Gesetze musste man sie auch ohne Arbeitsleistungen ernähren.

Ich sollte die Mütter übernehmen, sie anlernen, und auch die Norm, die zu dieser Arbeit gehörte, von ihnen erhalten. Zu diesem Zwecke hatte man sie in einem an diese Werkstatt anstossenden Raum mit ihren Kindern, ausschliesslich Säuglingen, untergebracht.

Die Arbeit stand unter sie erschwerenden Umständen. Die Frauen hatten die Kinder aus zweierlei Gründen zur Welt gebracht, vor allem wohl, weil sie eine zusätzliche Nahrung während der Schwangerschaft erhielten, und dann auch, weil sie gehört hatten, dass man Frauen mit Kindern befreien werde.

Wie sie die Beziehungen zu den Männern herstellten, um diese Vorteile zu erreichen, war nicht leicht zu sagen. Ihre Erwählten waren kühn, fürchteten selbst nicht den vier Meter hohen, mit Stacheldraht gekrönten Zaun, um zu ihnen zu gelangen. Es gab aber auch KlosettKinder, wie man mir mitgeteilt hatte.

In meiner Gegenwart fanden die Soldaten in unserem Schlafraum einen Mann, der unter der Decke zwar nackt, aber dessen Kopf mit einer weissen Haube bedeckt war und der bei flüchtigem Hinsehen einer alten Frau glich.

Das war also meine Brigade, die Brigade der «Mamki», wie man sie hier nannte, die ich zu Arbeitern erziehen sollte.

Den ersten Abend kamen sie alle. Sie waren einfach neugierig. Ich behandelte sie mit aller Höflichkeit, die eigentlich nur hochstehenden Gästen zukommen konnte. Sie hörten kein «Du» von mir, ich bat sie, dieses oder jenes zu tun, und dankte sogar mit einer kleinen Neigung des Kopfes. Es waren Diebinnen und Mörderinnen, die sich hier versammelt hatten und die auf einen Schabernack aus waren; den Mann, ihren Vorgesetzten, ignorierten sie vorläufig ganz.

Kaum hatte ich ihnen die ersten Griffe beigebracht, als auch schon an der Wand geklopft wurde. Man hörte eine schrille Stimme: «Anja, dein Kind brüllt!» Schon war Anja verschwunden und kam selbstverständlich nicht wieder. In einem gewissen, anscheinend schon früher festgelegten Zeitraum begannen alle Kinder zu brüllen, und Mascha, Tanja und Dunja, und wie sie alle hiessen, waren allmählich entflohen, und ich blieb mit dem Herrn der Werkstätte allein.

Er konnte mich im Grunde eines Fehlers nicht beschuldigen, tat es aber doch. Ich wäre zu höflich gewesen, sagte er, ein Brigadier habe andere Methoden, man müsse sie mit eiserner Hand anfassen, worauf ich nur lachen konnte und mich bis zum Morgen mit einem Schwanenhals beschäftigte.

Es war mir klar, dass ich ein Mittel finden musste, um sie zu bändigen oder nur das eine sah, zu meinen verwirrten Fäden zurückzukehren. Ich dachte zuerst an Tabak. Der Tabak ist eines der köstlichsten Dinge in dieser Welt, aber leider ein teures Vergnügen. Ungefähr 50 Gramm grobgeschnittener Bauerntabak kosteten 35 Rubel.

Im allgemeinen war es gefährlich, in Gegenwart der Verbrecher zu rauchen. Sie fühlten sich als Teilnehmer an allen rauchenden Zigaretten der Welt. Eine vollkommen Fremde bleibt mit aller Entschiedenheit vor einem stehen und sagt, je nach Mut und Frechheit, nichts mehr als «20»: Das sollte heissen, dass sie ungefähr ein Fünftel der Zigarette beansprucht. Sie konnte aber auch «40» sagen, das hing nur von ihr selbst ab.

Selten konnte man diese Forderung unberücksichtigt lassen, vielleicht konnte man noch einen schnellen und tiefen Zug tun, be-

vor man die Zigarette abgab, aber sie zu reizen ging nicht an, dies war gefährlich.

Ich beschloss also, sie mit Tabak zu ködern, wenn ich auch dazu einen Teil meines Brotes verkaufen musste. Den nächsten Abend sagte ich ihnen lachend, dass, wenn sie arbeiten würden, jede eine Zigarette zu erwarten hätte. Ich sprach durchaus nicht von der Erfüllung der Norm, das wäre mehr als komisch gewesen.

Sie begannen darauf wirklich zu arbeiten, nicht sehr schnell und nicht sehr gut, überhörten sogar das Klopfen an der Wand. Sie machten ihre Arbeit nicht sorgfältig genug, und ich musste dauernd ausbessern, aber doch sassen sie fast bis in den Morgen hinein an dem Tische, so lange, bis ich fühlte, dass die Zigarette nur bis dahin und nicht weiter trage, und ich zur Verteilung des Tabaks überging.

So fingen wir zu arbeiten an und taten dies eine lange Zeit. Der leidende Teil war allerdings ich allein, aber das merkwürdigste dabei war, dass sie dieses auch endlich erfüllten, vielleicht sogar Mitleid mit mir hatten und vorschlugen, ihnen lieber Karten zu legen, wenn sie gut gearbeitet hätten. Sie wollten also auf den Tabak verzichten, um ihr Schicksal zu erfahren, das anscheinend noch kostbarer war als er.

Meine Lage war danach nicht beneidenswert. Ich hatte noch niemals im Leben Karten gelegt, ich kannte die Karten nur ungefähr, sie teilten sich für mich in schwarze und rote. Warum sie annehmen, dass ich es verstehen müsse, habe ich nicht erfahren, es blieb mir nichts anderes übrig, als ihnen das Mass des Glücks oder Unglücks nur gleich einem Medium zuzumessen. Moralische Be-

denken hatte ich nicht, denn so wie der Mensch hier bereits jeden Wert verloren hatte, geschah es auch mit dem Worte.

Ich war einverstanden zu zaubern, und da ich die übliche Art, es zu tun, nicht kannte, musste eine recht komplizierte, die ich mir ausgeklügelt hatte, dazu herhalten. Sie ging vor allem darauf aus, Zeit zu gewinnen, um auf den Gesichtern etwas zu erschauen, was ich für meine Prophezeiungen benutzen konnte. Ich machte ihnen klar, dass diese Art, die Zukunft vorherzusagen, höchst anstrengend sei und ich nur jedesmal einer von ihnen das Schicksal verkünden könne, und sie waren damit zufrieden.

Merkwürdig war, dass ich alles dieses in Gegenwart des Mannes, der mein Vorgesetzter war, tat, der es nicht nur guthieß, sondern mich nach einer Nacht der Arbeit sogar bat, für ihn die Karten anzusehen.

Ungefähr wusste ich, was sie erwarteten, natürlich waren es gute Nachrichten. Um sie bei dieser Wahrsagerei etwas zu verwirren, verlangte ich schnell eine Zahl von ihnen zu hören, sagen wir, eine zwischen 4 und 10. Niemals kam diese Zahl glatt aus ihrem Munde. Sie erschrakten gleichsam, stotterten wohl auch etwas, und fast immer war es die Sieben, die sie nannten. Manche blieben danach einfach mit offenem Munde sitzen, dachten krampfhaft nach, so als ob ihr ganzes Leben von der Zahl abhing, in der Angst, die richtige zu verfehlen.

Wenn ich endlich die Zahl gehört hatte, zeigte ich ihnen die Karte, die als siebente lag. Gut war es, wenn sie rot war, man konnte Glück und verschiedenes Angenehme daraus ersehen, bei einer schwarzen Karte hatte ich weit mehr Arbeit. Ich erklärte dann, dass es auf die Umgebung der Karte ankäme, legte die sechste und

achte daneben, wenn sie aber beide nicht taugten, und das kam natürlich auch vor, liess ich sie eine ziehen, um die bereits vorhandenen zu decken, was das Unheil abwenden, aber auch vergrössern konnte. Viele Karten, die ich ihnen zeigte, forderten zur Vorsicht so ganz im allgemeinen auf, manche jedoch geboten ihnen, einfach zu schweigen. Es gab aber auch Karten bei mir, die Nachrichten versprachen, die ich in besonderer Bereitschaft hielt. Die Hoffnung, eine solche zu erhalten, half natürlich auch über eine gewisse Zeit hinweg.

Ich war für sie eine Autorität geworden, und ich konnte ihnen nun bereits einen Schwan anvertrauen, allerdings bis auf seinen Hals.

Der Mann, mein Chef, hatte Ehrgeiz. Er wagte sich sogar an Schaukelpferde heran, da er diese aber in zwei Hälften projektierete, passten sie gewöhnlich nicht zusammen, was ein ärztliches Eingreifen, eine Operation, notwendig machte, die allein ich ausführen konnte. Unter meinen Händen entstanden zwar anatomische Missgeburten, die aber in Bemalung gar nicht schlecht aussahen.

Unsere Werkstatt hatte sich vergrössert. Schon lange hatten wir die getrockneten Hälften der Gurken, Tomaten und Schwäne wieder zusammengeklebt, mit Alabaster grundiert und geschliffen. Es beschäftigten sich nun zwei junge Männer mit ihrem Bemalen, die aber ausserdem noch einen Nebenberuf hatten: Sie fälschten Talons für das Mittagessen, und manchmal bekam ich einen davon geschenkt.

Diese Arbeit, nämlich die des Fälschens, war eine geradezu künstlerische Leistung, denn sie hatten das geeignete Papier dazu nicht und präparierten zu diesem Zwecke ein Stück des Zement-

sackes, was durchaus nicht leicht war und dazu oftmals noch ganz nutzlos, da die Verwaltung die Farbe der Talons dauernd änderte.

In diesen Tagen holte man mich in das Kontor, sagte mir, dass ich mich zu entscheiden habe, wer meine Moskauer Wohnung liquidieren solle, die Tschekisten oder einer meiner Bekannten.

Nein, diese Amtlichen kamen für mich nicht in Frage, aber wer war noch von meinen Bekannten in Moskau? Sicher keiner von den mir bekannten Deutschen, aber welcher Russe würde in dieser Zeit diese Arbeit übernehmen wollen? Es war dabei viel zu tun, schon die Bibliothek unterzubringen und dann die Möbel einiger Zimmer, was eine fast unlösbare Aufgabe war. Eigentlich kam nur eine Familie in Betracht, die um Christi willen helfen würde.

Ich hatte schon eine Vollmacht ausgeschrieben und wollte mich zum Gehen wenden, als die Frau, die das Dokument übernommen hatte, fragte, ob ich nicht von Tagil wegfahren möchte. Das wollte ich natürlich, denn abgesehen von allen Schwierigkeiten dieses Lagers war hier ein sehr schlechtes Trinkwasser, es roch nach Karbol, und es war nicht leicht, sich damit abzufinden.

Eigentlich liess sie mich nicht zur Antwort kommen, fragte weiter, ob ich zu stricken verstehe. Damit war die Sache dann klar. Ich sollte für sie arbeiten, und sie wollte mich dann dafür wegschicken, und ich sagte zu. Sie hatte schon etwas Wolle vorbereitet, und ich übernahm sie, obwohl ich keine Stricknadeln hatte, die für Gefangene streng verboten waren. Das Weitere überliess sie mir dann mit allen Folgen. Ich ging von ihr mit recht geteilten Ge-

fühlen, bei denen aber doch das Freudige überwog. Es handelte sich um eine Veränderung, die ich selbst hervorrufen konnte, nur wusste ich damals noch nicht, was sie mich kosten sollte.

Um mit dem Stricken zu beginnen, musste ich die Hilfe meiner Diebin in Anspruch nehmen, die mir dann aus einem Draht verfertigte Nadeln herbeischaffte und auch versprach, für Wolle zu sorgen. Die zu entladenden Waggons brachten auch Wollhandschuhe mit, eigentlich Fäustlinge, wenn auch mit zwei Fingern, mit denen man das Gewehr bedienen konnte. Es waren immer einzelne Stücke, die nicht gut zueinander passten und deren Paar für 15 Rubel zu haben war, was meine Brotration bedenklich verkleinerte. Ich wusch sie, trennte sie auf und strickte. Was Geduld heisst, kann man draussen in der Welt gar nicht verstehen. Ich strickte ein ganzes Jahr lang, bis mich diese Frau auf eine Etappe schickte, und dass sie es endlich tat, hing anscheinend mit einem Umstand zusammen, der ihr nicht nur zu Ohren gekommen war, sondern der sie sicher auch in Angst versetzt haben musste, obwohl wir darüber kein Wort verloren.

Eines Morgens, als ich nach meiner Nachtarbeit in die Baracke kam, sagte man mir, dass ein hochgestellter Militär nach mir gefragt habe, sich erkundigte, ob ich stricke. Das konnte nach der Meinung aller nichts anderes heissen, als dass er mir Arbeit geben wolle, und zwar «privat». «So ein Glück», sagte man im Chor.

Kaum hatte ich mich zum Schlafen niedergelegt, als auch schon ein Soldat mich abholte. Wir gingen schweigsam, so wie es selbstverständlich war, ziemlich weit. Ein älterer Mann in Uniform (ich habe die Rangabzeichen nie richtig begriffen und kann deshalb

auch nicht sagen, welche er hatte) sah mich prüfend an. Ich stand an seinem Tisch und wartete. Endlich fragte er mich, ob ich stricken könne, was ich bejahte. Auf seine andere Frage, für wen ich es tue, musste ich eine schnelle Antwort finden, denn plötzlich sah ich die Gefahr, nicht so sehr für mich, obwohl sie wegen der Nadeln auch vorhanden war, als für diejenige, für die ich es tat.

Es begann ein Frage- und Antwortspiel, das für einen Aussenstehenden gewiss nicht ohne Interesse gewesen wäre, mich aber ermüdete. Ich musste die Frau, für die ich arbeitete, sozusagen vielfältigen, um die Aufmerksamkeit des Mannes von ihr abzulenken. Ich strickte also für viele, heute für den und morgen für jemand anderen. Ihre Namen kannte ich nicht, ich kannte sie nur vom Gesicht. Als er dann fragte, ob man mich dafür bezahle, lachte ich sogar. Wer hatte hier schon Geld? Ein Stückchen Brot bekäme ich dafür, manches Mal auch etwas Suppe, das sei doch nicht verboten? Ich tat so, als ob es sich ausschliesslich um eine Arbeit für Gefangene handelte, aber auch er erwähnte die «Freie» nicht, um die es sich hier drehte.

Nach unserem Gespräch schwieg er eine ganze Weile, betrachtete mich aufmerksam und sagte: «Ich gebe Ihnen drei Stunden Zeit, Sie werden sich an die Namen erinnern. Sie können gehen.»

Ich ging allein zurück, von Schlaf konnte keine Rede sein. Ich wartete und sah nur eines voraus, dass man mich in den Karzer setzen würde. Aber nichts dergleichen geschah, ich habe von dem Manne niemals mehr etwas gehört, und dennoch sass ich dann eines Tages im Karzer.

Eine nächtliche Kontrolle hatte auf meinem Schlafplatz die

Stricknadeln gefunden, und es ist nicht anzunehmen, dass sie es ohne Befehl getan hatte. Ich verbrachte danach einen Tag und eine Nacht auf kahlen Brettern, bei Wasser und Brot, das sich auf 300 Gramm verringert hatte. Es waren auch zahlreiche Verbrecherinnen dort, die sich recht unbeschwert und lustig benahmen, die mir nichts zuleide taten, obwohl eine von ihnen gehörige Prügel bekam, die sie anscheinend auch verdient hatte, denn sie wehrte sich nicht besonders dagegen.

Der Verlust der Stricknadeln wurde ersetzt, was Opfer kostete, aber sonst den Rhythmus meiner Tage nicht änderte.



In diesen Tagen traf ich ein Mädchen aus jenem kleinen Frauenlager, das ich vor nicht allzulanger Zeit verlassen hatte. Das erste war, dass ich sie nach den Kartoffeln fragte. Sie begann zu weinen, als sie mir mitteilte, dass sie als Zeugin hierher gerufen worden war. Es handelte sich um die Sache «Platonow», eben um jene Kartoffeln, die ich einstens selbst gesetzt hatte. Die Ernte sei so gut gewesen, dass alle davon satt geworden wären, aber er, der Lagerleiter, hätte dann ein ganzes Lastauto davon in Tagil verkauft. Ein Eimer von ihnen fasste ungefähr 8 Kilogramm, kostete damals 400 Rubel. Wie er das verrechnet hatte und ob, wusste sie nicht zu sagen. Dieses war aber auch gar nicht die Hauptbeschuldigung, diese hatte ein anderes Gesicht. Er hatte mit dem Übermass an Kartoffeln in der Taiga eine Spiritusbrennerei angefangen und bekam dafür nun nicht weniger als zehn Jahre.

Die Soldaten hatten anscheinend doch recht gehabt mit dem «ihm nachlaufenden Formular», und sicher waren sie es auch, die ihn verraten hatten.



Wir hatten im Lager eine Theatergruppe, die mit Vorliebe den alten Ostrowski spielte. Eintritt zu den Veranstaltungen zu erhalten war ausserordentlich schwer, denn wir waren Tausende, und der Saal fasste vielleicht an die dreihundert. Ich bot mich als Kostümeur in der Hoffnung an, zuschauen zu dürfen. Man bezahlte meine Arbeit mit einem Platz in den Kulissen.

Ob ich mich bei dieser Arbeit bewährt habe, weiss ich nicht, es war schwer, aus nichts etwas zu machen. Ein Cui ist mir besonders in Erinnerung, der von mir aus den unmöglichsten Lappen zusammengesetzt worden war, über die ich dann ein Tisch Tuch drapierte, das ich wider alles Erwarten unter den Utensilien des Theaters gefunden hatte.

Die Vorstellung war nicht einmal schlecht, mein Cui zerfiel während ihrer Dauer nicht, nur dass die Schauspielerin sich mit ihm auf die Bank setzen wollte, ohne seines Umfanges zu gedenken, sie aber dabei verfehlte und rücklings hinfiel, was den Höhepunkt des Stückes ausmachte.



Die Werkstätte hatte sich abermals vergrössert, wir machten nun in der Hauptsache Hasen und Puppenköpfe. Man stellte, von Ehrgeiz beseelt, auch kleine Elefanten her, die ich dann

zu bekleiden hatte. Wie viele Bilder von ihrer Art hatte ich in meinem Leben gesehen, aber sich nun genau daran zu erinnern, wie ihre Kopfbedeckungen, ihre Quasten zu sitzen hatten, war nicht leicht. Die Schabracken waren einfacher herzustellen, sie konnten im Grunde auf jedem Rücken liegen und machten weniger Mühe.

Die Gesellschaft meiner «Mamki», in der dies alles vor sich ging, hatte sich im Laufe der Zeiten verändert. Wenn ein Kind starb, und sie taten es oft, kam eben eine neue Mutter zu mir, die ich dann ebenfalls anzulernen hatte.



Die Aufforderung zur Etappe kam recht unerwartet über mich, ich hatte nur mehr geringe Hoffnung, von hier wegzufahren.

Es war gegen Abend, als man mich rief, und ich konnte deshalb meine Matratze nicht zurückgeben, musste sie mit mir nehmen, da ich für sie verantwortlich war. Es war eine jener schweren, aus einem Soldatenmantel hergestellten, die ich ausser meinem Bündel zu schleppen hatte. Der Papiermachémeister hatte mir zum Abschied einen kleinen Hasen aus seiner Produktion geschenkt, den ich wohlbehütet in einem Säckchen an meiner Brust trug.

Ich war nicht die einzige, die abfuhr, es kamen auch Männer mit, die mir hätten sehr wohl helfen können, es sogar auf meine Bitte hin nicht taten, obwohl ich unter ihnen die einzige Frau war. Als wir endlich am Zuge waren, untersuchten die Soldaten meine Habe und waren so zufrieden, meinen kleinen Vorrat an Tabak entdeckt zu haben, den sie sich aneigneten, obwohl der Tabak

nicht zu den verbotenen Dingen gehörte, dass sie meine Stricknadeln übersahen.

Man brachte mich zu einem Viehwagen, der als Krankenwagen gelten sollte. Er hatte nur wenige Veränderungen zu diesem Zwecke erhalten, eine Etage aus groben Brettern und in der Mitte des Bodens ein nicht grosses Loch, das als Klosett zu dienen hatte.

Endlich war ich wieder Arzt, was ich mit Erstaunen zur Kenntnis nahm. Ich hatte 18 kranke Männer einem Befehl nach zu versorgen, den ich allerdings nicht vernommen hatte; niemand hatte mir diesen mitgeteilt, als es zum Fahren kam. Es gab hier keinerlei Medikamente und überhaupt nichts, womit ich den Kranken hätte helfen können.

Schrecklich abgemagerte Männer lagen teils auf dem Boden, teils auf der Etage da, krochen von Zeit zu Zeit zu dem Loche, das sie aber meistens verfehlten und von dem sie sich nicht ohne Hilfe erheben konnten, und diese Hilfe war ich. Warum man sie auf die Etappe geschickt hatte, war unerfindlich, und ich musste darüber nachdenken, ob man mich im Falle ihres Todes dafür verantwortlich machen werde.

Schlimm war, dass auch ich das Bedürfnis hatte, meine Notdurft von Zeit zu Zeit zu verrichten, und es dann in Gegenwart jener Männer tun musste.

Einer meiner Kranken sagte mir, dass er genau wisse, dass wir nach Tawda fahren und dort der Tabak nur 15 Rubel und nicht 35 wie in Tagil koste, was eine gute Aussicht ergab und andere Unannehmlichkeiten deckte.

Wir fuhren bereits drei Tage, wir fuhren und standen. Ich musste selbst das Wasser für meine Kranken holen, kein heisses natürlich, sondern eines aus einem Bache oder Teiche, der gerade

in der Nähe war. Das Brot, das man uns noch in Tagil übergeben hatte, das anscheinend für den Weg ausreichen sollte, hatte man schon lange gegessen.

Am vierten Tage befahl man mir auf einer Station, Brennnesseln zu pflücken. Es war aber September, und ihre Stauden waren fast so hoch wie ich selbst. Wie konnte ich dies mit blossen Händen tun? Was für eine Nahrung konnten sie für einen Kranken abgeben? Hinter einem Gebüsch zog ich mein Hemd aus, um mit ihm meine Hände bei dieser Arbeit zu schützen. Die Suppe, die wir danach bekamen, war heisses Wasser mit einem unangenehmen Beigeschmack, das Grüne, die Blätter und Stengel, die in ihr schwammen, waren sowohl für mich als auch für die Kranken ungeniessbar.

Am fünften Tage kamen wir in Tawda an. Es war mir niemand gestorben, was aber durchaus nicht mein Verdienst war. Der erste von diesen Männern, der es dann tat, übrigens schon am nächsten Tage, zeigte bei der Sektion einen Befund auf, den ich noch niemals gesehen hatte: eine seiner Lungen war einfach nicht mehr vorhanden, ihr Raum war leer. Wenn er mir gestorben wäre, was hätte ich zu hören bekommen? Warum ich keine Medikamente gefordert, warum ich mit leeren Händen abgefahren sei. Ich wusste aber doch gar nicht, dass ich mit Kranken zu fahren haben werde, und erst dann, als ich im Zuge sass, verstand ich, in welcher Eigenschaft ich vorhanden war.

Tawda nahm mich nicht besonders freundlich auf. Meine erste Arbeit galt allein der Überprüfung des Stuhlganges, ich sah den ganzen Tag nichts anderes als Fäzes, deren makroskopisches Bild, das heisst einfach ein Blick darüber, keine Entscheidungen brin-

gen konnte. Ich fühlte mich unter diesen Umständen überflüssig, man wusste ja, dass der Hunger der Grund des Durchfalls und weitere Gründe zu suchen ganz sinnlos war.

Das Lager war nicht so gross wie das in Tagil, obwohl hier an die zweitausend Gefangene lebten, vegetierten, zur Arbeit gingen und in Lazaretten lagen.

Ganz in seiner Nähe stand die berühmte Sperrholzfabrik, die Material für Flugzeuge lieferte und in der die Gefangenen arbeiteten. Es gab hier so schwere gesundheitsschädigende Arbeit, dass die vier Lazarette dauernd überfüllt waren.

Allmählich hatte man sich mit meiner Nationalität abgefunden und gab mir eine der ärztlichen angenäherte Beschäftigung, obwohl ich in der allgemeinen Baracke schlafen musste und auch sonst keinerlei Privilegien genoss.

Ich war im Grunde kaum arbeitsfähig, ganz abgesehen von meinen Ohren, zu deren Heilung ich nichts unternehmen konnte.

In diesen Tagen kam eine Kommission in unsere Baracke, in der nur wenige Insassen vorhanden waren, eben nur Kranke, für diesen Tag von der Arbeit Befreite. Es war eine Menge von Männern, anscheinend in Paradeuniform, denn sie glitzerten an allen Ecken und Enden, die jedem von uns dieselbe Frage stellten, nämlich warum wir verhaftet worden waren. Sie wollten einfach den Grund dazu wissen, begnügten sich aber dann mit Nummern und Paragraphen. Es war eine widrige Komödie, die sie aufluhrten, sichtlich allein zu ihrer Unterhaltung ausgedacht und sicherlich auch dazu, um ihre Existenz zu berechtigen. Als die Reihe zu ant-

worten an mich kam, man auch mir diese unsinnige Frage stellte, antwortete ich ziemlich schroff, dass ich nur eine Deutsche wäre und sonst nichts. Es war mir in diesem Augenblick ganz gleich, ob man mich dafür, für diese Antwort, bestrafen werde oder nicht.

Der Uniformierte war anscheinend über meine so unmittelbare Antwort verblüfft, sagte nur, schon im Gehen begriffen, nichts anderes als: «So, so, so» und enteilte.



Endlich hatte man für mich eine nach ihrer Meinung angemessene Arbeit gefunden. Es war eine Frauen etappe angekommen, die man ohne jeden Aufenthalt auf Lastautos setzte und mich dazu. Man fuhr uns ungefähr 15 Kilometer weit zu einem kleinen Lager, das früher zur Internierung deutscher Verbannter gedient hatte. Dort übernahm ich das Lazarett, es war nun der Ort meiner Arbeit.

Das Zimmer, das mir zum Wohnraum dienen sollte, war klein, und man hatte es zu meiner Begrüßung geheizt, nur hatte man auch, um Wärme zu sparen, die Ofenklappe frühzeitig geschlossen. Anfänglich war dies nicht fühlbar, besonders in dem Trubel, den diese Frauen machten, die mich belagerten und ihre Krankheiten vor mir ausbreiteten, um sich für alle Fälle vor der Arbeit zu schützen. Ich verstand, dass es ihnen die Vorsicht empfahl, solches zu tun, obwohl es mich recht ermüdete. Es gab viele Entkräftete, Kranke unter ihnen, und ich erinnere mich besonders an eine, deren Temperatur an die 40° war, die über Gliederschmerzen klagte. Nach langem erst konnte ich ihr entlocken, was sie zu sich genom-

men, wie sie diesen Zustand herbeigeführt hatte, der mit keinem mir bekannten Krankheitsbild übereinstimmte. Sie gestand endlich, dass sie Tabak gegessen hatte, wieviel aber, das wird wohl ewig ihr Geheimnis bleiben, sie schwieg sich darüber aus.

Am Tage nach meiner Ankunft fühlte ich mich recht übel, ich hatte starke Kopfschmerzen, und es war klar, dass ich an einer Kohlenoxydvergiftung litt. Ich taumelte von einem Kranken zum anderen. Es lagen in diesem dreizimmerigen Lazarett bis jetzt nur Männer.

Meine Aufgabe war recht vielfältig. Sie begann am frühen Morgen, wo ich diejenigen, die wirklich nicht zur Arbeit gehen konnten, und diejenigen, die es nicht wollten, befreien oder nicht befreien sollte.

Ich sah die Menschen morgens in einem durchaus schwachen Lichte, mein Lämpchen lebte mit seinen 15 Watt ein recht kümmerliches Leben, es flackerte von Zeit zu Zeit wie ein Schmetterling, und zu einer gründlichen Untersuchung war kein Raum und keine Stunde vorhanden. Ich musste annehmen, dass fast jeder meiner Patienten mich betrügen wolle, was ich aber ganz gut verstehen konnte, sie kämpften um ihr Leben. Besonders gefährlich waren für mich die Männer, die Verbrecher, die jeder Hemmung bar waren und denen es auf einen Messerstich weiter nicht ankam.

Dreimal am Tage hatte ich Empfang zu halten, wobei der abendliche am stärksten besucht war. In der Dämmerung des kleinen Raumes, in dem ich arbeitete, drängten sich die Menschen zusammen, eine Stille war nicht herzustellen, und wenn es dann darum ging, eine Frau genauer zu besehen, musste ich erst den Raum leeren. Ein Wartezimmer für die Kranken war nicht vorhanden, der

enge, kurze Gang, der zu mir führte, fasste nicht mehr als einige von ihnen, und die Kälte draussen war eben sibirisch.

Eines Abends kam ein noch junger und dem Aussehen nach gesunder Mann zu mir, anscheinend einer, der erst eine kurze Zeit in der Gefangenschaft verbracht hatte. Er sprach zu mir mit einer leisen, etwas belegten Stimme, dass er sich nicht wohl fühle. Diese Stimme, diese Höflichkeit musste mich zur Vorsicht mahnen, sie konnte nur einem organisierten Verbrecher gehören, von denen ich schon einiges wusste. Sie nannten sich «gesetzliche Diebe», waren aber auch anderen und schlimmeren Dingen nicht ganz abgeneigt. Immer haben sie ein Oberhaupt, einen Ataman, der eine eiserne Disziplin aufrecht hält und ausserdem das ganze Lager tyrannisiert. Alles Gestohlene wurde ihm abgeliefert, das er dann nach Gutdünken verteilte.

Diese Männer trugen ihre eigenen Kleider, entleerten niemals einen Unratkübel, und ebenso wenig arbeiteten sie in der «verbotenen Zone», einem Streifen Erde hart an der inneren Umfassung des Lagers entlang, der jeden Tag umgegraben werden musste, um so jede Spur einer Flucht aufzuzeigen.

Ja, ich musste annehmen, dass dieser Mann zu ihnen gehörte. Ich fragte nach den Symptomen seiner Erkrankung, worauf er den Kopf schüttelte, so als ob er keine Ahnung habe, was eigentlich los sei. Ich mass ihm die Temperatur, sie war 38,2, ich mass in der anderen Achselhöhle, und sie zeigte 37,6. Ich klopfte den Brustkorb ab und konnte nur wünschen, dass alle meine Leute hier so gute Lungen hätten wie er. Ich gebot ihm, die Arme über dem

Kopf zu falten, und danach verstand ich, was er getan hatte. Seine Achselhöhlen waren rot und entzündet, er hatte sie höchstwahrscheinlich mit Salz eingerieben.

Mein Entschluss musste schnell gefasst werden, und ohne eine Miene zu verziehen, sagte ich ihm, dass ich jetzt keine Zeit hätte, ihn genauer zu untersuchen, und ihn am nächsten Morgen erwarte. Er sah mich ruhig an und nickte bereitwillig, und ich glaube, dass mein Gesicht mich nicht verraten hat.

Zum Morgenempfang kam er nicht, er erklärte, dass er die Nacht nicht hatte schlafen können und erst am Nachmittag erwacht sei. Ich machte zu dieser Erklärung keinerlei Bemerkung, mass ihm jedoch weder die Temperatur, noch horchte ich ihn ab, sagte nur, dass er am nächsten Tage zur Arbeit gehen könne, nicht müsse, das wäre gefährlich gewesen. Er hatte natürlich schon von allem Anfang an verstanden, dass ich sein Manöver durchschaut hatte, und schätzte anscheinend den Takt, der ihm immerhin einen freien Tag verschafft hatte.

Man brachte mir eine Frau von der Arbeit, der ein kleiner Transportwagen, ein Wagonettchen, das Bein verletzt hatte. Man sah blutunterlaufene Stellen, die Knochen hatten aber scheinbar nicht gelitten. Ich legte sie zuerst in das Lazarett, entliess sie dann in die Baracke. Die Sache schien sich so weit erledigt zu haben, dass ich sie zur Arbeit fähig erklären konnte. Bei der letzten Besichtigung aber sah ich, und dies zu meinem Schrecken, eine verdächtige Rötung, anscheinend eine Entzündung, die mit einer Beschädigung der Knochenhaut Zusammenhängen konnte.

Ich sah recht versonnen auf das Bein, als meine Gehilfin, eben-

falls eine Gefangene, blitzschnell auf ihr Taschentuch spuckte und über das Bein hinstrich. Die Rötung war verschwunden, sie hatte sie mit irgendeiner Farbe erzeugt.

Nach einer solchen oder ähnlichen Entdeckung waren diese Menschen nicht etwa beschämt oder verlegen. Sie sahen mich nur frech und zornig an, sie waren besiegt, was ihnen natürlich nicht gefallen konnte. Dieses galt mir dann als Strafe, der keine andere folgte, und da ich niemals ein Wort über solche Versuche verlor, änderte sich das Verhältnis zu mir, es wurde vielleicht nicht einfach gut, aber doch zumindest erträglich.

Ich hatte hier ein ganz unbequemes Mädchen, es hinkte und behauptete, zur Arbeit nicht gehen zu können. Sie erzählte mir, dass sie in der Kindheit vom Dache gefallen sei und von da an nicht richtig gehen könne. Es war das Bild einer Coxa vara, nur merkwürdig war, dass das Mädchen öfters Temperaturen hatte, die ich mit dem Bein nicht in Verbindung bringen konnte. Da ihre Tonsillen entschieden nicht gesund waren, konnte dieses für das Fieber ein genügender Grund sein.

Ich machte mit ihr einen Vertrag, nach welchem sie zweimal in der Woche zu arbeiten hatte, den sie auch schlecht und recht einhielt, der mir aber dann späterhin leid tun sollte. Nach Monaten wurde sie in einem anderen Lazarett operiert, und es stellte sich heraus, dass sie eine gonorrhöische Vereiterung des linken Ovariums hatte, sie hinkte linksseitig. Sie starb an einer Sepsis.

Ausser den Kranken hatte ich auch die Kontrolle über die Küche, nahm täglich die Kostprobe ab, was natürlich ganz überflüssig war, denn diese Prozedur änderte nichts an der Qualität der

Speisen, brachte mir aber eine Beschämung ein, die ich nicht so bald vergessen werde.

Ich selbst bekam das Krankenhaussessen, das sich von dem der Arbeiter wenig unterschied: Suppe und das erkaltete Stück Brei. Als ich eines Tages, in der Küche stehend, die Suppe begutachtet hatte, reichte mir der Koch ein Stück Brei hin, das zur Probe vielleicht etwas zu gross, aber als zweites zu klein war, um als Mittagessen zu gelten. In demselben Augenblicke erschien der Lagerleiter, sah das Stück Brei in meiner Hand und begann fürchterlich zu schimpfen, natürlich auf mich als einen gewissenlosen Arzt und auf den Koch, dem er mit noch weniger angenehmen Worten versprach, ihn in den Karzer zu setzen. Bei dieser Szene waren viele Gefangene anwesend, die es aber anscheinend für das gute Recht eines jeden Menschen hielten, so viel Nahrung zu ergattern, als eben möglich war, und die mich diesen Zufall nicht weiter entgelten liessen.

Ich hatte morgens um sieben Uhr beim Tore zu stehen, zu überprüfen, ob die Gefangenen mit Mützen und Fäustlingen versehen waren. Es herrschte eine grimmige Kälte. Für die Ohren und Hände war ich verantwortlich, nicht aber für die Nasen. Ich durfte nur dann abends ihre roten geschwollenen oder sogar schwärzlich angelaufenen behandeln.

Erfrierungen gehörten aber zu den Möglichkeiten, sich für längere Zeit von der Arbeit zu befreien. Man nahm sie deshalb nicht nur freiwillig auf sich, man rief sie auch hervor. Die Männer, die zum Baumfällen gingen, hatten es damit ganz leicht. Sie urinierten auf das Beil und fassten es danach mit der blossen Hand an, so dass die Haut anfror, um dann mit einem Ruck abgerissen zu wer-

den. Gewiss eine schmerzhafteste Prozedur, aber dafür konnten sie dann viele Tage in der Wärme verbringen.

Ich fühlte mich schon lange unwohl, was ich aber weiter nicht wahrhaben wollte. Da aber das Fieber stieg, erbat ich mir endlich einen Arzt, der ein grosses Exsudat der Pleura feststellte, das sich redlich bemühte, meine Leber zu verdrängen, was mich selbst zum Patienten machte. Der Kollege sah von einer Punktion ab und versicherte mir, dass die Flüssigkeit auf meine Lungen wie ein Pneumothorax wirken werde. Wie ich aber in diesem Zustand noch arbeiten können, rief sogar seine Bewunderung hervor, und er versprach, mich abtransportieren zu lassen, so lauteten seine Worte.

Man setzte mich in ein Lastauto, was in diesem Falle ein nicht zutreffender Ausdruck war, ich musste nämlich stehen. Ich fuhr mit einer Etappe nach Tawda zurück.

Nun lag ich selbst im Lazarett, was gar nicht schlecht war, nein, geradezu herrlich. Ich brauchte keinen Empfang zu halten, nicht um 6 Uhr früh und auch nicht in die Nacht hinein. Ich durfte die abgefrorenen Nasen vergessen und brauchte mit den «gesetzlichen Dieben» nicht mehr zu kämpfen. Ich lag sechs Wochen da und erholte mich etwas und schien dann für meine freien Kollegen wieder arbeitsfähig zu sein.

Man übergab mir den Empfang im Ambulatorium, der sich in nichts von dem des verlassenen Lagers unterschied. Den Kampf, der hier gekämpft wurde, konnte ich gar nicht gewinnen, weil ich den Zustand der Kranken zu gut kannte, die man unter normalen Bedingungen allesamt hätte hinlegen müssen. Das konnte ich

zwar nicht tun, konnte mich aber mit ihnen auf diese oder jene Art einigen. Es waren südliche Völker hier, Grusinier, Usbeken, Armenier, die unter dem sibirischen Klima besonders litten, was zwar mit einer zusätzlichen Strafe für sie nichts zu tun hatte, aber einem Vernichtungsversuch gleichkam.

Die hiesigen Gefangenen hatten in der Sperrholzfabrik zu arbeiten, die das benötigte Holz vom Flusse Tawda aus erhielt, auf dem es geflösst wurde. Zum Leimen dieses Holzes verwendete man dann unter anderem auch Kasein, und viele versuchten, sich dieses anzueignen, und taten es auch. Es war zwar nicht besonders schmackhaft, konnte aber als Nahrung gelten. Die am Flusse arbeiteten, verfielen auf eine andere Art, sich zu ernähren, eine Art, die den Tod zur Folge hatte, was sie zwar als Zuschauer erlebten, aber für sich selbst nicht begreifen konnten. Sie waren bereits in einem Zustande, der keine andere Notwendigkeit mehr hatte, als den quälenden Hunger zu stillen; sie assen alles, was der Mund aufzunehmen bereit war, und der hatte sich schon lange aller Kritik ent schlagen. In ihrem Gesicht lebten nur die suchenden Augen, sie krochen in Müllkästen, die nah an der verbotenen Zone standen, beachteten die Zurufe der Soldaten nicht, die zu schiessen drohten und sie dann auch wirklich «auf der Flucht» erschossen.

Der Hunger war so gross, dass sie die unverdauten Maiskörner aus dem menschlichen Kot auswuschen und assen. Konnte es demnach verwunderlich sein, dass sie die Gefahr, die diese Wurzel barg, nicht mehr erfassen konnten? Sie wuchs am Fluss, hatte grosse dicke Knollen, roch angenehm und sollte süsslich schmecken. Es war der Schierling, *Cicuta virosa*, den sie entdeckt hatten und an dem sie nun starben.

Vielleicht mag der Grund ihrer Unvernunft auch der gewesen sein, dass sie Sokrates nicht kannten, niemals etwas von seinem gewaltsamen Tode gehört hatten.

Eines Morgens stand ich am Tor, den Gefangenen gegenüber, die zur Arbeit zu gehen hatten. Ich betrachtete sie abschätzend, ihre schlechte Kleidung, die aus Fetzen gesteppten Schuhe, deren Sohlen Reste von Autoreifen waren, die ihre Rundung noch nicht verloren hatten und es anscheinend auch fernerhin nicht tun würden und die das Gehen erschwerten. Ich sah auf sie hin, als mir ein Mann auffiel, dessen Arm merkwürdig zuckende Bewegungen machte, die beim Appell nicht zugänglich waren. Die Gefangenen hatten ruhig zu stehen, denn sie waren noch nicht gezählt.

Ich ging auf ihn zu und fragte, was dieses Spiel zu bedeuten habe, worauf er mit einem gleichsam verzerzten Lächeln antwortete, dass ihm kalt wäre und er sich damit erwärmen wolle.

Kurz danach verliessen die Männer das Lager, um sich an ihre Arbeitsstätten zu begeben, und kaum war ich in das Ambulatorium zurückgekehrt, als man auch schon diesen unruhigen Mann auf einer Bahre brachte. Er war ohne Besinnung, zuckte mit Händen und Füßen, wand sich in Krämpfen, hatte Schaum vor dem Munde und röchelte. Man sagte mir, da ich eine solche Vergiftung zum ersten Male sah, dass man ihm den Magen spülen müsse, aber nur deshalb, weil es so üblich sei, helfen tue es nicht, und so war es auch. Der Mann war in kurzer Zeit tot.

Nachher habe ich erfahren, wie es zu diesem Sterben gekommen war. Dieser Mann stritt mit einem anderen wegen der giftigen Wurzel, wollte nicht verstehen, wozu man sie esse. Der andere

behauptete, dass sie süß wie Zucker sei, was sie aber in Wirklichkeit nicht ist, sie enthält nur eine geringe Menge des süßen Stoffes. Plötzlich soll der Streitende eine solche Wurzel in der Hand gedreht haben, was umso verwunderlicher, ja unerklärlich war, da er doch, allem Anschein nach, sie als Nahrung nicht hatte verwenden wollen. Ob er an ihre Giftigkeit nicht recht glaubte oder einfach mit dieser Behauptung dann zu siegen meinte, ist ungewiss. Er biss ein Stückchen davon ab und begann zu kauen, wobei ihm seine Nachbarn zusahen. Die Probe, die der nun Tote gemacht hatte, sah ganz harmlos aus. Er kaute nur eine verschwindend kurze Zeit und spuckte danach den Wurzelbrei, der ihm vielleicht nicht einmal schmeckte, aus. Wie es dann aber auch gewesen sein mag, dieses genügte, um ihn zu töten.

Es gab Gefangene, die meinten, diese Wurzel sei nur roh giftig, gekocht könne man sie ohne Schaden essen, und die es versuchten, erlitten ebenfalls den Tod.

Das war ein sinnloses Sterben, denn ich glaube kaum, dass sie nach ihrem Genüsse das Gefühl der Sättigung erfüllt hatten, auf das es ihnen doch vor allem ankam.

Trotzig, wie ich damals war, lebte ich in der Gewissheit, dass Sterben niemals Sinn habe oder einen solchen haben werde und man für eine gute Sache leben müsse, aber durchaus nicht zu sterben brauche. Das sieht zwar recht pazifistisch aus, ist aber in einer Lage begreiflich, in der man so ausgiebig von sinnlosem Sterben umgeben ist.



Nach manchen Monaten einer schweren und zum Teil recht unfruchtbaren Arbeit übergab man mir ein Lazarett, das einer freien Ärztin unterstand und in welchem ich alle Arbeit machen durfte. Es gab in ihm ungefähr 200 Kranke, von denen viele an Tuberkulose litten, alle aber an alimentärer Dystrophie, wie man hier so schön die Folgen des Hungers nannte.

Erst im Jahre 1943 gab man die Scheindiagnose einer Pellagra auf, die auf Befehl bis dahin gestellt worden war, und bequeme sich zu einer mehr wahrheitsgetreuen Bezeichnung, wie es nun die alimentäre Dystrophie war. Wenn es unmöglich gewesen war, die Symptome der Pellagra zu entdecken, konnte man umso leichter die dem Hunger zugehörigen erkennen. Die Menschen waren mager, was noch hätte hingehen können, sie waren aber bereits Gerippe, was beschwerlich war, da man einem solchen die Temperatur nicht auf die übliche Weise messen konnte. Es war ihm nämlich unmöglich, das Thermometer in der Achselhöhle zu halten, es fiel heraus, und da es hier zu den kostbarsten Dingen gehörte, ging es dann nicht ohne Beschuldigungen und Geschrei ab.

Ich schlief nun in diesem Lazarett im Ordinationszimmer auf eben jener Pritsche, auf der ich am Tage die Kranken untersuchte. Papier zum Schreiben gab es keines, die Krankengeschichten wurden auf Sperrholz und durchaus nicht mit Tinte, sondern mit einer Beize geschrieben. Jede von ihnen wog mehr als ein Kilogramm, und sie lagen dann in einem grossen Stapel an der Wand des Raumes.

Diese Arbeit, die man mir nun zumutete, konnte kein einzelner Mensch leisten, und ich sah mich nach Hilfe um. Ich brauchte ei-

nen gebildeten Mann, jemanden, der nach meinem Diktat schreiben konnte, während ich die Kranken untersuchte.

Bei meinen nächtlichen Rundgängen war mir ein Mann aufgefallen, der eine recht unzureichende Unterwäsche trug, die weissen Hosen waren zu kurz und zu eng, obwohl er erschreckend mager war. Sie zeigten einen Teil seines Bauches auf. Anscheinend konnte er nicht schlafen, ging auf und ab, was ich nicht dulden durfte. Auf meine Frage, warum er spaziere, antwortete er bereitwillig. Er sagte ganz einfach, dass er nachdenke. Mir kam das etwas seltsam vor, dass sein Tag dazu nicht ausreichte, und als er mir erklärte, dass mathematische Probleme sich nicht an Tageszeiten hielten, musste ich ihm recht geben. Es sah so aus, als ob ich meinen Gehilfen gefunden hatte. Auf meine Frage, ob er bereit sei, mir beim Schreiben der Krankengeschichten zu helfen, war er sofort damit einverstanden. Er konnte dafür, für diese Arbeit, nicht viel erwarten, nichts mehr als ein wenig Suppe.

Der Mann hatte eine sehr gute und klare Handschrift, erfasste die lateinischen Termini mit Leichtigkeit und half mir, Ordnung in meiner hölzernen Kartothek zu halten.



Im Lager war eine grosse Unruhe ausgebrochen, es war ein Gefangener entflohen, so wie man annahm, nicht vielleicht von der Arbeit aus, nein, vom Lager selbst. Soldaten mit Hunden stöberten überall herum, untersuchten auch mein Lazarett. Ich

konnte ihnen nicht einmal sagen, ob der Mann bei mir gewesen war oder nicht, da ich meine Kranken noch nicht genügend kannte.

Unsere Baracke war mit einem ziemlich hohen Zaun umgeben, der ein Tor hatte, das dicke Pfosten hielten. Als nun die Soldaten durch dieses Tor gingen, verbellten die Hunde einen der Pfosten. Es war dies ein scheinbar ganz unsinniges Verhalten der Tiere, das niemand verstehen konnte. Ihr Führer, der sie knapp am Riemen hielt, zerrte sie mit aller Gewalt und traktierte seine Schützlinge für dieses irrtümliche Vorgehen mit Fusstritten.

Der Gefangene blieb verschwunden. Ein Sanitäter hielt sich am nächsten Tage in der Nähe des Tores auf und glaubte, aus dem Pfosten eine Stimme und auch ein Klopfen gehört zu haben. Ich konnte seine Erzählung nur als Sinnestäuschung und als nichts anderes ansehen, es war zu unwahrscheinlich, und er verliess mich gekränkt, aber durchaus nicht überzeugt.

Als man aber kurz darauf das Essen brachte, das gewöhnlich schon mit Ungeduld erwartet wurde, gab es in meinem Lazarett keinen Menschen, der es hätte übernehmen können, ich fand sie dann aufgeregt redend, gestikulierend am Tore.

Man hatte bereits die Wache von diesem ganz ungewöhnlichen Ereignis verständigt, und als die Soldaten mit den Hunden abermals kamen, stürzten diese wieder auf den Pfosten zu.

Ich sah mir diesen jetzt genauer an, er war aus Brettern zusammengeagelt und musste demnach einen Hohlraum haben, der allerdings so eng war, dass schwerlich ein Mensch darin Platz haben konnte, und doch tat er es.

Als man dann den Mann unter Geschimpfe und Geschrei herauszog, kam er mir etwas bekannt vor, es war ein Arbeiter aus dem Lazarett. Ich glaube kaum, dass er sich auf einer Flucht befunden hatte, als er sich entschloss, den Zaun zu übersteigen. Anscheinend hatte er nur in dem Lager selbst eine Verabredung gehabt, die das Tageslicht scheute. Er war sicherlich ganz zufällig in diese Höhlung hineingetreten, ohne vielleicht zu wissen, dass sie vorhanden war, oder hatte sich in ihr vor nahenden Schritten verstecken wollen, ohne dann die Kraft zu haben, sich wieder herauszuarbeiten. Wie es sich in Wirklichkeit aber verhielt, habe ich nicht erfahren.

Man setzte den Mann in den Karzer, im Lazarett habe ich ihn nicht mehr getroffen.



Eine unangenehme Aufgabe waren meine nächtlichen Rundgänge, die das Rauchen im Lazarett zu dieser Zeit verhindern sollten. Ich glaube, diese Vorschrift hatte mit der möglichen Schädigung der Gesundheit meiner Kranken nicht das mindeste zu tun, es war vor allem ein Diktat der Feuerwehr, denn alle Baracken waren aus Holz.

Da es Streichhölzer nicht gab, verrieten sich die Raucher selbst, ich erwachte bei dem vorsichtigsten Schlagen der Steine, mittels deren sie Feuer machten.

Eine ruhige Arbeit erlaubte die Verwaltung nicht. Es kamen zu allen möglichen und unmöglichen Zeiten Gruppen von Ärzten, die nachprüften, ob ich nicht vielleicht gesunde Menschen bei mir liegen habe, als Deutsche Schädlingsarbeit leiste. Mein mathemati-

scher Gehilfe litt an der üblichen Dystrophie und einer Furunkulose, und dennoch schrieb man ihn mehrere Male zur Arbeit in die Fabrik aus, obwohl oder vielleicht gerade deshalb, weil er mir bei der Arbeit half. Es verging gewöhnlich nicht mehr als eine Woche, bis er untauglich zur Arbeit wieder in ein Lazarett abgeliefert wurde, aus dem ich ihn dann herausholen musste, was mit Schwierigkeiten verbunden war.

Meine freie Ärztin kam zwar jeden Tag, sammelte Neuigkeiten, verhielt sich aber sonst mehr kontrollierend als helfend. Sie kam auch, um sich verschiedene Gegenstände von Gefangenen anfertigen zu lassen, es war hier die Zeit der Leibeigenschaft auferstanden.

Bei einem ihrer Besuche fragte sie, ob sich nicht ein Schlosser bei mir befinde, der ein Instrument zum Heben der Kasserollen, die hier gewöhnlich stiellos sind, anfertigen könne. Der Schlosser wurde gerufen, ein noch ziemlich junger Mann, der sie zwar mit etwas spöttischen Augen ansah, dessen Rede jedoch ernst und ehrfurchtsvoll klang.

Schon am nächsten Tage brachte er einen Stiel, der aber recht sonderbar aussah. Er hatte seinem Zwecke gemäss einen kleinen eisernen und einen hölzernen Teil zu haben, den er auch hatte, nur dass die Ausmasse heftig an «Gulliver bei den Riesen» erinnerten. Der Stiel war über einen Meter lang und armdick, einfach ein Holzprügel, das Eisen an ihm wog nicht weniger als ein Kilogramm.

Nach dem zornigen Abgang der Ärztin fragte ich den Mann, ob er sich nicht schäme, so ungehörige Sachen zu machen, worauf er eine Antwort gab, die ich nicht so bald vergessen werde. Er sagte:

«Ich lebe schon lange im Norden, ich habe mir die Augen abgefroren. Ich kann die Scham nicht mehr sehen!»

Er sagte dieses so leicht, so gekonnt, dass er mich zu interessieren begann. Die Erzählung, die ich daraufhin von ihm hörte, war, wie es schien, eine volle Rechtfertigung seines Benehmens, es war eigentlich nur eine ganz kleine, eine ironische Strafe gewesen.

Er lebte früher in einem Lager in der Nähe von Archangelsk, wo die Gefangenen im Walde als Holzfäller arbeiteten. Da sie dort in einer grossen Zahl an Hunger starben, hatten sie sich zu einem Hilfswerk zusammengeschlossen.

Sie bekamen die Suppentälons beim Morgenappell, wo sie in Viererreihen zu stehen hatten. Dort hielten sie dann die Toten zwischen sich, die derart mitgezählt wurden. Sie streckten deshalb gleich nach dem Sterben die Leichen in eine handliche Form, die ihnen dann das Halten ermöglichte. Tote konnten so, wie er mir sagte, einige Tage verwendet werden, gewiss je nach der Jahreszeit, und da jeden Tag Männer starben, waren es immerhin einige Suppen, die zur Verteilung kommen konnten.

An einem Wintertage fieberte er, wie er erzählte, stand im Freien vor dem Ambulatorium, da ein Warteraum nicht vorhanden war. Er lehnte an seiner Wand, als ein Schlitten vorfuhr, auf den man die nackten Leichen warf. Mehr will er nicht gesehen haben, und alles andere erzählten ihm dann die Gefangenen. Kaum lag er auf dem Boden, als der Feldscher aus dem Hause trat, ihn erblickte, betastete und befahl, ihn als ebenfalls Toten gleich mitzunehmen. Der Kutscher hatte aber einen Einwand, der sich aber lediglich auf die Kleider bezog, die eben jenen Mann von den Lei-

chen unterschied. Mit wegwerfender Gebärde soll dieser Mediziner gesagt haben: «Ach, diese Fetzen, weg mit ihnen!»

Der Mann erwachte im Walde, in einer nicht tiefen, einer weit offenen Grube unter Leichen auf, kroch heraus und versuchte, sich dann an einem Zweig zu erhängen. Von mir gefragt, warum er dieses hatte tun wollen, konnte er keine Antwort finden. Er sagte nur, dass er keine Kraft dazu gehabt habe, seinen Schal über einen Ast zu werfen. Ein Mann, der zufällig vorbeikam, kein Gefangener übrigens, schmähte ihn, nannte ihn Dummkopf, lud ihn auf seine Schultern und schleppte ihn in das Lager zurück.

«Ich starb nicht, wie Sie sehen», sagte er nach diesem Berichte und lachte plötzlich mit einem von mir noch nie gehörten Lachen auf. Es war weniger laut, als es hätte sein können, es war nur ganz und gar unmenschlich.

Die Rache, die sich diese Gefangenen ausdachten, hatte für unser Land dann recht unangenehme Folgen. Als sie ein Schiff mit Holz beluden, legten sie eine nackte Leiche dazwischen, einen zum Skelett abgemagerten Mann, worauf man uns dann eine lange Zeit kein Holz mehr abnahm.



Ich fror des Nachts und beschloss deshalb, eine Decke zu kaufen, die ein ukrainischer Bauer zum Kaufe gegen zwei Kilogramm Brot anbot. Es hiess dies, dass ich sie natürlich nur auf Abzahlung erstehen konnte, und nur dann, wenn ich einen über den anderen Tag kein Brot ass, konnte sie mein Eigentum werden. Konja, so hiess der Mann, war damit einverstanden, und ich bekam eine grobe handgewebte Decke.

Konja war ein Bauer, ungefähr 40 Jahre alt, der bei der Annäherung der Deutschen seine Kuh geschlachtet hatte, weil er für sie fürchtete. Für dieses Schlachten ohne Erlaubnis bekam er drei Jahre. Er war wie alle Bauern in diesem Lande auch Tischler und Zimmermann und hat mir dann ein kleines Hörrohr, einfach ein Museumsstück, geschnitzt. Ein Museumsstück, allerdings nur für aufgelöste Lager, die es zwar in der Welt, aber nicht hier gibt.

Das Hörrohr war für kleine Kinder, für Säuglinge bestimmt, die sich mit ihren Müttern in meiner nächsten Nähe aufhielten. Man hatte sie in einer Baracke untergebracht, in der früher Männer mit offener Tuberkulose lagen. Man hatte den Raum zu ihrem Empfang geweiht, und das war auch alles, und dass jetzt die Kinder an tuberkulöser Meningitis starben, regte niemanden auf. Wieweit aber die dazugehörigen Mütter gesund geblieben sind, kann ich nicht sagen, solche Krankheitsprozesse verlaufen bei Erwachsenen langsamer als bei Kindern.



Es war bereits das Jahr 45. Wir hatten ganz unklare Vorstellungen, was an der Front geschah oder geschehen war. Ich habe in der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft keine Zeitung gesehen, kein Radio gehört, wir lebten allein von Gerüchten.

Eines Tages berichtete mir mein Mathematiker, dass ihn der Lagerleiter gerufen und ihn gefragt habe, ob er einen Vortrag über das Atom schreiben könne. Er bejahte. Kaum aber hatte er zugesagt, als ihm auch schon Zweifel kamen. Er konnte nicht verste-

hen, wozu dieser Vortrag dienen sollte, fragte mich um Rat, ob er nicht lieber absagen sollte unter dem Vorwand, dass er schon fast alles vergessen habe.

Ich selbst aber sah keinen Grund, vielmehr keine Gefahr, diesen Vortrag nicht zu schreiben, und obgleich er dann seinem anfänglichen Zwecke nicht diente, brachte er doch Nutzen. Der Lagerleiter benutzte ihn zwar nicht, da er plötzlich misstrauisch geworden war. Er selbst verstand vom Atom nichts und hatte sicherlich Angst bekommen, dass ihm der Gefangene einen Streich spielen könnte, den er dann zu verantworten hätte. Die Ärzte liessen sich ihn aber vorlesen, er war einfach und für physikalische Analphabeten geschrieben und brachte meinem Gehilfen jedesmal eine Suppe ein.

Nachher erst haben wir erfahren, dass es die Zeit um Hiroshima war, die solche Kenntnisse forderte. Man machte uns mit diesem Ereignis übrigens ganz offiziell auf einem Meeting aller Gefangenen bekannt, auf welchem wir auch gegen Japan und für einen Krieg gegen dieses Land abstimmten, was in unserer rechtlosen Lage mehr als grotesk war.



Wir hatten in der Lagerküche eine Frau, die sich mit Geschirrwaschen abgab. Sie war noch jung, vielleicht an die Dreissig, und hatte auch eine zweite, eine freiwillige Beschäftigung, sie leitete die Kapelle der Kultbrigade. Diese Kapelle diente vor allem zur Unterhaltung, zur Belustigung der vorgesetzten Behörde, obwohl auch Gefangene sich an ihr erfreuen durften, wenn auch nur in geringer Zahl, soviel eben die Baracke dann noch fasste.

Die Mitglieder dieser Kapelle waren fast alle Dilettanten, ihre Instrumente waren Einzelgänger, sie hatten wenig Beziehungen zueinander, der Feindlichkeit der Trompete erlag nur zu oft die Geige, die sich dann in ihre höchsten Höhen rettete, was zu hören recht schmerzlich war.

Zufällig hatte man mir zu dieser Zeit einen anderen Schlafplatz gegeben, so dass ich nun in der Nähe dieser Frau lag. Spät, nach der Arbeit, hockten wir dann auf unseren Brettern und hörten ihr zu. Sie konnte genügend russisch sprechen, beherrschte das Deutsche, war aber selbst eine Französin. Das Wichtigste an ihr war nicht, dass sie Pianistin, sondern ein Wunderkind gewesen war, das schon lange vor ihrem zehnten Jahr Konzerte in aller Welt gegeben hatte.

Sie erzählte uns von ihrer Kindheit, ihren Reisen, wie ihr Vater sie einmal nach Afrika mitgenommen und ihr einen Affen geschenkt hatte, was uns besonders beeindruckte. Sie kannte viele Länder, hatte sich eine lange Zeit in Italien aufgehalten, dort ihren Mann, einen Geiger, kennengelernt. Seine Frau, die früh verstorben war, hatte ihm drei Kinder hinterlassen, die diese Pianistin zur Stiefmutter bekamen. Ich glaube, dass sie zu ihnen gut, wenn auch recht hilflos war. Sie stand den Dingen des Tages ziemlich fremd gegenüber und hatte sich auch bis jetzt nicht geändert. Ich habe niemals zuvor eine Frau gesehen, die mit einer solchen Selbstverständlichkeit zerrissene Strümpfe trug wie sie. Es waren bei ihr nicht etwa nur die Fersen abwesend, es ging eine Strasse der verlorenen Maschen bis unter das Knie hinauf. Ich selbst habe sie ihr einige Male vernäht, um sie vor dem Spott der Weiber zu schützen, obwohl ich mich auch nicht gerade durch eine besondere Pedanterie auszeichnete.

Ihr Mann war ein russischer Emigrant, den die Sehnsucht nach der Heimat gepackt hatte. Er kehrte mit seiner Familie nach Russland zurück und lebte mit ihr in Leningrad. Man gab Konzerte, bekam sogar von der Regierung ein Klavier geschenkt. Nach ungefähr einem Jahr wurden ihr Mann und auch sie als Spione verhaftet. Die Kinder kamen in ein Heim und verschwanden, von ihnen hat man nichts mehr gehört.

Der Mann, der sich anscheinend schuldig an dem Schicksal seiner Familie fühlte, wurde im Gefängnis irrsinnig und starb. Sie selbst wusch jetzt Geschirr und hatte nun schon Jahre lang keine Taste mehr berührt. Noch nie haben wohl kostbarere Hände diese Blechschüsseln gereinigt.

Sie erzählte nicht ruhig, was man ja auch nicht erwarten konnte, sie sprach lebhaft, abrupt und unterbrochen durch ein kleines, höchst sonderbares Auflachen, das sich aber auf den Inhalt ihrer Rede nicht bezog.

Eines Tages kam ein Soldat und nahm sie mit. Sie sollte im Dorfe, in einem Kindergarten, zu einer Feier aufspielen. Ich habe sie erst am späten Abend danach getroffen, sie hatte sich schon etwas beruhigt, nur ihre Augen waren recht verweint. Sie konnte das, was sie bei diesem Spiel gefühlt hatte, nicht ausdrücken. Sie wiederholte nur, dass das Klavier so unsäglich verstimmt gewesen sei, und flüsterte mir dann plötzlich zu, dass sie nach diesem Spiel die Menstruation bekommen, die sie während der ganzen Zeit ihrer Gefangenschaft verloren gehabt hatte.

Eines Tages übergab man ihr die Geige ihres Mannes, die Geige des Verstorbenen, die ihr sicherlich Erinnerungen aufzwang, denen sie entgehen wollte, die sie deshalb nicht behalten konnte, es gelang ihr nicht, den kleinen Sarg bei sich zu bewahren. Sie

schenkte das Instrument unserem Chirurgen, einem Ukrainer, der vom Standpunkte seiner Nationalität aus die Dinge betrachtet hatte und nun dafür sass.

Diese Frau fuhr nach ihrer Befreiung, da ihr die grossen Städte verboten waren, nach Tagil. So, wie sie im Lager angezogen war, mit einer kurzen geflickten Wattejacke bekleidet, ging sie gleich nach ihrer Ankunft in eine Musikschule und bat, man möchte ihr erlauben, auf einem Klavier zu spielen. Wie sie selbst hinzusetzte: ich bat nicht nur, ich bettelte darum. Man mass sie mit verächtlichen Blicken, und es dauerte lange, bis man endlich zusagte.

Sie hat dort Bach-Busoni gespielt, und als sie endete, war der Raum mit Menschen dicht gefüllt. Man nahm sie sofort als Lehrerin an. Jetzt ist sie ein Professor am Konservatorium in Swerdlowsk, aber ich kann nicht recht glauben, dass sie zufrieden ist, vom Glück aber schon gar nicht zu reden.



Ich lernte im Lager einen Mann kennen, der weder redete noch ging, was aber noch nicht sagen soll, dass er nicht hätte reden und nicht hätte gehen können, wenn er es gewollt hätte. Ich glaube, dass er ein Spion, ein sowjetischer Spion war, sozusagen einer von ihnen selbst, einer, der zu lange im Ausland auf Arbeit gewesen war und den man nicht mehr brauchte. Dieser «Wisser» hatte sich nun entschlossen, sich der Arbeit zu entschlagen oder vielleicht auch anderen Gefahren, er schwieg und lag auf seinem Brette, was sicherlich eine übermenschliche Anstrengung gekostet haben muss.

Wie seine sogenannte Krankheit begann, habe ich nur ganz zufällig erfahren. Er war intelligent, und eine Ärztin, die vielleicht von Physiotherapie etwas verstand, aber von anderen Disziplinen wenig, hatte sich ein Buch der Psychiatrie geborgt und liess sich von dem Manne Teile davon abschreiben, da man Bücher nur sehr schwer kaufen konnte. So erhielt der Mann eine Möglichkeit, sich Krankheitsbilder anzueignen, die er dann, wenn auch etwas wirr, für sich verwendete. Er simulierte anscheinend einen Insult, d.h., er war rechtsseitig gelähmt und hatte die Sprache verloren.

Er lernte sehr schnell mit der linken Hand zu schreiben, hatte es vielleicht schon immer gekonnt, und machte nun Gedichte, von deren Güte oder Nichtgüte ich nichts aussagen kann, da ich die russische Sprache dazu nicht genügend beherrsche. Ich war dabei, als ein Halsarzt ihn untersuchte. Zu meinem Erstaunen zeigte er eine vollkommen verkrampfte Zunge her, anscheinend meinte er, dass sie zu diesem Komplex gehöre. Dieses Bild musste für den Untersucher jede Paralyse ausschliessen, ihn in Erstaunen setzen, was ich aber an seinem Benehmen nicht bemerken konnte.

Ich begann mich mit dem Liegenden etwas zu unterhalten, wenn das, was wir taten, diesen Namen verdient. Er schrieb mit einer kolossalen Geschwindigkeit, und ich redete. Auf diese Art hatte ich erfahren, dass er in Tibet gewesen war, dass er ein Fürst, sein Lagername aber lediglich auf einen falschen Pass zurückzuführen sei. Ich zeigte ihm mit keiner Miene, dass ich alles das für eine Legende halte, oder besser, für eine pathologische Phantasie. Eines Tages aber sagte ich ihm ganz heimlich und nur in das Ohr,

dass er sprechen könne. Da ich dieses schnell und mit allem Nachdruck gesagt hatte, hörte ich sofort ein leises «Ja».

Niemals bin ich später darauf zurückgekommen, er schrieb weiterhin, und ich erzählte ihm vom Buche Dzian, von dem er Kenntnis hatte.

Als seine Strafzeit ihrem Ende entgegenging, wurde er merklich gesünder, er humpelte bereits mit Hilfe eines Stockes und begann sogar zu sprechen, abgerissene, undeutliche Worte, denen dann plötzlich ein ganz natürliches Lachen folgte. Für die hiesigen Ärzte befand er sich im Zustande der Besserung. Ich selbst konnte nichts anderes tun, als seine Ausdauer, sein Verhalten zu bewundern, das ich ungefähr zwei Jahre mit angesehen hatte.



Unser Essen war ungenügend und schlecht in dieser Zeit, aber wir wurden endlich reich an Medikamenten, die man in Bausch und Bogen «Trophäen» nannte. Leider waren sie uns zum grossen Teile unbekannt, was ihre Verwendung hätte hindern sollen, es aber nicht immer tat. Es kamen danach auch tödliche Fälle vor, da die meisten Ärzte den fremden Sprachen abhold waren, was noch hätte hingehen können, wenn sie nicht auch schlechte Pharmakologen gewesen wären. Sie waren nicht imstande, aus dem chemischen Bestände ihre Verwendbarkeit zu ersehen.

Wir erhielten endlich auch brauchbare Injektionsspritzen, die aber schwerlich als Trophäen gelten konnten, sie waren englischen Ursprungs.

Das Hilfspersonal in den Krankenbaracken war vom medizini-

schen Wissen ziemlich unberührt, so dass es eines Tages zu einer Katastrophe kam. Sechs Schwestern, aus verschiedenen Lazaretten, lagen im hohen Fieber und ohne Besinnung in einem Raum, in den sie sich zurückgezogen hatten, um zu essen. Das Schlimme war, dass niemand die Ursache dieser Erkrankung kannte und wir aufs Geratewohl, einfach symptomatisch, die Rettung versuchen mussten. Erst später erfuhren wir, was sie getan hatten. Eines der Lazarette hatte eine Flasche Vitamin «A» erhalten, und die Mädchen hatten beschlossen, ihr Brot damit zu rösten.

Vitamine galten hier ganz im allgemeinen als Zusatznahrung für den, der sie erreichen konnte, und das waren vor allem die freien Ärzte.



Es war im Dezember 1945, als mein Zustand sich so verschlechterte, dass man mich in das chirurgische Lazarett legte. Nicht nur, dass ich erschreckend mager war, ich wog damals 37 kg, meine Ohren hatten sich zu einer zusätzlichen Furunkulose entschieden. Warum man dies als chirurgischen Fall ansah, weiss ich nicht, zu schneiden war da nicht viel, nur dass mir die Schmerzen Hören und Sehen vergehen liessen.

Dieses Lazarett war überfüllt, es diente ausserdem auch als Gebäranstalt. Es unterstand einer Ärztin, einer Gefangenen, die als Terroristin galt. Ihrem Benehmen nach schien uns dies durchaus möglich zu sein, sie war mit ihren Patienten einfach grob.

Sie gab mir kein schmerzstillendes Mittel, obwohl sie es hätte

tun können. Als ich eines Nachts vor Schmerzen nicht mehr aus noch ein wusste und sie bat, mir zu helfen, warf sie mir ein Pulver hin und schrie mir entgegen, dass ich es nicht noch einmal wagen solle, etwas von ihr zu verlangen, sie halte keine Narkomane in ihrem Lazarett. Es war dies das erste und letzte Mal, dass ich sie um etwas gebeten hatte.

Sie war klein und hässlich, eine unglückliche Frau, was aber noch lange kein Grund zu ihrem Benehmen zu sein brauchte. Ihr einziges Kind war durch einen vielleicht sogar von ihr verschuldeten Umstand verbrannt, und sie gebar hier im Lager ein Mädchen, was vielleicht sogar verständlich war, es wurde eben ein Ersatz geschaffen. Der Vater des Kindes, ein Gefangener, war Leiter der Versorgung, einer, der sie und auch ihr Kind auf Kosten anderer ernähren konnte und es auch tat, während sie ihm den Spiritus, der für die Operationen bestimmt war, zukommen liess.

Diese Ärztin trat durch ihr Verhalten in die Gemeinschaft der «Mamki» ein, die ihre Kinder einer zusätzlichen Suppe verdankten. Billig entstand das Leben hier, und billig war auch der Tod.



Drei Frauen, Wolgadeutsche, luden mich ein, mit ihnen das Weihnachtsfest zu feiern.

Wir hatten uns, mit der gütigen Erlaubnis eines alten Weibes, das hier im Lazarett als Nachtwächter diente, in die warme Küche begeben, in der immer heisses Wasser bereitstand, sozusagen für alle Fälle. Wir assen einige Kartoffeln, die wir auf Lebertran gebacken hatten, und tranken heisses Wasser dazu. Als es dann, un-

serem Gefühl nach, Mitternacht sein konnte, sangen die Frauen leise und fromm «Stille Nacht, heilige Nacht», was ich nur mitsummen konnte, da das Öffnen des Mundes für mich recht schmerzhaft war.

Wir verhielten uns hier so unmerklich, dass unsere Alte eingeschlummert war, als wir durch das Kommen einer Tatarin etwas beunruhigt wurden, die sich neben den Ofen auf den Boden hinhockte.

Ich will nicht sagen, dass sie uns anfänglich besonders gestört hätte, wir konnten nur nicht verstehen, warum sie nicht lieber schlafe, noch dazu nach einer Geburt.

Wir fragten sie nach dem Namen des Kindes und hörten, gewiss zu unserem Erstaunen, sie dieses Neugeborene «Violetta» nennen. Die Frau war nicht mehr jung, ungefähr 45 Jahre alt, und auf unsere Frage, ob es das erste Kind sei, das sie geboren hatte, lachte sie kurz, fast tonlos auf. «Nein», sagte sie, «es ist das fünfte.»

«Haben Sie die anderen in der Freiheit zurücklassen müssen?» fragte meine Nachbarin mitleidig.

«Aber nein», kam eine schnelle Antwort, «es sind doch alles Lagerkinder.»

«Sie wissen aber doch, wo sie sind?»

«Wozu?» kam es böse aus ihrem Munde.

Wir schwiegen, weil es schwer war, etwas darauf zu sagen, ohne die Frau zu beleidigen. Plötzlich rührte sich aber das alte Weib, der Nachtwächter, und teilte uns mit, gleichsam das Benehmen dieser Frau erklärend, dass sie anscheinend wegen der Kinder nicht schlafen könne, jede Nacht hier sitze und rauche. Die Tatarin antwortete unverzüglich:

«Lächerlich, das wäre noch schöner, was haben sie mit meinem Schlaf zu tun, sie sollen froh sein, dass ich ihnen das Leben gegeben habe. Es ist der Mord, ich kann seit dem ersten Mord nicht mehr schlafen, das ist es.»

Da konnte ich mich nicht halten und fragte sie mit einer recht bescheidenen Stimme: «Haben Sie denn mehrmals gemordet?» Worauf sie sich ganz kalt und sachlich hören liess: «Was heisst hier einmal, ungefähr jedes Jahr einmal, damit du es weisst!»

«Da müsst Ihr wohl immer daran denken, nicht?» fragte eine der Deutschen. Die Antwort kam sofort, nur dass sie nicht sehr freundlich klang: «Ich und daran denken? Für wen hältst du mich eigentlich? Da hätte ich viel zu tun!»

Wir schwiegen, wir fanden nicht das rechte Wort, wurden sogar etwas traurig, und vielleicht tat uns auch der Weihnachtsabend leid. Wir baten dann noch um etwas heisses Wasser, das wir als Tee ansprachen.

In diese Stille hinein begann dann die Frau zu erzählen, niemand hatte sie dazu genötigt, es zu tun.

«Nach dem ersten Mord konnten sie mir nicht viel anhaben, wir hatten sie ganz verwirrt. Als ich frei wurde, habe ich das Geld nicht geschont und bin gleich zu einem Professor gegangen. Der hat mir zwar nicht geholfen, das Geld aber hat er genommen. ‚Nerven, Nervem, hat er zu mir gesagt, ‚das wird sich schon geben. Wenn Sie Kinder gebären werden, werden Sie auch schlafen!‘ Dummheiten, was hat das schon mit den Nerven zu tun? Ich war damals jung und gesund und glaube es auch heute noch nicht, dass sie etwas damit zu tun haben, aber dennoch konnte ich seinen Rat nicht vergessen, musste danach handeln. Ich habe Kinder geboren,

und nichts hat es mir geholfen. Nach Violetta ist es eigentlich noch schlimmer geworden. Nochmals werde ich nicht mehr gebären, das nehme ich mir fest vor, jetzt ist es Schluss damit!»

Das alte Weib sagte recht plump: «Sitzt du jetzt wieder wegen eines Mordes?»

«Ich? Ich denke nicht daran! Ich bin einfach das Opfer ihrer Faulheit! Sie wollten die Sache los sein und haben deshalb den ersten besten beschuldigt. Ich habe ganz zufällig Kleider gekauft, von denen es sich dann herausstellte, dass sie einem Toten gehörten, aber ich habe mit seinem Sterben nichts zu tun. Ich kann doch nicht für alle Morde in der Welt verantwortlich sein, das könnte ihnen so passen!»

Wir waren vielleicht nicht so müde als verwirrt, als wir jenes Mahl abbrachen, die Tatarin aber weiter am Ofen hocken blieb. Das alte Weib, das uns nachging, flüsterte uns zu, so als ob sie uns ein ganz grosses Geheimnis mitteile: «Sie lebt mit einem ganz jungen Kerl, erst 20 Jahre alt, was sie sich dabei denkt, kann ich nicht verstehen!»

Besonders gewundert habe ich mich über diese Neuigkeit nicht, ich war in Gedanken noch recht unentschlossen. Ich erinnerte mich meiner Mörderinnen aus dem Saratower Krankenzimmer, die mir das Mittel verraten hatten, wie man sich nach einem Mord zu benehmen hat. Es brannte in mir der Wunsch, es ihr mitzuteilen, eben jenes Mittel, um zur Ruhe zu kommen, was ihr natürlich jetzt nicht mehr helfen konnte. Wo sollte sie denn einen Schluck Blut von der Leiche des ersten Mordes hernehmen?

Anfänglich war es mir ganz unverständlich, was ich mit der Ruhe oder Unruhe eines Mörders zu tun habe, bis ich dann auf den

Gedanken verfiel, das ein Überrest des infantilen Besserwissens, die Notwendigkeit, sich zu brüsten, dies hervorgerufen haben könnte. Nun, da ich ihr nicht helfen konnte, war sie, diese Mörderin, nun zur ewigen Schlaflosigkeit verdammt.



Man hielt mich nicht lange im Krankenstande. Man hatte für mich eine neue Arbeit, ein Laboratorium, erdacht, das zwar notwendig war, im Grunde aber dann eine recht phantastische Angelegenheit wurde. Man führte mich in einen kleinen Raum und übergab mir eine Kiste, in der die verschiedensten Pipetten und Röhrchen, gross und klein, meistens beschädigt, lagen. Das Mikroskop wäre für meine Zwecke soweit brauchbar gewesen, wenn man von seiner Verschmutzung hätte absehen können, die einen eigenen Zugang zur Richtigstellung der Ergebnisse forderte. Ich musste mir jene Teile des Schmutzes genau merken, die ihm selbst zugehörten, um jene anderen Teile dann zu beurteilen, die das Präparat lieferte. Es zu reinigen ging nicht an, da ich es selbst nicht auseinandernehmen konnte, und wenn ich es auch versucht hätte, nicht wieder hätte zusammenfügen können.

Man forderte von mir alle klinischen Analysen. Die Reaktive, die eine für mich unsichtbare Apotheke liefern sollte, sie war ausserhalb des Lagers, waren spärlich. Es kam deshalb zu einem Gespräch mit dem Leiter des Sanitätsdienstes, dem ich erklärte, dass ich mit dem mir Übergebenen nicht werde arbeiten können. Er liess sich aber auf Erklärungen nicht ein, sagte nur ganz ruhig,

dass Befehle keiner Überprüfung unterlägen, einfach ausgeführt werden müssten.

Ich sass dann auf meiner Kiste, als ganz sicher zufällig einer der Ordner in meinen Raum blickte. Da ich wohl recht betrübt ausgesehen haben mochte, bot er mir seine Hilfe an. «Ihnen fehlt es an Geschirr?» sagte er lachend, «in einer halben Stunde haben Sie so viel, dass Ihr Zimmer es nicht aufnehmen wird.» Und so war es.

Im Lager durfte nämlich niemand etwas «Gläsernes» besitzen, und der gute Mann tat dann nichts anderes, als dass er eine Durchsichtung der Baracken vornahm. Ich bekam danach so viele Flaschen und Konservengläser, als ich mir nur wünschen konnte. Natürlich waren die Gefangenen die Leidtragenden, was ich aber nicht ändern konnte.

Die meisten Untersuchungen, die ich machte, hatten nichts mit Blut zu tun, ich war von Sputum umgeben. Gewiss kann man sich daran gewöhnen, wenn es auch anfänglich etwas schwerfällt. Ich hatte dann sogar Freude an einem guten Präparat, an den eleganten fuchsroten Stäbchen auf blauem Grunde, und vergass anscheinend die Kranken darüber, für die sie meistens ein Todesurteil waren.

Ob ich viel Nutzen mit meiner Arbeit gebracht habe, glaube ich kaum, die Analysen machten ja dann in den Krankengeschichten einen ganz guten Eindruck, aber da die Heilmittel fehlten und der Hunger dominierte, war eben dieser Nutzen höchst fragwürdig.



Es näherte sich der Tag meiner Befreiung, der mir aber durchaus gleichgültig war. Was konnte ich schon mit ihm anfangen? Ich war allein, hatte alles verloren, was zu meinem früheren Leben gehörte, und wusste, dass man mich nach Moskau nicht zurücklassen werde.

Ausser mir waren es noch 11 Frauen, die an demselben Tage entlassen werden sollten. Jeden Tag liefen sie in das Kontor, um Erkundigungen einzuholen, waren verzweifelt und weinten, denn es waren schon einige Tage über die Frist hin vergangen, die uns die Freiheit bringen sollte.

Am 12ten Tage nach Ablauf unserer Strafzeit bekamen wir endlich die Dokumente, d.h. eigentlich nur eines, ein Zettelchen, auf dem spärliche Daten verzeichnet waren: Name und Geburtszeit und der Paragraph, der uns hier gehalten hatte. Zu meinem Erstauen hatte ich keinen, es war an der Stelle, an der er sich hätte befinden sollen, nur ein Strich. Auf mein Ersuchen, mir mein Diplom zurückzugeben, erwiderte man mir, dass es hier nicht vorhanden sei und ich es mir in der Freiheit suchen solle.

Da wir ein Reiseziel angeben mussten, hatte ich nur eine Möglichkeit, mich des Angebotes eines Gefangenen zu bedienen, der mir vorschlug, in ein Kosakendorf zu fahren, wo seine Frau mit fünf Kindern zurückgeblieben war, ihr bei der Arbeit zu helfen.

Man schrieb mir also als Reiseziel dieses Kubaner Dorf ein, gab mir das Fahrgeld, zwei Kilogramm Brot und ein Kilogramm Salzheringe, es war ein weiter Weg zurückzulegen.

An Kleidung liess man mir ein Hemd, ein Baumwollkleid und eine Wattejacke. Schuhe hatte ich nicht, nur hölzerne Sandalen, an denen Stoffstreifen angenagelt waren, die aber schon nach Kur-

zem rissen. Strümpfe waren eine grosse Kostbarkeit, ich hatte sie nicht, meine Beine waren nackt.

Kaum hatten wir das Lager verlassen, als auch schon die Frauen an seinem Tore stehenblieben, und wenn ich auch diesen Aufenthalt nicht gleich verstehen konnte, wurde er mir schnell deutlich. Es gab hier einen Aberglauben, der forderte, dass man seinen Esslöffel über das Tor zurück in das Lager werfen müsse, um es endgültig los zu sein, um nicht wiederzukommen.

Es waren Verbrecherinnen unter uns, die ohne Bedenken den Löffel über das Tor sausen liessen, es waren aber auch Sparsame in unserer Gruppe, die zwar nicht weniger abergläubisch, aber doch genügend real dachten und es sich überlegten, zögerten und es endlich unterliessen, es den anderen nachzumachen. Mein Löffel lag ganz tief unter meinen Sachen, so dass ich der Wahl entoben war und meinem Schicksal entgegenging.

Dieses nun hinter uns liegende Lager befand sich von der Station, zu der wir gehen mussten, zehn Kilometer weit entfernt, es war durch einen Schienenstrang mit ihr verbunden, auf dem wir nun zu gehen hatten.

Wir bewegten uns langsam, im Gänsemarsch. Meine Sandalen erleichterten mir den Weg durchaus nicht.

Da der Zug erst am nächsten Tage abgehen sollte, blieben wir über Nacht in einem Gasthof, alle zusammengepfertcht in einem Raume. Ich hatte mich der Heringe entledigt, die eine Angestellte dieses Hauses mit dankbaren Worten annahm und gleich an einem zu lecken begann, was mir eine, wenn auch nur geringe Vorstellung von der Versorgung der Freien vermittelte. Ich gab sie gerne

hin, denn ich hatte mir schon lange abgewöhnt, Salz zu essen, es wirkte auf uns alle recht unerwünscht, es vergrößerte unseren Umfang, nämlich unser Geschwollensein.

Der Abend der Abfahrt war endlich da. Ich stand auf dem Bahnsteig, auf dem sich ausser uns noch viele Fahrgäste befanden. Ich glaubte, den Ort nun für alle ewigen Zeiten verlassen zu können, hatte aber nicht mit der fürsorglichen Regierung dieses Landes gerechnet.

Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen, laut und über alle Köpfe hinweg. Mich nicht zu melden wäre recht unsinnig gewesen, denn im Zuge fuhren Agenten mit, welche die gewesenen Gefangenen zu überwachen hatten und denen ich nicht entgangen wäre.

Ich gab mich also zu erkennen. Es waren zwei Frauen aus dem Lagerkontor, die mich mit aller Freundlichkeit begrüßten, die anscheinend froh waren, ihren Fehler, mir die Abreise ermöglicht zu haben, auszugleichen. Sie teilten mir mit, dass ich die Erlaubnis widerrechtlich erhalten habe und nicht abfahren dürfe. Auf meine Frage, was ich nun tun solle, sagten sie mir, dass das gar nichts auf sich habe und dass morgen früh ein Soldat in den Gasthof kommen, mich abholen und an den Ort meiner Bestimmung bringen werde.

Wie unerwartet dieses Ereignis auch über mich gekommen war, regte es mich doch nicht sonderlich auf, denn für mich konnte der Kuban ebenfalls keine Freiheit darstellen.

Am Morgen kam ein Soldat mit geschultertem Gewehr und führte mich einen ziemlich langen Weg, der zwischen Bauernhäusern und Feldern zu der Verwaltung eines anderen Lagers ging. Man erklärte mir dort, dass ich zwar frei wäre, nur nicht wegfahren dürfe, warum und aus welchen Gründen wurde mir nicht mitge-

teilt, denn von einer gesetzlichen Basis dafür konnte damals noch keine Rede sein.

Ich begann also hier, in Tawda selbst, zu arbeiten. Es war die Poliklinik für freie Lagerangestellte, die mit ihren Familien zusammen eine ganz erhebliche Zahl ausmachten, ein anspruchsvolles Publikum, das dem MWD unterstand. Ausserdem hatte ich alle häuslichen Besuche bei ihnen zu machen.

Mein Chef, ebenfalls ein früherer Gefangener, spielte hier den Vorgesetzten nach Lagerbrauch, Fragen wünschte er nicht zu hören und Antworten nur kurz und ohne Umschweife.

Es gab in diesem Dorfe Epidemien, die eigentlich niemals erloschen. Scharlach kam das ganze Jahr über vor und auch Dysenterie, eigentlich Paratyphus. Fälle von Flecktyphus sah ich hier zum ersten Mal, ich hatte in meiner Studienzeit nur seine Symptome kennengelernt, hier aber gab es eine Abteilung im Krankenhaus der Freien dafür.

Zweimal am Tage hatte ich Empfang zu halten, und die übrige Zeit war ich unterwegs.

Von meinem ersten Gehalt hatte ich mir Strümpfe erstanden, schwarze, eine Farbe, die man damals nicht trug und die 60 Rubel kosteten, was recht teuer war.

Ich hatte ein Durchgangszimmer gemietet und lebte nun mit einer Frau und ihren beiden Kindern zusammen, wobei sich das Leben aber nur auf das Schlafen bezog, da ich vom Morgen bis in die Nacht hinein arbeitete.

Die schlimmsten Tage waren für mich die der Kommission, die ich nun teilweise selbst darstellte. Rings um diesen Ort lebten Verbannte, die zum Arbeitsdienst verpflichtet waren, Deutsche aus

dem Wolgagebiet, aber auch aus der Krim und aus Grusinien. Sie unterstanden dem MWD, dem Innenministerium, und wurden von uns auf ihre Arbeitsfähigkeit geprüft, nur dass dort meistens gar nichts mehr zu prüfen war. Es waren dies meistens schon vom Tode Gezeichnete, die wir aus dem Arbeitsprozess auszuschneiden hatten. Ich war bei dieser Kommission der Therapeut, mein Chef der Chirurg, ausserdem waren eine ärztliche Beobachterin vorhanden und ein Sekretär.

Da es sich meistens um ganz geschwollene Leute handelte, hatte der Chirurg wenig zu tun, beobachtete dafür aber umso eifriger meine Tätigkeit, die einer Deutschen, die Deutsche untersuchte und sie demnach auch befreien konnte. Ich musste bei der Stellung einer Diagnose äusserst vorsichtig sein, um nicht den Kranken, den ich ja gar nicht kannte, und auch mich selbst nicht in die grössten Unannehmlichkeiten zu bringen, und doch kam es dazu.

Ich hatte einen Mann untersucht, der kaum noch stehen konnte und dessen Herzgrenze ich nicht feststellen konnte. Das Herz war unwahrscheinlich gross, solche Fälle waren mir natürlich bekannt, hier aber war die Pleura mit einem so ausgiebigen Exsudat gefüllt, dass alles zusammen nur einen einheitlich dumpfen Ton von sich gab.

Ich diktierte also mein Ergebnis, hatte aber nicht mit meinem Chef gerechnet. Endlich glaubte er mich erwischt zu haben, rief den Kranken zu sich, hieb mit aller Wucht auf den Brustkorb ein und brüllte: «Nichts dergleichen, alles in Ordnung!»

Die erste und, wie ich glaube, ganz natürliche Regung hätte nur das Niederlegen meiner Arbeit sein können, und ich dachte auch

daran, allerdings nur die kürzeste Zeit. Ich wendete mich danach sogar fröhlich an ihn, sagte recht kollegial, dass ich morgen ein Buch mitbringen werde, um die Herzgrenzen zu schützen. «Wetten wir», sagte ich, «es gelingt mir!»

Dieses ungewohnte Angebot machte meinen Vorgesetzten etwas nachdenklich, er schwieg und schickte, mit einer ausholenden Handbewegung, den Kranken ohne Entscheidung fort.

Am nächsten Tage brachte ich dann ein Buch mit, das die Herzgrenzen eindeutig aufzeigte, das ich nach dem Tode eines deutschen Arztes geerbt hatte, weil niemand sonst Interesse dafür gezeigt hatte. Dieser Arzt war in einem nahen Lager gestorben und hatte mir auch den «Domarus» vermacht, ohne mich allerdings zu kennen, ohne von meiner Existenz eine Ahnung zu haben. Meine ewige Dankbarkeit ist ihm dafür sicher.

Mein Chef beugte sich zu dem Buche herab, sah darauf hin und sagte dann verächtlich: «Natürlich, nur in einem deutschen Buche können solche Dummheiten stehen!»

Das war aber doch mehr, als ich ertragen konnte. In der nächsten freien Zeit ging ich zur Verwaltung des Lagers, zu dem Leiter des medizinischen Sektors und erklärte ihm, dass ich auf keinen Fall länger in der Poliklinik zu arbeiten gedenke, wobei ich den Grund dazu ohne Umschweife mitteilte.

Dieser Leiter war ein recht seltsamer Mann, klug, ein Liebhaber des Dichters Blök, den er zitierte, wenn er betrunken war, und das war er oft. Da echter Spiritus hier nicht zu kaufen war, schickte er mir die unmöglichsten Rezepte, um sie von der Poliklinik aus re-

gistrierten zu lassen. Zuerst schien er mir etwas altmodisch, wenn er mich ersuchte, ihm Spiritus mit Himbeersaft gegen Erkältung zu verschreiben, aber da er nicht immer erkältet sein konnte, liess er seiner Phantasie freien Lauf und kam damit zu solchen Zusammenstellungen, die in anderen Verhältnissen Aufsehen erregt hätten.

Dieser Mann verstand meine Lage ganz gut und schickte mich nun in ein Lager zur Arbeit, das in Tawda selbst mitten im Dorfe stand.

Ich kann nicht sagen, dass man mich dort freundlich empfangen hat. Die Leiterin des Lazarets, es hatte vier Baracken, konnte man mit einem einzelnen Worte charakterisieren. Sie war eine «Spinne». Sie sass in ihrem Kabinett, ohne je einen Kranken auch nur mit einem Finger berührt zu haben. Sie war dick, aber eigentlich war es nur ihr Bauch, und hatte sichtbar nur einen schwarzen kariösen Zahn in der Mitte des Oberkiefers, den sie dauernd mit ihrem Finger auf eine nicht ganz übliche Art verdeckte, sie fingerte vor ihrem Munde herum.

Sie dirigierte ein Heer von Angebern, wusste alles, was in den Krankenbaracken vor sich ging, glaubte den Kranken nie, glaubte anscheinend überhaupt nicht, dass es Krankheiten in der Welt gäbe, ausser in ihrem Leib, den sie in recht merkwürdiger Weise pflegte. Sie nahm jeden Tag ein Bad, zu welchem das Wasser filtriert werden musste, obwohl es die Kranken ganz ohne jeden Eingriff und nicht einmal in genügendem Masse bekamen.

Das Lager, es waren in ihm ungefähr 3'000 Menschen eingeschlossen, hatte keinen Brunnen, das Wasser wurde in Bottichen gebracht, was die Arbeit eines starken und lieben Pferdes namens

«Mamai» war. Man nährte es mit Speiseabfällen, die gerade dann für ein Pferd ausreichten.

Diese Frau gab mir nun eine Arbeit, die sozusagen frei war, zu der sich niemand hier entschliessen konnte und wollte. Ich sollte, nach einem Befehl der Verwaltung, die vollkommen Arbeitsunfähigen zu Arbeitern umwandeln, was mir unmöglich schien und was ich auch nicht verheimlichte. Ich ging an diese Arbeit mit der geringsten Hoffnung heran, die je ein Mensch für eine verlorene Sache aufgebracht hatte.

Man wies mir eine leere Baracke zu, die ausserhalb der Krankenzone lag, die selbst noch innerhalb des Lagers mit einem Zaun umgeben war. Es war ein Raum, der eben nur leere Bretter enthielt, die auch eine zweite Etage bildeten und die man mit Invaliden der vierten Kategorie belegte. Was aber diese vierte Kategorie war, ist nicht mit einem Wort zu sagen. Es kamen in ihr alle Altersstufen vor, welche die Menschheit aufzuweisen hat, wenn gleich die Jugend überwog. Um eine vierte Kategorie zu werden, musste das Körpergewicht mindestens auf die Hälfte der Norm gesunken sein. Man wog, wenn auch oft nur mit Blicken, die Knochen, nur das Skelett, und so sahen diese Menschen dann auch aus. Sie hielten ihr Gerüst mit Hilfe der Haut zusammen, von Muskulatur konnte nicht mehr die Rede sein. Medizinisch war es «alimentäre Dystrophie III», unreparabel, wie es in den Lehrbüchern steht. Ihre geistigen Fähigkeiten waren so weit vermindert, dass sie fast Idioten glichen, obwohl ich diesen Ausdruck ungern benützte, der doch einmal nur die politische Infantilität im alten Griechenland bezeichnet hatte.

Zuerst gab man mir ungefähr 100 solcher Männer, die ich nicht

auskleiden konnte, da auf den Brettern keine Unterlagen und auch keine Decken vorhanden waren. Ich war mit ihnen in dem langen und schlecht beleuchteten Raume allein, und sie starben mir meistens schlafend. Wie ich dann diese Frau dazu gebracht habe, Strohsäcke, vielmehr solche mit Heu gefüllte, zu beschaffen, weiss ich heute nicht mehr. Ich hatte mit ihr so viele Kämpfe, dass einer davon sich nicht mehr von ihnen loszulösen vermag.

Es dauerte gewiss eine lange Zeit, bis ich ein richtiges Lazarett zustande gebracht hatte, aber es war dann ein besseres als im Lager selbst. Ich bekam Wäsche, und meine Kranken lagen auf Kopfkissen, wenn auch nur mit Heu gestopften.

Nach langem gab man mir eine Krankenschwester, und obwohl sie keine richtige war, eine Schullehrerin, die ich anlernen musste, war sie mir doch eine grosse Hilfe. Sie war monatelang in einer Todeskammer gesessen, weil sie aus dem von den Deutschen eroberten Twer nicht geflohen war, da sie ihren kranken Vater nicht verlassen wollte.

Eigentlich bekam ich sie nur als Spion der Leiterin zugewiesen, und diese konnte nicht annehmen, dass ich sie so weit beeinflussen werde, dass sie für mich bereit war zu arbeiten, aber das tat sie dann eine lange Zeit und in der aufopferndsten Weise.

Die Nahrung, die ich für die Kranken bekam, konnte zu einem Heilerfolg nicht ausreichen, und ich musste mich vielerlei Arten bedienen, um eine zusätzliche herbeizuschaffen.

Ich schloss mit dem Krankenhauskoch ein Abkommen, nach dem ich ihm jede Nacht 10 meiner Leute zum Kartoffelschälen gab, wenn er sie nicht hinderte, sich an ihnen satt zu essen, und er ging darauf ein.

Ausserdem behandelte ich diese Menschen als Kranke, denen ich Medizin und alle Prozeduren zukommen liess, die mir zugänglich waren und die ich oft auch auf eine nicht ganz legale Art und Weise für sie erstand.

Leider war mein Vorgesetzter, mein interessanter «Trinkerpoet», nach einer schweren Erkrankung abgereist, und ich hatte nun einen neuen erhalten. Er soll, wie man zu wissen glaubte, schon selbst im Lager gesessen sein, und dies mit einer für uns ganz unbrauchbaren Beschuldigung: Missbrauch der Amtsgewalt.

Ich hatte mit diesem Mann viele und recht unangenehme Gespräche zu führen. Sie bezogen sich fast immer auf das, was er hatte, und auf das, was er nicht hergeben wollte. Ich hatte in Erfahrung gebracht, dass er schon vor längerer Zeit ein Fass Lebertran erhalten hatte, an dem er sich mit aller Bosheit und Kraft festhielt, das er nicht aufteilen wollte. Für meine Kranken war aber das Fett unbedingt notwendig; die Ration, die sie in der Suppe erhielten, war nicht nachprüfbar, war ganz einfach oft überhaupt nicht vorhanden.

Später, einige Zeit nach unserem Kampfe, kritisierte dieser Mann in einer Versammlung die Arbeit seiner Ärzte und stellte mich ihnen als Beispiel hin. Er tat dies allerdings nicht in der üblichen Form, er erzählte ihnen dieses folgendermassen: «Da ruft sie mich an (er nannte dabei nur meinen Familiennamen, ohne mich als Frau anzusprechen), ob sie mich sprechen könne. Zum Teufel mit ihr, sage ich zu mir selbst, wieder ein Kampf, und doch erlaube ich ihr zu kommen. Sie werden es nicht für möglich halten, was sie von mir gefordert hat. Ein ganzes Fass Lebertran. Ich dachte, sie sei irrsinnig geworden, aber als sie sprach, als sie er-

klärte, als sie nicht aufhörte zu erklären, musste ich es ihr endlich geben. Sehen Sie, so muss man arbeiten!»



Ich hatte mir aus meinen Kranken einen Gehilfen ausgesucht, einen Buchhalter aus der Mandchurei, dem ich aber gleich zu Anfang eine Bedingung stellen musste, sich nämlich die Hände zu waschen, wenn er bei mir arbeiten wolle. Sie waren sozusagen «chronisch schmutzig», mit einer grauen Haut bedeckt. Die Gefangenen bekamen hier zwar ein winziges Stückchen Seife im Bade, das aber nicht ausreichen konnte, sie zu reinigen, und das sie deshalb zur Ware gemacht hatten, es für Brot eintauschten und ihren Körper lediglich mit Wasser erfrischten.

Dieser Mann hat sich dann späterhin gut bewährt, obwohl er ein Psychopath war, aber nicht einer, der es erst im Lager geworden war. Er hatte seine unangenehmen Zeiten, in denen er sich weigerte zu arbeiten, in denen er erklärte, dass er es nicht tun könne, und wenn er schon zum Sterben verurteilt sei, dann eben schneller, und so weiter in derselben Art.

Ich liess ihn dann einige Tage auf seinem Platz liegen, bis er schuldbewusst und schweigsam seine Arbeit wieder aufnahm. Anfangs beschäftigte er sich nur mit dem Schreiben der Krankengeschichten, das mühsam und recht vielgestaltig vor sich ging, er entwickelte sich aber im Laufe der Jahre zu einem richtigen Heilgehilfen.

Ich versuchte von dem Zustande dieser Kranken, dieser Dystrophiker, alles zu erfassen, was sich mir bot, um es in einer verglei-

chenden Statistik festzuhalten. Ich wollte es nicht wahrhaben, dass meine Arbeit ganz umsonst sein sollte, dass ihr Zustände nicht mehr zu ändern sei.

Der Mann aus der Mandschurei war nicht der einzige aus dieser Ferne, er traf seine Landsleute bei mir. Ein junger Mann von ihnen, der in einem sehr schlechten Zustand war, machte mir manche Sorge. Er war furchtbar mager, das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen, er hatte aber auch einen vielfachen Herzfehler, der seinen Fall fast hoffnungslos erscheinen liess. Wie er mir sagte, hatte man ihn aus dem Charbiner Krankenhaus heraus nach einem Flecktyphus verhaftet. Er war der Sohn des Generals Pepeljajew, der, wie sich vielleicht manche erinnern werden, als Emigrant in die Sowjetunion zurückkam, dort verhaftet und erschossen worden war.

Meine ungute medizinische Leiterin liess mich rufen, fragte mich, ob ein Pepeljajew bei mir wäre, und begann auf meine Bejahung hin sofort zu schreien. Ich hörte, dass sie nicht verstehen könne, wie ich den Feind unseres Landes halten, wie ich an die Wiederherstellung seiner Gesundheit denken könne. Mit den Worten, dass ich kein Recht habe, ihn länger zu betreuen, schloss sie ihre Rede oder vielmehr ihr Geschrei.

Gewiss hatte sie mit meiner Einstellung zu dem Berufe eines Arztes nicht gerechnet und auch ebensowenig mit der üblichen Logik. Sollte Pepeljajew nicht zu versorgen sein, weil er ein Feind war, was waren denn die anderen Gefangenen, etwa Freunde?

Ich erklärte ihr, dass ich keinerlei Interesse an den privaten Verhältnissen meiner Patienten habe, und, obwohl ich ja auch mit

Mördern nicht sympathisiere, sie dennoch zu heilen versuche.

Da sie aber auf ihrem Befehl zu bestehen schien, machte ich mich auf, mit dem militärischen Vorgesetzten zu sprechen.

Er war selbst in seinen jungen Tagen verhaftet gewesen und hatte deshalb nur einen sehr niedrigen Rang, er war «Jüngerer Leutnant», was zu seiner Arbeit, zu seinen Möglichkeiten, seiner Macht in gar keinem Verhältnis stand. Er war ein guter Organisator, ein Mensch, der auf Gefangene niemals einschrie, weder auf sie schoss noch auf sie schießen liess, was andere sehr wohl taten, wenn sich eine Gelegenheit dazu ergab. Er schätzte für besonders aufregende Fälle den Wasserschlauch, den er dann allerdings ausgiebig benutzen liess.

Ich kam nun zu ihm mit meiner Klage gegen die «Spinne», die er ebenfalls nicht mochte, was mir zu Ohren gekommen war, und vielleicht waren es nicht einmal meine Gründe, die mir zu einem Erfolg verhalfen, obwohl sie äusserst sowjetisch klangen. Ich versprach nämlich, Pepeljajew wiederherzustellen, und, was nur die reinste Phantasie annehmen konnte, ihn als Arbeiter zu entlassen. Ich wurde sogar pathetisch und sagte: «Wie können wir dem Staate einen Arbeiter entziehen!»

Ob dies den Ausschlag gegeben hat, glaube ich kaum, aber ich konnte diesen Kranken danach auf höheren Befehl hin bei mir behalten.

In diesem Lager gab es Hunderte sogenannter politischer Gefangener aus der Mandschurei. Alle Menschen, die selbst oder deren Eltern etwas mit der mandschurischen Eisenbahn zu tun ge-

habt hatten oder aber auch nicht, waren verhaftet worden. Man hatte sie über den Etappenweg, von Gefängnis zu Gefängnis, hierhergebracht.

Wie aber die Sowjetbehörde die mandschurische Intelligenz in Charbin gefangengenommen hatte, entbehrt nicht eines gewissen Interesses. Man lud sie freundlicherweise zu einem Bankett ein und erwartete sie in einem festlich beleuchteten Saale. Es kamen Gelehrte, Musiker und Schauspieler, die Männer im Frack und die Frauen in grosser Abendtoilette.

Es waren so viele gekommen, dass der Saal sie dann nicht mehr aufnehmen konnte und es sogar verständlich war, dass man ihnen den Vorschlag machte, sich in die gewesene japanische Botschaft zu begeben, die nach ihren Worten über grössere Räume verfüge. Es sei nur der kleinste Weg dazu notwendig, einfach über die Strasse zu gehen.

Man kann sich gut vorstellen, wie dieser Umzug dann ausgesehen haben mag. Die Menschen waren fröhlich und unternehmungslustig, die Damen hielten ihre Schleppen hoch und trippelten vorsichtig über Hindernisse, die wohl diese Strasse aufzuweisen hatte.

Gastfreundlich öffnete sich das Tor der Botschaft und schloss sich dann auch wieder.

Der Musiker aber, er hiess Koschewnikow, der mir dieses Ereignis erzählte, hatte sich verspätet, und das Haus, in welchem das Bankett stattfinden sollte, war bereits geschlossen. Er klopfte, man öffnete und erklärte ihm, dass sie alle gegenüber in der Botschaft wären und er zum Bankett gerade noch zurechtkäme.

Man empfing ihn ohne Vorwürfe, führte ihn eine Treppe hinab,

was ihn bereits wunderte, und stiess ihn dann in einen Raum, von dem er selbst nichts aussagen konnte, er war lichtlos. Was er jedoch hörte, war mehr als genug, um seine Lage zu verstehen. Dass Frauen weinten, das war nur das eine, die meisten schrien ganz sinnlos. Namen schwirrten durcheinander, man hatte sich nämlich in der Menge verloren, und da die Verschiedenheit der Vornamen nicht sehr gross war, die Stimmen sich aber durch Angst und Weinen verändert hatten, nicht erkannt werden konnten, mussten die Rufenden annehmen, dass sie von den Ihren getrennt worden waren. Männer sprachen durcheinander, anscheinend sollten es Proteste sein, die man laut werden liess. Es war ein Lärm und ein Gekreische, die Menge war in einer ständigen Bewegung, man suchte einander, und es ist anzunehmen, dass man dieses auch mit den Händen tat. Fremde und ungewohnte Berührungen entrissen ihnen gellende Schreie. Eine Menge Blinder schob sich so lange nebeneinanderher, bis die Müdigkeit sie überwältigte.

Dort, wo sie zuletzt gestanden, hockten sie nun auf dem Boden, und obwohl manche schliefen, kam es doch nicht zu einer wirklichen Stille.

Es gab hier Menschen, die noch an einen Irrtum glaubten, andere aber, die nur das Erschiessen, den Tod vor sich sahen.

Man hielt dann diese Menschen in Gefängnissen und Lagern ohne jede Untersuchung fest. Erst im Jahre 1949 kamen Untersuchungsrichter, eine unglaubliche Menge von «Spezialisten», die als einziges Material gegen sie ein Bündel von Photographien in Händen hatten, die sie den Gefangenen zeigten, die sie erkennen, zu denen sie sich bekennen sollten. Es waren dies Bilder von Verrätern, Spionen und Residenten, wie man ihnen sagte, und man

kann sich gut vorstellen, welche Schadenfreude den Untersucher erfasste, wenn ein Gefangener beim Anblick eines bekannten Gesichts sich nicht beherrschen konnte. Die Gruppe der Charbiner Intelligenz war nicht so überaus gross, dass sich die Menschen nicht wenigstens vom Gesichte her kannten, und es bedurfte schon einer grossen Selbstbeherrschung, bei dem Anblick einer Photographie unberührt zu bleiben, was eine Rettung sein konnte, es aber dennoch nicht war. Diese Gefangenen waren schon zu dieser Zeit am Ende ihrer Kraft, sie erlebten weder ihre Befreiung noch das Ende ihrer Strafzeit. Die wenigen, die sich retteten, konnte man an den Fingern einer Hand abzählen.

Ich selbst hatte auch ein Zusammentreffen mit einem dieser späten Untersuchungsrichter. Er war der Liebhaber meiner Wirtin geworden, die sogar ihre Kuh verkauft hatte, um ihn mit Wodka zu tränken, anscheinend weil sie der Meinung war, dass er sie heiraten werde.

Als ich eines späten Abends von meiner Arbeit nach Hause kam, durch ihr Zimmer ging, befand sich dort dieser Mann, vollkommen betrunken und mit meiner Wirtin weitertrinkend. Die Kinder sprangen bereits in Hemden, an denen die Orden des Mannes befestigt waren und klirrten, im Zimmer umher.

Der Spezialist forderte mich zum Mittrinken auf, was ich ablehnte, ihm erklärte, dass ich Alkohol nicht vertrage. «Ach so», schrie er auf, «mit einem sowjetischen Richter wollen Sie nicht trinken? Das soll Ihnen schlecht bekommen. Ich werde alle Deutschen hier vernichten, in zwei Wochen lebt keiner mehr!» Er zog seinen Revolver und zielte auf mich.

Ich ging in mein Zimmer, das mir natürlich keinen Schutz gewähren konnte, seine Tür liess sich nicht schliessen, und die Wand war so dünn, dass jede Kugel sie durchbohren konnte. Ich habe dann durch sie alle Drohungen gehört, die es im Wortschatz dieser Leute gab, sie waren mir bekannt und nichts Neues, aber hier hatten sie eine besondere Bedeutung. Im betrunkenen Zustande konnte dieser Mensch schiessen und hatte viele Möglichkeiten, sich dann zu rechtfertigen. Ich kannte sie bereits, und er war keine Ausnahme, er gehörte zu den vielen.



Das Lagerleben konnte nicht als ein ruhiges gelten, es gab hier Diebstahl und Mord, von dem üblichen Sterben ganz abgesehen. Ein Geschehnis kam aber mit absoluter Regelmässigkeit alle drei Monate wieder, das war die Überprüfung der Gefangenen auf ihre Arbeitsfähigkeit, die Einteilung in Kategorien. Alle Ärzte, freie und nichtfreie, wurden zu ihrer Bewältigung herangezogen. Die Gefangenen erschienen dazu nackt, so dass man ihren Zustand sozusagen auf den ersten Blick hin abschätzen konnte.

Vor mir stand ein überaus schwächtiger Junge, der nach seinem Formular die erste Kategorie hatte, sie aber nicht verdiente, schon allein nach seinem Aussehen musste er zur vierten gehören.

Auf die Frage nach seinen Personalien sagte er gekonnt schülerhaft alles auf, was in diesem Dokument verzeichnet war, nur dass die Tätowierungen nicht stimmten. Es waren hier in diesem

Formular eine ganze Reihe von ihnen aufgezählt, der Körper des Jungen aber war rein, wenigstens was diese Zeichnungen anbetraf.

Ich sagte ihm auf den Kopf zu, dass hier ein Tausch der Formulare vorliege. Kaum hatte er dieses gehört, als er, so wie er nun war, nackt aus dem Zimmer lief, und ich, ohne mich weiter zu bedenken, hinter ihm her. Es war Winter, sibirischer Winter, und auch ich war ohne Überkleid. Das Lager war gross, die Baracke des Jungen lag von dem Orte der Kommission weit entfernt, und obwohl er vielleicht schneller lief als ich, verlor ich ihn doch nicht aus dem Auge.

Die uns Begegnenden krümmten sich vor Lachen, feuerten uns an, vertraten mir aber nicht den Weg, was sie auch hätten tun können.

Der Junge verschwand in einem halb in der Erde liegenden Raum, fiel schwer atmend auf seinen Platz hin, nicht fähig, sofort zu antworten. Auf mein Versprechen hin, die Sache auf sich beruhen zu lassen, gestand er mir, dass er sich bereit erklärt hatte, einem Verbrecher gegen 2 Kilogramm Kartoffeln die vierte Kategorie zu verschaffen.



Eine unserer ärztlichen Frauen, die an der Front gewesen war, bekam für uns ganz unerwartet eine Uniform, sie wurde Kapitän. Nun hing von ihr die Aufnahme Kranker in das Lazarett ab, sie unterschrieb die Einweisung oder tat es auch nicht. Sie war ein primitiver Mensch, der ein Sanitätsarzt wurde, weil sie gehört hatte, dass Ärzte jeden Tag baden könnten und besonders die im Lager. Das klingt zwar unwahrscheinlich, ist aber wahr, sie hat es mir selbst erzählt.

Nach ihren Kenntnissen musste ich annehmen, dass sie ihr Studium nicht einmal richtig zu Ende gebracht hatte, nun aber hatte sie die Uniform und herrschte.

Ihre Kenntnisse waren die geringsten der Welt, aber sie las medizinische Bücher und Schriften mit allem Fleiss. Ich glaube, dass sie sogar Teile davon auswendig lernte, nur dass sie das Material dann nicht verwenden konnte, es fehlte ihr das medizinische Denken.

Eines Tages kam ein Sanitäter ihrer Abteilung angerannt, um mich zu einer Konsultation zu rufen, zu der sie mich auch sonst verwendete.

So schnell ich konnte, begab ich mich in das Gebiet ihres Lazaretts und sah, dass man einen Mann zu ihr hineinrug. Er hatte ein gerötetes Gesicht und war bei Besinnung. Auf meine Frage nach seinem Befinden sagte er, dass er Kopf- und Leibschmerzen habe. Er lag mit ausgestreckten Beinen da, was eine ernstliche Erkrankung des Bauches so gut wie ausschloss. Ohne grosses Nachdenken konnte man eine Lebensmittelvergiftung annehmen, was ich auch dem Kapitän mitteilte. Sie sah mich etwas blöde an, antwortete nicht und forderte den Apparat, um den Blutdruck zu messen. Sie hatte sich nämlich für alle Zeiten eingepägt, dass Kopfschmerzen etwas mit ihm zu tun haben, und arbeitete deshalb ganz mechanisch.

Was sie in ihrer Abteilung tat, konnte ich nicht verhindern, aber gegen die Selbstherrlichkeit, die sie bei der Kommission der Gefangenen entwickelte, versuchte ich einzuschreiten.

Man hatte mich, und es war das erste Mal, zur fälligen Überprüfung der Arbeitskategorien nicht hinzugezogen, und ich war sogar

froh, diese schwere und verantwortungsvolle Arbeit nicht machen zu müssen. Als aber schon wenige Tage nach ihrem Abschluss Männer in meine Ordination kamen, alte, die schon lange Invaliden waren, deren Blutdruck über 200 war, und behaupteten, dass man ihnen die zweite Kategorie, die schwere Arbeit nicht nur zuliess, sondern forderte, gegeben hatte, konnte ich es nicht glauben. Ich ging daraufhin in das Kontor, um ihre Formulare einzusehen, und es stimmte.

Die «Uniformierte» wollte mit dieser Tat beweisen, dass ich für die Menge der Invaliden verantwortlich war, dass sie mein Werk seien. Ich, als Deutsche, habe dem Staat Arbeitskräfte entzogen.

Ich begab mich, ohne die Folgen, die ihr Vorgehen für mich haben konnte, weiter zu bedenken, zur Verwaltung, zu ihrem medizinischen Leiter, dem ich eine Katastrophe in Aussicht stellte. Er war nicht weiter aufgeregt, sagte nur, dass die drei Monate bis zur nächsten Kommission schnell vorbeigehen würden und wir dann eine Korrektur vornehmen könnten, wenn sie sich als notwendig erweisen sollte.

Es waren nur drei Tage nach diesem Gespräch vergangen, als einer jener Männer, um die es sich handelte, bei der Arbeit tot umfiel.

Es geschah dann etwas, was in diesen Verhältnissen äusserst verwunderlich war. Man rief eine Versammlung ein, an der alle Ärzte, aber auch alle Tschekisten teilnahmen. Selbstverständlich wäre es gewesen, diesen Fall einfach zu verheimlichen, wie man es sonst gewohnheitsgemäss tat.

Der Leiter des medizinischen Dienstes, ebender, der schon wegen Amtsmissbrauch bestraft worden war, hielt eine Trauerrede

auf diesen bedauerlichen Fall, die Sanitätsärztin im Range eines Kapitäns aber verteidigte sich, indem sie mich angriff. Ich wäre ein «fremdes Element» und versuche ihr immer und überall nur Schaden zuzufügen. Auf die verfehlte Kommission ging sie gar nicht weiter ein, beschuldigte mich aber, dass ich einmal einen ihrer Kranken ohne ihr Beisein untersucht hatte.

Diesen Fall konnte ich aber sehr leicht erklären. Sie hatte mich zu einer Konsultation rufen lassen, sass aber selbst in der Badewanne. Ich hatte natürlich keine Zeit, zu warten, bis sie aus ihr herausgestiegen war, und schrieb ihr die Diagnose einfach auf.

Ich fragte daraufhin die Tschekisten, ob dies ein Verbrechen sei, worauf sie sogar lachen mussten.

Die Überprüfung aller Gefangenen wurde sofort angesetzt, und ich hatte nun die Arbeit, alle Invaliden, die zu Arbeitern erhöht worden waren, wieder in ihre Ruhestellung zu bringen.

Nach diesen Tagen hörte ich, gute Leute aus der Verwaltung teilten es mir mit, dass ich entlassen werden solle.

Ich ging zum Leiter des Lagers und bat ihn, mir einfach die Wahrheit zu sagen, wie es um mich stehe und was ich verbrochen hätte.

Er war unangenehm davon berührt, dass man mir von dieser Aktion etwas mitgeteilt hatte, und gab zu verstehen, dass es damit seine Richtigkeit habe und dass man ihn selbst beschuldige, einen Spion zu halten. Verständlicher wurde diese Beschuldigung dadurch, da man wusste, dass ich schon eine geraume Zeit bei ebendiesem Vorgesetzten Hausarzt war, seine Familie betreute.

Er beruhigte mich insofern, als er mir sagte, dass er in meine Dokumente Einsicht genommen hätte, aus denen klipp und klar hervorginge, dass ich eben kein Spion sei, womit sich die Sache erledige. Um es aber gleich zu sagen, dieses Manöver wiederholte sich noch zweimal, mit allen beschwerlichen Begleiterscheinungen und Folgen.

In dieser Zeit hatten wir im Lager eine ziemliche Unruhe, eine Spannung, und vielleicht war der Grund dazu sogar gewichtig, wenn auch ein Ereignis dabei dann einer gewissen Komik nicht entbehrte.

Ungefähr 20 km von uns entfernt, in fast unzugänglicher Taiga, stand ein Straflager, dessen Insassen sich des Öfteren zu Protesten zusammenschlossen, aber auch Einzelaktionen ausführten, die recht phantastisch anmuteten. Einer von ihnen hatte sich, um nicht auf Arbeit gehen zu müssen, an den Boden angenagelt, und dies an einem «christlichen Organ». Er hatte sich das Präputium, die Vorhaut, dazu ausgesucht.

Wie schon aus diesem zu ersehen war, konnte man von den Leuten dort allerhand erwarten, und man erlebte es dann auch.

Gewöhnlich fuhr ein Teil der Gefangenen in einem Lastauto, das sich langsam auf klappernden Holzschienen bewegte, zur Arbeit, natürlich unter der nötigen Bewachung. Zu ihrer Unterbringung war im Vorderteil des Wagens ein ungefähr meterhohes Holzgitter aufgerichtet, hinter dem die Soldaten, mit dem Rücken zur Fahrtrichtung und die Gefangenen im Auge behaltend, standen.

Der Verantwortliche dieser Fahrt, ein Sergeant, sass neben dem Chauffeur, mit einem Revolver bewaffnet.

Während einer Fahrt schoben sich die Gefangenen allmählich

an das Gitter heran, überwältigten die Soldaten, die, an dieses angedrückt, sich nicht verteidigen konnten, und nahmen ihnen die Gewehre ab. Durch das Geschrei aufmerksam geworden, hielt der Chauffeur den Wagen an. Es begann ein Kampf, bei dem allein der Sergeant daran glauben musste, man erschoss ihn. Dem Chauffeur tat man nichts, ebensowenig den Soldaten, die man auf den Boden hinlegte und ihnen alles abnahm, was brauchbar schien. Der Organisator dieser Flucht war ein Militär, wie man wissen wollte, ein «Aufklärer», der dann mit den Gefangenen verschwand. Alles Suchen nach ihnen hatte damals keinen Erfolg.

Da aber ein solches Ereignis auch in anderen Lagern Fluchtversuche auslösen konnte, erinnerte man sich, dass man leichtsinnigerweise den Gefangenen erlaubt hatte, längere Haare zu tragen, als ihnen an diesem Orte zukam. Es gab sogar Männer unter ihnen, die eine richtige «Chevelure» trugen, darauf stolz waren, sie pflegten und damit paradierten, gewiss als einziges männliches Symbol, das sie hier aufzeigen konnten, einfach die Mähne des Löwen.

Zu dieser Zeit musste ein rasierter Kopf in der Freiheit überaus verdächtig erscheinen, denn er konnte nur entweder einem Deserteur oder einem Gefangenen gehören. Man versuchte also, dieser «Herrlichkeit» ein Ende zu bereiten, was nicht ohne Kampf, ohne Geschrei und sogar hysterische Anfälle abging.

Der Mann, der hier die Arbeit eines Friseurs ausführte, hatte sich, was das Aussehen eines Gefangenen betraf, nicht an die Hausordnung gehalten, er trug ziemlich langes Haar, das in goldenen Locken um das Gesicht hing. Vier Männer konnten ihn dann nicht bändigen, er riss sich los und schlug seinen Kopf mit

einer solchen Wucht an die Wand, dass er dann mit einer Gehirnerschütterung bei mir zu liegen kam.

Es waren dies die Kopfhaare, die hier eine so grosse Unruhe verursachten, während das Entfernen der Schamhaare weitaus weniger Lärm machte, was nicht recht verständlich war, da diese Prozedur, im Bade ausgeführt, einfach barbarisch, recht schmerzhaft war. Man rasierte die nassen Männer ohne Seife und mit Messern, die so stumpf waren, so ungefährlich, dass man sie selbst Gefangenen in die Hände geben konnte.

Der Befehl, die Schamhaare zu entfernen, war aber durchaus nicht sinnlos, er gehörte zu dem Kampfe gegen die Läuse, die sich aber auch an anderen Stellen aufhielten, sogar in den Augenbrauen, die aber von einer hohen Behörde niemals angetastet wurden – warum wohl nicht?

Fluchtversuche kamen zu dieser Zeit in unserem Lager nicht vor, und doch blieb dieses nachbarliche Ereignis, jene Flucht nicht ohne Einfluss, sie lockerte auf, sie aktivierte, man begann zu morden.

Der erste Mord, der danach geschah, war sozusagen eine stille Angelegenheit. Es gab hier viele «Angeber», die grösstenteils bekannt waren, sie genossen Privilegien, die sie verrieten. Im Allgemeinen war man aber bei keinem Menschen sicher, dass er sich diesem Berufe nicht hingab. Eines Tages war ein Mann, gegen die Lagerordnung verstossend, nicht in das Ambulatorium gegangen, sondern zu mir in das Lazarett. Er gab vor, an Herzbeschwerden zu leiden.

Ich sah den Gefangenen das erste Mal, untersuchte ihn, tat, was in meinen Möglichkeiten war, musste aber schon nach einem Tag

erfahren, dass er mein Verhalten ihm gegenüber öffentlich in seiner Werkstätte gerügt hatte. Er fand es unzulänglich und behauptete, dass bei mir die Kranken ausserdem alle Simulanten wären, was doch bei einer Deutschen vollkommen verständlich sei.

Solche und ähnliche Bemerkungen hatte ich auch schon früher gehört, sie konnten mich nicht aufregen und wären mir auch kaum im Gedächtnis geblieben, wenn dieser Mann nicht kurz darauf ermordet worden wäre.

Es war einer der kunstvollsten Morde, die ich hier gesehen habe, und in welcher Form er ausgeführt worden war, hat man mir mit allen Einzelheiten erzählt.

In meinem Lazarett lag ein unscheinbarer, kleiner und hinkender Mann, der die Ungunst des Schicksals in Stille zu tragen schien und der hier, in diesem Falle, zum Mörder wurde.

Er entfernte sich eines Abends, gewiss widerrechtlich, aus dem Lazarett, so, wie er eben war, in der Unterwäsche. Er ging in die Baracke dieses Mannes, über den ich dann erfahren sollte, dass er ein Angeber gewesen war.

Mein Kranker hinkte nachdenklich in dem Raume auf und ab, unaufhörlich rauchend. Plötzlich blieb er vor meinem unzufriedenen Patienten stehen und stiess ihm das Messer in die Brust. Lautlos brach dieser zusammen und starb bereits auf dem Wege in das Lazarett.

Bei der Sektion, die ich vorzunehmen hatte, sah ich an der Leiche nur eine kleine blutlose Wunde. Das Herz war durchbohrt.

Man sollte annehmen, dass dieses Ereignis auf die anderen Angeber hätte wirken müssen, was aber nicht erfühlbar war, die Ma-

schinerie stockte vielleicht ein wenig, aber sie arbeitete unzweifelhaft weiter.



Meine Kranken hatten sich neben ihrer Baracke ein Plätzchen zurechtgemacht, wo sie sich sonnten und auch Domino spielten. Der Zaun, der die Krankenbaracken umgab, war von ihnen nicht weit entfernt, sie konnten die kleine Pforte, die zu uns führte, gut übersehen.

Ein mandschurischer Tigerjäger stand als Wächter bei ihr, ein kräftiger alter Mann, dessen Anwesenheit dort aber nur geringen Nutzen brachte, er liess die Menschen ein und aus gehen, ohne sie weiter zu befragen.

Niemand dachte sich etwas Besonderes, als man an diesem Pfortchen einen grossen Mann stehen sah, der anscheinend auf jemand wartete. Als nun dieser «Jemand» aus der Tür trat, liess ihn der Sträfling vorbeigehen und hieb ihm dann mit einem Beil, das er für meine Kranken unsichtbar gehalten hatte, einige Male auf den Hinterkopf.

Der Mann war anscheinend sofort tot, allgemein behauptete man, keinen Schrei gehört zu haben.

Für den Mörder schien die Arbeit getan. Er ging langsamen Schrittes, das blutige Beil schlenkernd tragend, auf eine Baracke zu, aus der ihm ein kleiner und breitschulteriger Mann entgegenkam, um dieses Beil gleich einem Geschenke zu empfangen.

Die Aufregung meiner Kranken, die dieses alles hatten beobachten können, vergrösserte sich aber noch mehr, als man dann den kleinen Mann als Mörder abführte, der es grinsend und ohne

den geringsten Widerstand zu leisten, geschehen liess. Das war für alle Zuschauer ganz augenscheinlich ein Irrtum, und doch erklärte sich die Sache dann ganz einfach. Die Strafe übernahm ein Mann, der bereits 25 Jahre zugewiesen bekommen hatte und der deshalb mit diesem zusätzlichen Morde keinerlei Risiko auf sich nahm, mehr als die Höchststrafe konnte er eben nicht bekommen.

Es ist anzunehmen, dass die Behörde von diesem Tausche wusste, für sie war anscheinend ein Mörder so gut wie ein anderer. Alles schien in Ordnung zu sein, da niemand Interesse an einer Aufklärung hatte.

Der nun zum Mörder Ernante wurde in das Lagergefängnis abgeführt, das fürsorglicherweise eine Menge Einzelzellen enthielt. Ich beschloss, mit diesem Mann zu sprechen, den Grund des Mordes zu erfahren.

Der Soldat, der die Zellen bewachte, war über mein Vorhaben nicht erfreut, obwohl er keine Befehle in Bezug auf so ungebetene Gäste erhalten hatte. Wem kam es schon in den Kopf, solch unsinnige Dinge zu tun? Er riet mir ab, sprach von der Gefährlichkeit des Mannes und klammerte sich dabei an sein Gewehr, das er vor sich hielt.

Soviel ich auch sprach, er liess mich nicht in die Zelle eintreten, erlaubte mir nur, nach langen Verhandlungen, mit dem Manne durch das Fensterchen zu sprechen, das allerdings ohne Glas war, was die Gefahr zu vergrössern schien, die ich aber nicht zu erfüllen vermochte.

Als ich endlich in die Zelle sah, war der Mann nicht in der Nähe des Guckloches, erreichte es aber mit einigen Schritten. Er kannte mich und bat um Feuer, das ich ihm auch gab. Auf meine Frage

antwortete er bereitwillig, etwas pathetisch, schien aber mit seinen Worten das Thema gleichsam erschöpft zu haben.

Meine Frage war im Grunde unangebracht, vielleicht sogar sinnlos. Ich wollte nämlich wissen, ob ihm dieser Mord nicht leid täte. Ich wusste aber doch, dass er selbst ihn nicht ausgeführt hatte, und fragte deshalb wohl so ganz im allgemeinen. Ich stellte damit eine Frage an alle Mörder der Welt.

Der Mann antwortete mit einem Auflachen, er deklamierte in einer gleichsam veralteten Bühnensprache: «Dem Hunde gebührt ein hündischer Tod!»

Ich war verblüfft, weil dieser Mord so ganz und gar nichts mit dem möglichen Tode eines Hundes zu tun hatte. Auf welche Art aber der Mann, der nun Tote, sein Ende verdient hatte, konnte ich nur ahnen. Es dürfte Verrat gewesen sein, der zu Gericht stand, der hier die verschiedensten Formen annahm, sich auf geschriebene und ungeschriebene Gesetze beziehen konnte.



Das Morden kam bei uns in Mode.

Eines Abends sah ich vor den Fenstern meines Kabinetts Menschen hin und her laufen, Offiziere und Soldaten, was recht ungewöhnlich war. Diese freien Personen beflissigten sich sonst hier eines durchaus majestätischen Schrittes. Schnell erfuhr ich dann, dass es sich um einen Mord handle, zu dem allerdings nicht ein einzelner Mörder, sondern viele, eine ganze Baracke voll, die Verwaltung in Bewegung gesetzt hatte.

Vor der berüchtigten Verbrecherbehausung standen die Unifor-

mierten ziemlich leger und untätig. Ich konnte nicht verstehen, warum man meine Hilfe nicht in Anspruch genommen hatte, ich glaubte nämlich als einziger Arzt im Lager geblieben zu sein.

Auf meine Frage antworteten die Soldaten unernst, ja sogar ironisch. Ich sei nicht mehr nötig, einfach überflüssig, meinten sie, was sich dann aber als Irrtum herausstellte. Dies aber nicht etwa, weil dem Manne noch zu helfen gewesen wäre, das war nicht der Fall, ich musste nur dann mit einem Kollegen den Leichenbefund aufnehmen.

Der Tote lag zwischen der Tür der Baracke, die leer war, alle Gefangenen waren aus ihr geflohen, geflohen, über die Leiche hinwegsteigend. Die Baracke war ein Raum für ungefähr hundert Personen, mit übereinanderliegenden Pritschen und nur durch eine kleine Lampe erhellt, ein düsterer, ein recht unheimlicher Ort.

Leichenschau ist eine penible Angelegenheit. Ich hatte das Zentimetermass in der Hand und beurteilte damit die Länge der Wunden, allerdings nur anfänglich. Der Mund war linksseitig bis zum Ohr hin aufgeschlitzt, der Schnitt war 10 cm lang, was ich vermerkte. Der Kopf war aufgequollen, vergrößert, das war eines, aber er war auch uneben, hatte Hügel und Einbuchtungen, was darauf hinwies, dass man ihn mit einem harten Gegenstande recht ungebührlich bearbeitet hatte.

Der Brustkorb war aufgeschnitten, er klaffte und zeigte seine Organe her. Wollten sie ihm vielleicht in das Herz schauen oder es herausreißen?

So weit waren wir mit unserer Beschreibung gekommen, als der offizielle Beschauer, ein Tschekist, ankam, der den Befehl gab, die

Leiche wegzuschaffen. Als man sie aber dann aufhob, lag unter ihr ein abgebrochenes Messer, dem anscheinend die Stiche, die der Rücken empfangen hatte, zuzuschreiben waren.

Man fand ein Holzschicht, an dem blutige Haare klebten. Wir waren mit unserer Beschreibung noch lange nicht fertig, als man uns unterbrach, sie genügte ihnen scheinbar auch unvollkommen.

An diesem Morde waren fast alle in der Baracke Wohnenden beteiligt gewesen. Der Ermordete war der Vorsteher des Karzers gewesen und hatte sich in dieser Eigenschaft vergangen.

Es soll eine wilde Jagd gewesen sein, bei der er ums Leben kam. Man trieb ihn in der Baracke auf und ab, und jeder, der es nur wollte und es richtig fand, lebte sich an ihm aus.

Drei Gefangene meldeten sich dann als Mörder, was dem Anschein nach genügte, was der Verwaltung genehm war und die Sache erledigte.



Es gab hier einen Gefangenen, einen gewordenen Richter, einen früheren Tschekisten, der die Gefahr, in der er sich befand, durchaus übersah.

Kaum hatten die Verbrecher seine Anwesenheit zur Kenntnis genommen, als in ihnen auch schon der Wunsch entstand, diesen Mann zu töten, gewissermassen aus dem Gefühl der Solidarität heraus, einer für alle.

Die einzige Hoffnung dieses Mannes war das Lazarett, aber leider konnte keine seiner Krankheiten für die Dauer der Haft ausrei-

chen. Er entschloss sich daher zu einem Hungerstreik, der aber wiederum keiner war, da er sich mit keiner Forderung verband, nach deren Erfüllung er das Essen hätte aufnehmen können. Er hungerte also, man könnte sagen, so für sich hin, simulierte sogar keinen Irrsinn, da er anscheinend sich für die nötigen Symptome nicht entscheiden konnte.

Endlich schritt man zur künstlichen Ernährung, wobei er den Mund anfänglich bereitwillig öffnete, später aber geschlossen hielt, es sogar darauf ankommen liess, sich die Zähne ausbrechen zu lassen, bis man dazu überging, ihn durch die Nase zu ernähren. Er hatte bereits einen Monat diese Tortur ertragen, als man ihn in ein anderes Lager überwies. Es wurde mir nicht bekannt, ob sich seine Lage dadurch verbessert hatte, was schwerlich der Fall war, da überall und in allen Lagern die «Politischen» mit den Verbrechern zusammen eingeschlossen waren.



Es gab im Lager ein übliches und ein nichtübliches Sterben. Üblich und mit Gleichmut aufgenommen, wenn es im Lazarett geschah, unerwünscht an der Arbeitsstelle und direkt verboten in der Baracke selbst, und dennoch kamen alle drei Arten vor. Besonders im Herbst brachte man Sterbende von der Arbeit zurück, oft im Laufschrift, um ihnen den noch gesetzlich erlaubten Tod zu ermöglichen. Man starb an der Vergiftung durch *Cicuta virosa*, durch Schierling. Sie assen seine Wurzel.

Man starb, aber man wollte nicht sterben, nur wählte man nicht

den richtigen Weg dazu, um diesem Tod zu entgehen, von dem man glaubte, dass er nur einen Namen trage und Hunger heisse.

In einem der Tage des Jahres 1949 rief man mich zu den Tschekisten. Ein Major, einer meiner Patienten, ein notorischer Trinker, lud mich höflich ein, mich zu setzen. Ich mag wohl recht erstaunt auf ihn gesehen haben, als er mich fragte, welche meine Muttersprache sei. Es gab im ganzen Lager, in seiner Verwaltung und selbst im Dorfe nebenan niemand, der meine Nationalität nicht gekannt hätte. Ich antwortete ihm aber trotzdem und ohne zu zögern, dass ich eine Deutsche sei, was er mit einem langgezogenen «Oh» begrüßte. Es schien damit alles in Ordnung zu sein, ihm war gewissermassen ein Stein vom Herzen gefallen.

«Ja», sagte er, «wenn Sie eine Deutsche sind, dann müssen Sie dieses Dokument hier unterschreiben.» Er gab mir ein gedrucktes Formular, aus dem ich ersah, was ich zu erwarten hatte.

Ich kann den Inhalt selbstverständlich nicht wörtlich wiederholen, er wurde mir aber durchaus deutlich:

Alle diejenigen, die während des Krieges zu einer Verbannung verurteilt worden waren, erhielten jetzt «ewige Verbannung».

Es waren fünf Nationen ausgewählt, die Kalmücken, die Krimtataren, die Inguschen, die Tschetschenen und die Deutschen. Ich glaube, dass ich niemand von diesen der Ewigkeit Würdigen vergessen habe.

Ja, man hatte noch eine Drohung hinzugefügt: Sollte man aber entfliehen, würde man mit 20 Jahren «Katorga» bestraft werden. Ich glaube, es erübrigt sich, dieses Wort zu verdeutschen.

Ich sagte dem Major, dass dieses Gesetz, wenn es eines sein sollte, auf mich nicht anzuwenden sei, da ich niemals zu einer Verbannung verurteilt worden war.

Seine Antwort kam schnell und war in seinem Sinne ganz logisch. «Richtig», sagte er, «man hat Sie nicht verbannt, weil man Sie verhaftet hatte, und wenn Sie nicht verhaftet worden wären, hätte man Sie einfach verbannt.» Das konnte ich einsehen, aber nicht deshalb habe ich unterschrieben. Meine Lage war ganz aussichtslos, und an welchem Orte ich auch immer zu arbeiten hatte, musste mir damals gleichgültig sein.

Meine Lage hatte sich durch diesen Akt nicht geändert, denn schon seit Ende meiner Strafzeit liess man mich von hier nicht wegfahren. War dieses Gesetz schon damals geplant und erst jetzt rechtskräftig geworden? Das weiss der liebe Gott allein.



Einige Zeit nach diesem Ereignis kam der Sanitätsinspektor, ein kleiner und mürrischer Mann, ein Feldscher seines Berufes, in mein Kabinett, setzte sich und schwieg.

Ich fürchtete ihn nicht, ich hatte überdies keine Lust, mit ihm zu reden, seine Neuigkeiten waren gewöhnlich schon lange die unseren. Da er aber so nachdenklich seine Position hielt, musste ich ihn

doch endlich fragen, was ihn bedrücke. Ein Schwall von Schimpfworten war die Antwort. Diese Worte gingen mich aber weiter nichts an, sie waren ohne festes Ziel herausgeschleudert worden und konnten alles und jeden treffen.

Erst als er sich entladen hatte, teilte er mir mit, dass ein ganzes Dorf nach Swerdlowsk geschrieben und gegen unser Lager Klage geführt hätte. Jetzt müsse er diese Sache, die er allerdings mit einem nicht gesellschaftsfähigen Worte bezeichnete, ordnen.

Nach dieser Einleitung begann er zu erzählen, von Dingen zu sprechen, die für mich kein Geheimnis waren, und anderen, die ich nicht für möglich gehalten hatte, was für mich blamabel war, da ich doch meinte, alle ihre Finessen, nämlich die der Behörde, zu kennen.

Er polterte vor sich hin: «Die aus der Mandschurei, die kannten Sie doch, sie waren doch auch Ihre Patienten? Welchem Teufel war es notwendig gewesen, sie von hier aus nach diesem verdammten ‚460sten‘ zu schicken? Hatten sie nicht Platz, hier zu sterben? Starben sie ihnen nicht schnell genug?»

«Aber wieso», fragte ich ganz erstaunt, «kann man Sie für dieses Sterben verantwortlich machen? Sie hatten doch damit nichts zu tun!»

«Mit dem Sterben natürlich nichts, das verantworten die anderen oder auch nicht. Man will mir ihr Begräbnis ankreiden!»

Er berichtete dann, dass sie alle, einige Hunderte Gefangene, dort gestorben waren und man sie nackt, wie es eben üblich war, in einer Grube in der Taiga begraben hatte.

«Das war doch in Ordnung oder nicht?» Fragend schaute er mich recht böse an, so als ob ich diese Klage geführt hätte.

Ich verstand noch immer nicht, was eigentlich der Grund seines Kammers war, aber der Mann liess mir jetzt gar keine Zeit mehr, mich richtig zu besinnen.

«Stellen Sie sich nur vor», schrie er nun schon, «das konnte doch wirklich niemand voraussehen, dass Hunde die Mandschuren ausscharren und ihre verdammten Knochen in das Dorf schleppen würden. Ein angenehmes Bild, das muss ich schon sagen, und dieses lausige Dorf hat nur 9 Häuser.»

Ja, was konnte ich dazu sagen? Der Mann wollte aber von mir einen Rat hören, wie er sich aus der Affaire ziehen könne. Meine Meinung, die ich ihm nach kurzem Überlegen mitteilte, war, den Friedhof, wenn er diesen Namen verdiente, weiter in die Taiga hineinzuverlegen und vor allem die Grube tiefer zu graben.

«Und wer soll das tun?» schrie er nun schon in wahrer Verzweiflung. «Sind Sie sicher, dass man mir für diese Arbeit Gefangene bewilligt?»

Hier aber konnte man in nichts sicher sein, und ich weiss auch nicht, wie er dann diese Aufgabe bewältigt hat.

Die aus der Mandschurei, es waren doch aber Russen wie sie selbst, waren nun so gut wie ausgerottet. Unter diesen Gefangenen fand ich einen einzigen Deutschen, den man ebenfalls in Charbin verhaftet hatte. Er war eine kurze Zeit mein Patient gewesen. Als ich ihn fragte, wie er in diese ferne Stadt gekommen sei, machte er ein recht betrübtes Gesicht und flüsterte: «Wohin gerät nicht ein ungehorsamer Sohn?»

Als man sie alle dann von unserem Lager wegbrachte, sah ich

den Mann noch einmal, sozusagen zum Abschied, fragte ihn, ob ich noch etwas für ihn tun könne. Er wünschte sich nur noch ein Stückchen weisses Brot, das er auch von mir erhielt.

Ich hatte aber nicht mit der Spionage im Lager gerechnet, und schon abends, bei einer Versammlung, hatte ich mich deshalb zu verantworten. Der «medizinische Kapitän» trat mit der Beschuldigung auf, dass ich Verbindung mit Gefangenen unterhalte und sie sogar mit weissem Brot ernähre.

Diese Anklage schien mir mehr als absurd, ich war darüber nicht einmal erschrocken, sagte nur, dass ich es für mein gutes Recht halte, einem Sterbenden den letzten Wunsch zu erfüllen. Ich bekam keine Rüge, wie es gut hätte geschehen können, aber die Frau meines militärischen Vorgesetzten erklärte mir recht unzufrieden, als ich Hausvisite machte, dass ich mit meinem Benehmen die Arbeit ihres Mannes erschwere.

Vielleicht konnte ich sie sogar ein wenig verstehen, das Leben im Dorfe und auch im Lager war voller Angst und Unruhe. Man hatte wieder mit Verhaftungen begonnen, die anfänglich ganz ohne System zu sein schienen. In der Nacht fuhren Lastautos, und wenn man sie hörte, war an Schlaf nicht mehr zu denken. Man wartete, versuchte zu erraten, wo sie stehengeblieben waren, wer demnach an der Reihe war.

Kurze Zeit danach wurde es klar, dass man diejenigen verhaftete, die es schon früher einmal erlebt hatten, die sogenannten Politischen, die ihnen bekannt waren und zu denen ich auch gehörte.

Ja, es war eine schreckliche Zeit, und vielleicht waren es gerade diese unruhigen Nächte, die mich auf den Gedanken brachten, Sokrates zu retten.

Ich hatte dem Sterben der Gefangenen an dem Gifte des Schierlings lange genug zugesehen, um mich an ihrem Tode schuldig zu fühlen. Man tat nichts, um diesem Sterben Einhalt zu tun, hielt nicht einen einzigen Vortrag, um sie wenigstens zu warnen. Ich verstand aber auch, dass sie uns nichts mehr glaubten, der Hunger war für sie überzeugender als unsere Worte. Er hatte eine seltsame Macht über sie gewonnen, er hob die Zeit auf, sie begriffen vielleicht nur jene kurze Spanne, die notwendig war, um ihre Hand an den Mund zu heben.

Ich dachte über dieses alles nach, wobei mir gewisse Voraussetzungen halfen, mich an diese Arbeit zu machen. Ich hatte mich früher mit Neurologie beschäftigt und kannte die Arbeiten der Leningrader Schule, die ich schätzte. Ich vergass auch nicht, dass die Natur eine ganz einfache Methode hatte, Schwerkranke zu retten, oder wenigstens den Versuch dazu machte, sie nahm ihnen das Bewusstsein.

Zuerst waren es recht spielerische Gedanken, die mich einnahmen, die mich aber merkwürdigerweise meine Müdigkeit vergessen liessen, sogar die dumpfe Angst, die in mir lebte, sie stimmten mich sogar fröhlich.

Drei Nächte verbrachte ich in einem sonderbaren Zustande. In eben der letzten dieser Nächte fiel mir plötzlich ein, dass man Tote nicht vergiften könne, und erschrak. Mein Herz machte sogar einen kleinen Sprung, weniger über die Absurdität dieses Gedan-

kens, mit dessen Bewertung ich mich nicht abgab, als über die Sicherheit, mit der ich nun wusste, dass ich das Richtige gefunden hatte. Ich entschloss mich zur Narkose.



Den nächsten Tag fing meine Arbeit wie gewöhnlich an. Zuerst kam der Mann, der dem wirtschaftlichen Teil des Lazaretts vorstand, ein gewesener Soldat, ein kleiner Jude, der mir alle Klagen und Wünsche meiner Kranken überbrachte und seine dazusetzte. Ja, ich musste fast jeden Tag Gericht halten, das gehörte auch zu meiner Arbeit.

Dieses Mal beunruhigte mich eine Gruppe von Jungen, nicht älter als sechzehn Jahre, die ich, gegen den Willen meiner «unbeweglichen Dame», zur Wiederherstellung ihrer Arbeitsfähigkeit bei mir hielt.

Sie waren eigentlich nicht unfolgsam, hatten aber die merkwürdigsten Notwendigkeiten und lebten sie auch aus. Gerade als wir berieten, wie wir sie ausser der nächtlichen Küchenarbeit, die aber mehr oder weniger nur einem zusätzlichen Essen glich, beschäftigen könnten, hörten wir aus ihrem Raum schallendes Gelächter.

Obwohl ich selbst in einer recht guten Stimmung war, konnte ich doch diesen Lärm nicht zulassen und begab mich zu ihnen, um einige strenge Worte zu sagen. Ich fand sie alle lachend um einen Schlafenden sitzen, und auf die Aufforderung, mir den Grund dieser Lustigkeit mitzuteilen, schwiegen sie und entfernten sich von ihm.

Der Raum zwischen den Pritschen war eng, und als ich eintrat,

um den Schlafenden zu betrachten, stolperte ich über einen schweren Stiefel, an dem eine Schnur befestigt war, die unter seine Decke führte. Als ich diese dann zurückschlug, zeigte sich mir ein nicht alltägliches Bild.

Man hatte die Schnur an den Penis des schlafenden Knaben geknüpft.

Für mich konnte es sich nicht darum handeln, alle zu bestrafen, für mich war jedes Gramm ihres Gewichtes notwendig, das sie im Karzer verlieren mussten, aber ohne Strafe durfte es nicht abgehen.

Ich schlug ihnen deshalb vor, einen Schuldigen zu wählen, der für alle büßen sollte, und gab ihnen eine halbe Stunde Bedenkzeit.

Ich kann nicht sagen, dass ich diese Zeit besonders ruhig verbrachte. Gewiss hatten sie keine Uhr, aber ungefähr mussten sie erfühlen, wann sie zu kommen hatten.

Nachdem sie die Zeit, wenn auch nicht wesentlich, überschritten hatten, öffnete sich die Tür meines Kabinetts, und ein Junge blieb zwischen ihr stehen. Auf meine Frage, ob er der Schuldige sei, antwortete er ernst und bejahend.

Ich liess also einen Wachsoldaten kommen, der ihn zum Leiter des Lagers zu bringen hatte. Ich verlangte einen Tag Karzer für seine Untat.

Natürlich musste ich dem Soldaten auch den Grund für meinen Wunsch angeben, der nach dem Anhören dieses Ereignisses in ein wieherndes Gelächter ausbrach.

Schon nach Kurzem kam er zurück, erzählte mir, dass der Leiter sich vor Lachen gekrümmt und dem Jungen drei Tage Karzer versetzt hatte.

Damit konnte ich aber nicht zufrieden sein, und es tat mir schon

leid, dass ich mir nicht eine andere Strafe für ihn ausgedacht hatte.

Ich begab mich deshalb in das Kontor und begann mit dem Manne zu verhandeln, der auch noch jetzt, bei diesem Gespräche, nicht ernst bleiben konnte. Er sagte lachend zu mir: «Bedenken Sie, was sind schon drei Tage für ein so wichtiges Organ!»

Zum Schluss einigten wir uns aber auf einen Tag.



Ich bekam Befehl, ein ärztliches Gutachten über eine Gefangene abzugeben, und begab mich deshalb in das Lagergefängnis.

Der Wachsoldat drehte mein Dokument in den Händen und sagte, was er augenscheinlich auch glaubte: «Sie ist eine Lagermörderin, sie hat eine Frau erwürgt, ich werde Sie nicht mit ihr allein lassen!»

Darauf konnte ich natürlich nicht eingehen, es schien mir nicht angängig, eine Frau in Gegenwart eines Soldaten zu entkleiden, was er lange nicht verstehen konnte oder wollte.

Endlich brachte er sie mir, ein schwaches Mädchen, angetan mit einem kurzen Röckchen «Cloche», also eines, das zur Lagerelite gehörte.

Ihr Gesundheitszustand war schlecht, weder das Herz noch die Lunge reichten für ein langes Leben aus. Sie war mager, hatte kindliche Arme, und diese haben mich anscheinend dazu gebracht, eine Frage, durchaus nicht medizinischer Natur, an sie zu richten: «Woher haben Sie nur die Kraft zu Ihrer Tat hergenommen?»

Ich bekam darauf eine recht kühle Antwort: «Doktor, Sie verstehen Ihre Profession und ich die meine!»



Auf dem Rückwege aus diesem Gefängnis traf ich Männer, die eine Bahre schleppten. Es lag ein Mann mit Schaum vor dem Munde auf ihr, dessen Glieder in Krämpfen zuckten. Es war eine Schierlingsvergiftung, wie ich verstand, und es überfiel mich Angst, dass es zu einer Rettung zu spät sein könnte, dass man ihn nicht gleich gefunden, sich zu lange auf dem Wege aufgehalten haben mochte. Ohne mich weiter zu bedenken, trieb ich die Männer an, lief neben ihnen her bis zu einem Lazarett, das eine Narkosemaske hatte.

Seinem Arzte, einem Wolgadeutschen, erklärte ich in aller Eile, was zu tun sei. Da der Fall der Vergifteten bis jetzt hoffnungslos und einfach nichts zu verlieren war, nahm er den Mann auf.

Ich reinigte den Mund des Besinnungslosen, das Herz war von den glucksenden Geräuschen der Lungen übertäubt und nicht hörbar. Ich injizierte Kampfer und Lobelin und legte die Maske an. Es war eine Äthernarkose, die er erhielt, und es dauerte zuerst nur 20 Minuten, bis die Krämpfe aufhörten und er röchelnd dalag. Aber nicht lange brauchte man zu warten, bis die Krämpfe ihn abermals erfassten. Wieder legte ich die Maske auf und tat es dann abermals in jenen Abständen, die sie forderten. Es dauerte dieser Zustand vier und eine halbe Stunde, bis die Krämpfe sich nicht mehr wiederholten. Danach erhielt er ein warmes Bad, lag gewiss

noch eine Zeit besinnungslos da, schlief dann in den Tag hinein und wachte endlich auf.

Das war mein erster Fall, den ich retten konnte. Ich freute mich, meine Freude war so gross, zu gross für mich selbst, so dass ich ihn allen, denen ich auch nur zufällig begegnete, diesen Fall mitteilte, mitteilen musste. Ich berichtete jedem, der es nur hören wollte, und auch denen, die das Gesagte mit höhnischem Lächeln aufnahmen. Ich verstand sie sogar und nahm es ihnen nicht weiter übel. Tausende Jahre starb Mensch und Vieh an diesem Gifte, und mir war es gelungen, es zu besiegen, wie konnte man mir da so einfach glauben?

Ich hatte schon sieben Menschen auf diese Weise gerettet, als ich mich entschloss, an die Leningrader Kriegsakademie, an Professor Galkin zu schreiben, der ein Buch über Narkose verfasst haben sollte, von dem ich nur vom Hörensagen wusste.

Dieser Brief hatte für mich Schwierigkeiten und Gefahren. Ich durfte auf keinen Fall irgendetwas vom Lager verlauten lassen, ich musste verschweigen, dass es sich um Gefangene handelte. Ich konnte meinen Brief nur so abfassen, dass er diese Heilung aufnahm und sonst nichts mehr.

Obwohl das ganze Lager von dieser Sache wusste, hörte ich doch kein freundliches Wort. Es quälte mich dieses nicht besonders, vielmehr die Ungewissheit, wie sich die Akademie zu meinem Versuch verhalten würde.

Eigentlich dauerte es nicht lange, bis ein Brief ankam, der mit einer nicht erwarteten, mit einer ungewohnten Pathetik begann: «Ehre und Lob Ihnen, die es in einem so verantwortlichen Falle gewagt haben ...»

Ja, dieser Brief hatte auf mich eine besondere Wirkung, er

brachte mir meine trostlose Lage so ganz zum Bewusstsein, er sprach nämlich nicht nur von Anerkennung, er enthielt auch die Einladung der Akademie, die dazugehörige experimentelle Arbeit dort zu machen. Ich war aber ein Mensch, der in ewiger Verbannung zu leben hatte, ich musste diese Einladung ablehnen und durfte sogar den wirklichen Grund dazu nicht mitteilen.

Es gibt aber anscheinend auch solche Fälle, bei denen die Zensur nützlich sein kann. Dieser mein so beglückender Brief war schon vor mir gelesen worden, die Tschekisten hatten ihn begutachtet und luden mich zu einer Unterredung ein.

Ein noch junger Major vernahm mich und stellte mir einige für seinen Rang nicht übliche Fragen, eigentlich ganz ungewöhnliche. Er verstand oder fühlte zumindest, was ich erreicht hatte, und war auf meiner Seite, aber vielleicht auch nur deshalb, weil er von den Ärzten hier eine schlechte Meinung hatte. Besonders missfiel ihm der Hauptarzt der Poliklinik, von dem ich mich entfernt hatte und der es auch späterhin nicht unterliess, bei jeder Gelegenheit gegen mich aufzutreten. Der Major verstand, was eine experimentelle Arbeit für mich bedeuten musste, und versprach deshalb, wenn auch nur mit vagen Worten, etwas für mich zu tun.

Ich hatte zwar wenig Hoffnung, war es aber schon zufrieden, dass man mich für diesen Brief, den ich an die Akademie geschrieben hatte, nicht bestrafte.

Am nächsten Tage erhielt ich wieder eine Vorladung, dieses Mal war es ein älterer Mann in einem höheren Range, der mit mir sprechen wollte, und es dann auch tat. Was ich gefunden hatte, war ihm vollkommen gleichgültig, er fragte auch gar nicht danach. Er

schrie auf mich ein, wie ich es hätte wagen können, mein «Geheimnis», so nannte er die Methode dieser Arbeit, einem unfreien Arzte, einem Gefangenen, mitzuteilen, dazu waren freie Ärzte da. Ich hätte meine Helfer aus dem Dorfkrankenhaus nehmen sollen.

Er konnte gar nicht verstehen, dass es sich bei diesen Vergiftungen um eine kurze Zeit handelte, in welcher der Mensch noch zu retten war. Das Krankenhaus lag aber einige Kilometer weit von uns entfernt, und wenn man auch von diesem Wege absah, musste der fremde Arzt erst eine Erlaubnis erhalten, um das Lager betreten zu können, und dieses forderte Zeit.

Ich hatte einen Verweis bekommen, soviel war mir klar. Gleich nach diesem und noch am selben Tage lud man mich zu einer Sitzung der Gewerkschaft ein. Sie war keine medizinische, die es hier nicht gab, sie hatte mit der Flössung von Holz zu tun und vereinigte alle freien Mitglieder des Lagers und seiner Verwaltung.

Ich war entschlossen, nicht hinzugehen, obwohl ich nicht wusste, was dort verhandelt werden sollte. Da man mich jedoch dazu abholte, blieb mir kein anderer Ausweg, als zu gehen. Ich fand eine Unmenge Menschen vor, ein ganzer Teil des Raumes war von Tschekisten eingenommen, was nicht üblich war, sie hatten mit der Gewerkschaft sichtlich wenig zu tun.

Zuerst wurde der Hauptarzt der Klinik vorgenommen, den man beschuldigte, Leute von der Arbeit befreit zu haben, die man dann auf der Jagd treffen konnte. Diese Beschuldigung war eine ziem-

lich schwere, nicht nur, dass er dem Staate damit Arbeitskräfte entzog, man konnte annehmen und tat es auch, dass er das nicht der schönen Augen seiner Patienten halber tat.

Seine Verteidigung war stockend und schwach, und der Vorsitzende drohte, ihm bei nächster Gelegenheit das Handwerk zu legen.

Danach kam meine Angelegenheit zur Sprache. Der junge Major fuchtelte mit einem Papier herum, das, wie es sich dann herausstellte, ein Telegramm der Leningrader Akademie war, das mich aufforderte, schleunigst Material, d.h. die zu den Fällen gehörenden Krankengeschichten zu schicken.

Der Major hatte sich anscheinend seine Rede genau überdacht, Material gesammelt, das gegen den Hauptarzt gerichtet war, das mich als besonders gewissenhaften Arzt hinstellte. Er malte sozusagen in Schwarz-Weiss. Die Fälle, die er erwähnte, gehörten noch in die Zeit, in der ich in der Poliklinik gearbeitet hatte, Fälle, wo ich Frauen vor dem Verbluten gerettet hatte, die einem verbotenen Eingriff dieses Arztes gefolgt waren. Das, was er sagte, stimmte soweit, nur dass ich es selbst schon lange vergessen hatte. Die Frau des Majors, die als Krankenschwester in der Poliklinik arbeitete, hatte anscheinend die Unterlagen beigebracht.

Diese Erwähnungen waren nur die Einleitung zu einer Rede, der dann der Bericht über die Rettung der Vergifteten folgte. Er schrie es fast heraus, dass ich kein gewöhnlicher Arzt sei, und verlas danach das Leningrader Telegramm.

Der Leiter des medizinischen Lagerdienstes erwiderte darauf schnell, aber ziemlich leise, dass er immer gewusst habe, wer ich sei, und dass er gar nicht verstehen könne, warum ich mich nicht

an ihn um Hilfe gewendet hätte. Er sei bereit, alles zu tun, und fragte mich darauf, was mir zu meiner Arbeit fehle.

Eigentlich sagte ich nur ein Wort: «Mäuse!» und setzte erst nach einer Weile hinzu, dass ich sie selbst bezahlen wolle.

Da wurde der Mann aber geradezu empört. Er versicherte mir, dass die Verwaltung mit Vergnügen das Geld geben werde, die Erlaubnis aber, nach Swerdlowsk zu fahren, würde ich, soweit er sehe, ebenfalls bekommen.

Zu einer experimentellen Arbeit war mir vor allem der Schierling notwendig, und ich begab mich deshalb zu dem Obersten der Lagerverwaltung, der von meiner Arbeit ebenfalls bereits Kenntnis hatte. Ich bat ihn um Erlaubnis, am Flusse diese Pflanze sammeln zu dürfen. Das Flussufer war nämlich genauso bewacht wie das Lager selbst, und ich bekam deshalb einen Soldaten zugewiesen, ausserdem stellte man mir einen Pferdewagen zur Verfügung.

Das Wetter war recht schlecht, als ich mich auf den Weg machte, es war kalt und windig. In Begleitung dieses Soldaten und mit einem grossen Sack versehen, fuhr ich, soweit es möglich war, an den Fluss heran, an dem riesige Holzstapel lagen.

Cicuta virosa, eben der Schierling, wächst hier zwischen dicken Pfosten, die im Wasser liegen und die das Auffangen der Stämme, die frei den Fluss herunterschwimmen, erleichtern.

Diese Pfosten waren teilweise mit Blättern des Schierlings bedeckt, dessen Wurzeln im Wasser hängen, sie waren glitschig, was meine Schritte klein und vorsichtig machte, und doch kam ich zum

Falle. Unter dem Grün befand sich eine Drahtschlinge, in die ich geriet, und so mit aller Wucht in das Wasser fiel.

Meine Wattejacke war aber nicht die richtige Kleidung für ein solches Bad, sie zog mich nach unten, und als ich mich wieder hinaufgearbeitet hatte, sah ich den Soldaten mit einem bleichen Gesichte über mir auf den Brettern knien. Er war so erschrocken, dass ich ihn auffordern musste, mir zu helfen. Als ich dann tropfend vor ihm stand, hatte er nur einen Rat: 200 Gramm Wodka und in das Bett!

Da ich aber nun schon einmal nass war, konnte mir hier nicht mehr viel geschehen, und ich beschloss, mit der Arbeit zu beginnen. Ich sammelte einen ganzen Sack Wurzeln, von denen ich Prachtexemplare fand, einzelne von ihnen wogen gewiss ein halbes Kilogramm. Ich nahm auch Blätter und Blütendolden mit, trug einen Strauss davon in der Hand, was zu ironischen Zurufen der Gefangenen Anlass gab, die jeder Blume, als nicht essbar, abhold waren.

Der Wagen, der mich aufnahm, hat dann durch mich etwas gelitten. Das Wasser, das ich bei diesem Bade aufgenommen hatte, entzog sich nicht den Gesetzen der Schwere und bildete um mich herum eine Pfütze. Krank wurde ich danach nicht, es fiel mir gar nicht ein, es zu werden.

Da der Schierling getrocknet werden musste, hängte ich ihn in meinem Zimmerchen auf. Es waren alle Wände damit bedeckt, und er roch, etwas nach Petersilie, etwas nach Sellerie, was auf die Dauer beschwerlich wurde und mir zu guter Letzt eine recht unangenehme Bronchitis eintrug. Phytonzide unbekannter Natur taten ihre Wirkung.

Danach, nach diesem Abenteuer, war ich bereit, nach Swerdlowsk zu fahren. Es war nach langen Jahren das erste Mal, dass

ich, einem freien Menschen nicht unähnlich, mich ohne Wache bewegte.

Man hatte mir in der Werkstätte des Lagers aus Eisenstäben einen Käfig gemacht, den ich mit Watte füllte, und, um ihn handlicher zu machen, in ein Stück Verbandstoff knüpfte. Ein Dokument hatte ich bei mir, mit einigen Stempeln versehen, das meinen Mäusekauf legalisierte. Ich war ganz in Ordnung.

Da ich aber niemals in dieser Stadt gewesen war, konnte ich das Institut nicht gleich finden. Es hatte aber dann selbst noch die verschiedensten Gebäude in seiner Umzäunung, von denen das Mäusehaus das am wenigsten zugängliche war. Man konnte seine Abteilung nur über eine Holzstiege erreichen, die ungefähr bis zum vierten Stockwerk eines Hauses hinaufgrate und ziemlich steil war.

Als ich dann die Tür zu einem Gange öffnete, wusste ich mit aller Bestimmtheit, dass es sich hier um Mäuse handelte, der Geruch war unverkennbar, er war es aber in einer solchen Masse, dass er schon nach Kurzem den Atem beschwerte.

Der ziemlich breite Gang war leer, es war niemand zu sehen. Ich bewegte mich unter der Herrschaft der Mäuse leise, schlich an der Wand entlang, bis ich eine offene Tür fand, um gleich an ihr stehenzubleiben. Das Zimmer, in das ich sah, war lang und schmal. Es hatte ein Fenster, an dessen linker Seite ein Tisch stand, an dem ein Mann sass. Er war im Mantel und hatte einen schwarzen zerknitterten Filzhut auf, Galoschen an den Füßen, die er weit von sich streckte, bis zu einem Stuhl hin, der nur drei Beine hatte.

Als ich dann vor ihm stand, fiel mir auch seine Brille auf, die

schief über der Nase hing, sie hielt sich nämlich nur an einem Ohr, sie war beschädigt.

Der Mann war so freundlich, mich zum Sitzen aufzufordern, warnte mich aber gleichzeitig davor, jenem Stuhl zu trauen und empfahl mir, lieber stehen zu bleiben.

Auf meine Bitte, mir Mäuse zu überlassen, hatte er viele Einwände. Erstens wären die Mäuse durchaus nicht Swerdlowsker Mäuse, wie ich anscheinend glaube, es wären vielmehr Mäuse, die man mit einem Flugzeuge gebracht hatte und die deshalb auch teuer wären. Ausserdem, setzte er mit einem Seufzer hinzu, wären sie krank. Eine vollkommen unbekannte Epidemie hätte sie erfasst, und er könne mir deshalb keine Garantie leisten, dass ich sie lebendig nach Tawda bringe.

Ich hörte mir dieses alles an und ersuchte ihn mit aller Freundlichkeit, mir die Rechnung für 25 Mäuse auszustellen.

Dieser Mann, im Geiste Tschechows geboren, war hier an diesem Platze höchst zufällig vorhanden, anscheinend nur zu dem Zwecke da, um mir die Mäuse zu verkaufen.

Endlich fing er umständlich zu schreiben an. Von Zeit zu Zeit schaute er durch seine schadhafte Brille auf mich, aber auch über sie hinweg, allein um sich zu vergewissern, dass ich noch vorhanden sei und er diese Schreibung nicht umsonst ausführe. Er wurde von Zweifeln gequält, ob er die Zahl, die ich gefordert hatte, auch richtig verstanden oder vielleicht sogar eine falsche eingetragen hatte. Er fragte mich ziemlich streng, warum ich eine ungerade Zahl gewählt hatte, wo doch die Tiere paarweise lebten. Er wiederholte, dass die Mäuse krank wären, eine durchaus unbekannte

Krankheit, die Leber schwelle auf, und wer könnte da für sie bürgen? Auf keinen Fall könne es das Institut tun, und er selbst sei dazu auch nicht in der Lage. Vielleicht sollte ich die Mäuse lieber nicht kaufen, aber jetzt wäre es leider zu spät, sich anders zu entschliessen, da er bereits die Rechnung geschrieben hätte.

Endlich hatte ich das Dokument in den Händen und besprach mich mit ihm, da mein Zug erst um Mitternacht abging, die Mäuse um 9 Uhr abends abzuholen, was er auch erlaubte.

Um diese Zeit war es bereits dunkel, und ich sah die steile Treppe mit einiger Besorgnis an. Wäre ich, so wie man vielleicht annehmen könnte, wie alle anderen Menschen gekleidet gewesen, hätte sich die Gefahr bei diesem Aufstieg wesentlich verringert. Ich hatte aber an den Füßen Gummistiefel, die mir einige Nummern zu gross waren. Schuld an dieser Grösse war niemand anderes als ich selbst. Man sollte eben unter solchen Umständen nicht so kleine Füsse haben. Mein Gehen erhielt durch sie eine gewisse Unsicherheit, ich konnte mich auf meine Beine nicht ganz verlassen. Ausserdem trug ich eine lange Pelerine, die als wasserdicht galt, und wenn es auch nicht stimmte, dass sie es war, zeigte sie doch in ihrem Wesen einen so starren, eben undurchlässigen Charakter auf, der mich dann ebenfalls am Gehen hinderte.

Ein Überlegen hatte in diesem Falle gar keinen Wert, und ich unterliess es auch nach Kurzem, kroch die Stiege hinauf und wurde von dem Manne empfangen. Er nahm mir den Käfig aus der Hand und verschwand mit ihm. Als er aber dann nach ziemlich langer Zeit zurückkam, hatte er ein recht besorgtes Gesicht. Er

stellte mir eine Frage, die einigermaßen seltsam anmuten musste: «Wollten Sie Katzen von hier wegtragen? Ihr Käfig taugt nicht, die Stäbe stehen zu weit auseinander. Verstehen Sie?» Ich verstand zwar, aber die Gefahren, die mit diesem Umstand verbunden waren, erlebte ich erst später.

Ich hatte noch einige Fragen an diesen Mann zu richten, die mich bedrückten, vor allem die des Geschlechtsunterschiedes bei Mäusen.

Er sah mich sogar recht böse an, als er dieses Wort hörte, und sagte polternd: «Natürlich gibt es diesen auch bei ihnen, was ist da viel zu verstehen?»

Er fingerte in der Watte herum, zog eine Maus am Schwanz aus dem Käfig, hielt sie mir vor das Gesicht und sagte nichts anderes als «Männchen».

Ich schaute und schaute und sah nichts, was darauf hindeuten konnte. Es war für mich einfach eine leere Stelle da. Danach packte er eine andere Maus und erklärte mir, dass es ein Weibchen wäre, an dem ich aber dann auch nichts Weibliches entdecken konnte. Ich gab es auf, annehmend, dass es anscheinend bei Mäusen nicht darauf ankäme, wie sie dort aussehen, und dass diese Minimalität sicherlich nur mittels des Mikroskops zum Vorschein gebracht werden könnte.

Die andere Frage, die ich stellte, bezog sich auf die Ernährung meiner Versuchstiere, und auf diesem Gebiete schien er Meister zu sein. Sie waren demnach sehr anspruchsvoll, forderten Vitamine gesondert und auch Lebertran und eine gewisse Abwechslung in der Nahrung.

Da dieses alles war, was ich von dem Manne wissen wollte, nahm ich Abschied.

Mit meinem Käfig kletterte ich mit aller Vorsicht die Treppe hinab. Er war schwer, es mochten wohl die Eisenstäbe daran schuld sein, und ich trug ihn mit beiden Händen an meinen Bauch gepresst. Schon zu dieser Zeit verspürte ich gewisse Bewegungen, die mir aber erst sichtbar wurden, als ich in der Strassenbahn sass.

Ich hatte einen Platz erhalten und hielt den Käfig auf meinen Knien. Schon nach Kurzem sah ich auf dem Verbandstoff sich bewegende Beulen, eine da und andere dort, und es war klar, dass Mäuse den Käfig verlassen hatten und nur mehr durch das dünne Gewebe des Stoffes von der Freiheit entfernt waren.

Ich begann auf den Käfig zu klopfen und die Beulen zurückzudrängen, was möglich war. Ich konnte nicht glauben, dass es nur einige Tiere waren, die immer wieder zu entkommen suchten, musste vielmehr annehmen, dass in dem Käfig ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen sei, der mich zu immer schnelleren Bewegungen brachte, um den Stoff zu entlasten. Meine Arme schlugen und meine Hände tasteten auf dem Käfig herum, was meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und ich wohl deshalb nicht bemerkt hatte, dass um mich herum ein leerer Raum entstanden war. Das Publikum war von mir abgerückt, anscheinend in dem Glauben, es mit einer Irrsinnigen zu tun zu haben, was verständlich war, da sie doch die Geschichte der Mäuse nicht kannten.

Am Bahnhof dann musste ich mich entschliessen, meine Fahrkarte umzutauschen, es war einfach nicht zugänglich, mit den Mäusen in der von Menschen überfüllten «Harten Klasse» zu fahren.

Von Schlaf war keine Rede, ich tastete die ganze Nacht an dem Käfig herum und war bei meiner Ankunft nicht sicher, auch noch eine der Mäuse zu besitzen.

Ich hatte mich aber geirrt. Mit der freundlichen Hilfe einer Krankenschwester begann ich die Mäuse herauszuziehen, zählte sie ab, und es waren 26 Stück. Hatte der seltsame Mann die Paarlosigkeit nicht ertragen können und eine Maus hinzugefügt, oder hatte er sich einfach verzählt? Von einer Geburt in der Eisenbahn konnte keine Rede sein, ich hatte nun 26 erwachsene Mäuse «einheitlichen Geschlechts».

Ausser der an den Wänden hängenden Cicuta beherbergte ich nun auch die Mäuse in meinem Zimmer. Sie rochen, aber die Cicuta tat es auch, das wäre alles noch nicht so schlimm gewesen, wenn sie nur in der Nacht geschlafen hätten, was sie aber nicht taten. Sie sprangen vielmehr herum, quiekten und frassen, begannen wohl auch plötzlich einen Kampf, den ich dann im Halbschlaf als punischen Krieg erkannte, was mich dann am Tage wunderte, wofür ich aber eine Erklärung nicht weiter suchte.

Von Zeit zu Zeit starb eine, die bei der Sektion eine grosse weissliche Leber zeigte und dann ohne jede Diagnose begraben wurde.

Da mein Zimmer für ein Laboratorium nicht taugte, musste ich versuchen, einen Raum zu erhalten, und erhielt ihn auch. Es war eine kleine Kammer in der Morgue, die weder Beleuchtung noch Wasser hatte, was mich aber nicht weiter beunruhigte, nur dass sie nicht heizbar war, musste man als Fehler ansehen, die Mäuse dort zu halten war ganz unmöglich.

Ein Veterinär hatte mir ein Mikroskop zur Verfügung gestellt, und ich brachte es in das Lager in seinem üblichen Holzkasten.

Schon nach einigen Stunden bekam ich von den Tschekisten eine Vorladung. Man hatte mich in einem durchaus nicht anonymen Schreiben, es kam von der «Spinne», beschuldigt, Gifte in das Lager gebracht zu haben.

An den Holzkasten des Mikroskops konnte ich gar nicht denken, und doch war es dieser, der die Verdächtigung ausgelöst hatte. Das war aber durchaus nicht schlimm, das war sozusagen eine Kleinigkeit, die ich aufklären und für die man mich nicht bestrafen konnte. Schlimmer war, dass dieses eigentlich nur die Einleitung zu einer Vornahme war, die dazu dienen sollte, mich von hier ganz zu entfernen.

Man begann mir zu versichern, dass das Lager für eine wissenschaftliche Arbeit nicht taue, denn wem könnte man schon zumuten, in der Morgue zu arbeiten. Da hatte der Mann eigentlich recht, nur vergass er, dass ich mich täglich und für lange Zeit in ihr aufhielt. Meine Anwesenheit dort galt den Verstorbenen, ich überprüfte die Ursache ihres Todes, wie das Gesetz es vorschrieb.

Der Mann schlug mir ein Lager in der Taiga vor, das man, wie er gleichsam entschuldigend bemerkte, nur mit dem Flugzeug erreichen konnte. Er wollte mir dort ein ganzes Haus zur Verfügung stellen.

Ich hatte von diesem Lager gehört. Dorthin schaffte man nur Verbrecher mit einer Strafzeit von nicht weniger als 25 Jahren. Ihre Bewachung war dort recht spärlich, man benötigte sie nicht, das Lager war von Sümpfen umgeben.

Ohne es mir lange zu überlegen, sagte ich schroff: «Ich kann

nicht nur die Vergiftungen zunichte machen, ich kann mich auch selbst vernichten!»

Das war vielleicht unüberlegt, wenn ich es heute bedenke. Für mich war der Selbstmord von jeher eine unbrauchbare Angelegenheit gewesen und musste es auch weiterhin sein, was auch geschehe.

Der Mann schwieg darauf, sah mich nur recht seltsam an. Ich verliess ihn ohne besonderen Abschied und habe von seinem Plane nichts mehr gehört.



Es kam dazu, dass ich den Lagerleiter sprechen musste, dessen Kontor nicht weit von meiner Baracke stand. Ich klopfte an seinem Zimmer, ohne eine Antwort zu erhalten, öffnete vorsichtig die Tür und sah diesen Mann, mir den Rücken zugekehrt und sich auf den Tisch lümmelnd, telefonieren.

Ich wollte ihn nicht stören und blieb deshalb gleich am Eingänge stehen. Was ich dann hörte, konnte mich wenig erfreuen, hielt mich aber am Platze fest. Mit wem er sprach, wurde mir nicht klar, aber so viel verstand ich, dass er sich entschlossen hatte, sein Lager von Juden zu säubern, wie er sich selbst ausdrückte. Er brüllte dieses in dem üblichen Jargon des Lagers, und die in dieser Sprache eingeschlossenen Flüche klangen durchaus überzeugend. Er war ohne Zweifel betrunken, und ich hatte keine Hoffnung, meine Angelegenheit zu erledigen. Ich verliess deshalb leise, so wie ich gekommen war, den Raum.

Wie viele Juden im Lager selbst waren, wusste ich nicht, aber

in meinem Lazarett lagen sechs von ihnen, Invaliden, darunter ein Ingenieur mit einem sehr hohen Blutdruck.

Es war mir klar, dass ich diesen Plan vereiteln musste, wozu mir allein mein «jüngerer Leutnant» tauglich schien. Er hörte mich, so wie es seine Gewohnheit war, ruhig an, schien aber dann meine Forderung, die Juden nicht auf eine Etappe zu schicken, für schwer ausführbar zu halten. Er riet mir, mit dem Tschekisten, der für diese Sache zuständig war, zu sprechen, was aber so viel hiess, als dass er selbst die Macht nicht hatte, darüber zu entscheiden, obwohl er der Vorgesetzte des Lagerleiters war.

Der Tschekist war einfach grob und drohte mir, dass ich es büssen werde, wenn ich die Unterschrift verweigere. Ohne Einverständnis des Arztes konnte man nämlich Kranke aus dem Lazarett zur Etappe nicht nehmen.

Einige Tage darauf verweigerte ich die Unterschrift, und die Juden blieben bei mir im Lazarett.

Es kamen die Novemberfeiertage heran, die besondere Massnahmen forderten. Man untersuchte in diesen Tagen die Gefangenen auf alle Dinge, die schneiden oder stechen konnten, damit ist aber noch nicht gesagt, dass sie Messer suchten. Diese, die es hier gab, waren von den Gefangenen selbst angefertigt worden und aus verschiedenstem Material. Es gab gute, aus einer Feile hervorgegangene, und viele schlechte, die nur ein Stück Eisen zur Mutter hatten. Es wurden auch Nähadeln abgenommen, obwohl sie auf den ersten Blick wenig als Mordinstrument brauchbar waren. Sie waren ziemlich plump, und ihre Herstellung erforderte nicht wenig Mühe. Alle Gläser und Flaschen verliessen das Lager.

Die Gefangenen hatten sich natürlich auf diese Untersuchung vorbereitet, es gab überall Spalten und Ritzen, in denen man Sachen verbergen konnte, und wenn gar noch Schnee lag, konnten die Soldaten nur kleine Erfolge erzielen.

Schlimmer als in den Baracken wirkte sich der Feiertag in den Lazaretten aus. Man versiegelte die Skalpelle und die Scheren, und kaum dass man eine Spritze bewilligte. Hier dachte niemand daran, etwas im Schnee zu verstecken, es war ja nicht persönliches Eigentum, und wenn Unglücksfälle in diesen Tagen vorkamen und die Instrumente fehlten, war dann niemand dafür verantwortlich.

Die Küchen, die allgemeine für Gefangene und die für die Kranken, erhielten eine besondere Aufsicht. Es waren dies meistens Ärzte aus fremden Lagern, die dann um 5 Uhr früh anfangen, die Speisen zu kosten, was aber keinen Einfluss ausübte, an ihnen keinerlei Veränderung herbeiführen konnte.

Man schickte mich zur Überprüfung der Küche in ein Lager, das ungefähr 20 km von Tawda entfernt lag. Ich bat, man möchte mich hier im Lager verwenden, ich stellte ihnen vor, dass ich auch meine Mäuse zu versorgen habe, doch alles half nichts.

Man hatte viele und sogar recht liebenswürdige Worte für mich. Man versprach mir, die Tiere zu füttern, sie warm zu halten. Man machte die drei Tage, an denen ich abwesend sein würde, zur Bagatelle, man wollte gar nicht verstehen, dass irgendetwas geschehen könnte.

Ich übergab also jenem Arzte, der mir bei dem ersten Fall, bei der ersten Narkose geholfen hatte, meine Tiere, und fuhr mit ei-

nem Lastauto ab. Es war nicht ein solches, das mit Benzin betrieben wurde, man fütterte es mit Holzklötzchen, und das dann ungefähr in der Mitte des Weges, in Nacht und Kälte versagte. Ich kam zu spät, um die Speisen zu kosten, was aber ganz belanglos war. Das Lager, in das ich eingefahren war, hatte als Bewohner fast ausschliesslich Letten, denen man zur Abwechslung Verbrecher der schlimmsten Sorte beigegeben hatte.

Die Letten waren korrekt, aber ziemlich kühl, was man verstehen konnte. Die Verbrecher verhielten sich in der ganzen Zeit ruhig, standen anscheinend unter einer festen Hand, das war fühlbar, obwohl ich ihren Ataman nicht zu sehen bekommen hatte.

Die festlichen Tage gingen vorbei und hatten ihr Gutes für das Lager, sie waren arbeitsfrei.

Mein erster Gang nach meiner Rückkehr führte mich in mein Lazarett, wo mich grosse und kleine Unannehmlichkeiten erwarteten. Man hatte die Juden in meiner Abwesenheit verschickt, man hatte mein Lazarett von Juden gesäubert. Es war noch ein Glück, dass man meinen Hausdiener, der doch ebenfalls ein Jude war, nicht angerührt hatte.

Ich habe es nicht vorausgesehen, dass man sich zur Vernichtung der Mäuse entschliessen würde, aber man hatte es getan. Wie man mir sagte, waren sie erfroren, und vom Verhungern sprach man dabei nicht. Man entschuldigte sich mit dem grossen Frost, für den doch niemand verantwortlich sein konnte, oder? Man schaute mir dabei, ohne zu blinzeln, in die Augen.

Der Hauptschuldige war nach meiner Meinung der deutsche Arzt, der auch der Verwaltung vorgeschlagen haben soll, fernerhin

die Betreuung der Vergifteten selbst zu übernehmen, der versicherte, mich dazu nicht nötig zu haben.

In diesen Tagen traf ich einen Arzt, der nicht in meinem Lager arbeitete, der mir recht höhnisch mitteilte, dass er ebenfalls zwei Vergiftete gerettet hatte. Freudig frage ich, wie es ihm gelungen sei, worauf er mit einer harten Stimme antwortete: «Das werde ich Ihnen nicht sagen!»

Diesem Mann hatte ich gleich nach meinem ersten Erfolg und voller Freude mitgeteilt, was zu machen sei, um die Wirkung des Giftes aufzuheben, und erfuhr dann später, dass er sich auch daran gehalten hatte.

Nein, es war nicht das Recht der Erstgeburt, um das es sich hier handelte, was mich betrübte, war das Benehmen meiner Kollegen.

An dem Tage meiner Rückkehr in das Lager musste ich auch Gericht halten, es war ein Diebstahl vorgekommen. Es handelte sich um eine nicht wesentliche Sache, aber durchaus nicht um eine Kleinigkeit im Sinne der Lagerbewertung. Man hatte ein Säckchen, ein Kisett, wie es hier genannt wurde, mit Tabak gefüllt, seinem Besitzer abgenommen. Man kannte den Dieb, der erst vor Kurzem angekommen war und sich als rothaarig erwiesen hatte.

Ich liess ihn rufen und hatte mir schon die üblichen Worte zu-rechtgelegt, die, wie nicht anders möglich, auch gewisse Drohungen zu enthalten hatten, als der Junge eintrat. Er war gross und äusserst mager, seine Haut war fast farblos, und sein Haar war ein Feuerbusch.

Er begann sofort und ohne nur die kleinste Weile zu warten, mit mir zu sprechen, so als ob ich der Mensch wäre, der alles verstehen könne. «Doktor», sagte er, «verstehen Sie, die Quasten hingen aus

der Tasche, und wer kann da schon widerstehen? Ich gebe ihm den Tabak zurück, wenn er schon so kleinlich ist!» Er blickte mich dabei so unschuldig an, dass es mir selbst komisch erschien, ihn dafür zu strafen.

Ich machte daraufhin mit ihm einen Vertrag, der vorsah, dass er, solange er sich bei mir aufhielt, niemals Fremdes anrühren werde, was er versprach und, um es gleich zu sagen, auch hielt.

Als er dann später mit einer Etappe vor dem Tor des Lagers stand, hielt er seine Hände, die Finger schnell bewegend, vor der Brust und fragte mich: «Doktor, jetzt darf man?»

Es war ganz verständlich, was er wollte, es war die Erlaubnis zum Diebstahl. Ich sagte ihm, wenn er sich halten und es seine Gesundheit erfordern würde, könnte er wieder zu mir kommen, was nach Monaten auch geschah.



Ich hatte ein schweres Leben, war von vielen Feinden umgeben, die bereit waren, alles daranzusetzen, um nur bei mir, in meinem Lazarett, Fehler zu entdecken. Ich musste eine Kommission nach der anderen ertragen, aber es gab eine darunter, die sogar einen recht belustigenden Ausgang nahm.

Mein Lazarett war nach mancher Mühe und manchem Kampfe recht freundlich geworden, wenn auch nur im Vergleich zu den anderen. Es hatte Applikationen an Lampenschirmen, die in angenehmen Farben leuchteten. Meine Krankenschwester färbte Stücke zerrissener Hemden mit rotem Streptozid, das es zu dieser

Zeit noch gab. Auf dem langen Tische lag eine Decke aus weissem Verpackungsmaterial, gut zusammengestückelt und mit einer schwarzen Kreuzstichkante umrahmt, die einfach mit einem gewöhnlichen Nähfaden ausgeführt war.

Meine Kranken hatten eine kleine Bibliothek, die ich für sie gekauft hatte, die aber schwer zu schützen war. Die Gefangenen hatten doch kein Papier, um zu rauchen, und konnten natürlich der Versuchung nicht widerstehen, ein Blättchen aus einem Buche, gewöhnlich aus der Mitte heraus, zu diesem Zwecke zu benutzen. Jedes Buch musste daher bei der Ausgabe überprüft und fehlende Seiten angemerkt werden.

Das aber, was für diese Kommission besonders verwunderlich war, waren unsere Vorhänge an den Fenstern. Sie waren aus Verbandstoff, wiesen aber Durchbrucharbeit auf, welche die Kranken selbst ausgeführt hatten, und es waren Männer.

Mein bester Handarbeiter war ein grosser Bandit, sowohl des Wuchses als auch seiner Tätigkeit nach. Er hatte sich in einem anderen Lager vier Finger abgehackt, um als Invalide leben zu können, was er aber seines Gesundheitszustandes halber, er spuckte Blut, auch hätte ohne dieses erhalten müssen.

Als ich die Handarbeiten für die Vorhänge verteilte, überging ich ihn, was einen so eindringlichen Protest von seiner Seite hervorrief, dass ich mich bequemen musste, ihm die Technik dieser Arbeit beizubringen.

Er war mein bester Arbeiter, sass in seinem Bette, sah und hörte nichts und nähte. So traf ihn eines Tages die Kommission an. Seine Biographie schien ihr bekannt zu sein, sie umringten ihn, zuerst staunend und dann aus vollem Halse lachend. Sie vergassen dar-

über sogar Läuse, Wanzen und Spinnweben. Er war für sie ein Phänomen, ein gebändigter Mörder, der sich am Ende seines Lebens mit Ajourarbeit beschäftigte.

Ich hatte auch Spiele für die Kranken beschafft, und es war da eines dabei, das sie besonders erfreute. Es hiess «Fünfzehn», und die Amerikaner sollten damit schon manche Wette verloren haben. Es waren 15 Nummern auf einer Unterlage von 16 Plätzen, die man zu verschieben hatte, um die Reihenfolge der Ziffern herzustellen. Leider gab es dabei eine Lage, die einfach hoffnungslos war, soviel man auch schob, sie liess sich nicht ändern.

Dieses Spiel hatte ich vergrössern lassen, Brettchen mit grossen Nummern lagen nun auf unserm Tische und erregten die Aufmerksamkeit der Kommission. Anfänglich schauten sie das Spiel recht verächtlich an, und einer von ihnen liess sich hören, dass solch kindisches Zeug hier vollkommen überflüssig, ja sogar schädlich wäre. Darauf erwiderte ich in allem Ernste, dass ich nicht glaube, dass er fähig sei, diese «Fünfzehn» zustande zu bringen.

Sofort begann er die Hölzer zu verschieben, wobei die ganze Kommission, es waren elf Männer, über den Tisch gebeugt, teilnahm. Zuerst kam es nur zu Ratschlägen, dann wurde aber schon eingegriffen, was zu zornigen Ausrufen Anlass gab.

Mit einem Wort, die Kommission spielte und hatte uns ganz und gar vergessen. Ich will nicht sagen, dass sie danach nicht beschämt gewesen wäre, sie bekannte sich natürlich nicht dazu, aber es war sichtbar, dass sie ihr Vergehen erfülhten.

Mein Lazarett bekam danach eine Bewertung, die des Lobes voll war, was mich eigentlich wunderte und nicht gut zu diesem Vorgänge passte.



An einem der nächsten Tage erlebte das Lager einen ganz ungewöhnlichen Schock. Als die Leute nach der Arbeit an sein Tor kamen, sahen sie knapp an ihm eine Bahre, auf der eine Leiche lag, nackt und mit heraushängenden Gedärmen. Es war die eines Gefangenen, der nicht nur auf der Flucht erschossen, sondern auch auf ihr mit dem Bajonett bearbeitet worden war.

Männer, die, wie man annehmen musste, schon allerhand gesehen hatten, schrien und heulten im Entsetzen, und was die Frauen anbetraf, so konnte man bei ihnen alle Äusserungen einer hysterischen Panik antreffen. Manche fielen ohnmächtig hin, andere rauf-ten sich die Haare, rissen sich die Kleider vom Leibe, schrien so laut, dass es sicherlich bis in das Dorf hinein zu hören war.

Den Befehl, die Leiche an das Tor zu stellen, hatte der Oberste der Lager gegeben, den ich als humanen Menschen kannte. Obwohl ich im ersten Moment dieses Vorgehen nicht verstehen konnte, es als einen grausamen Übergriff empfand, musste ich doch nach einigem Nachdenken seine Zweckmässigkeit einsehen. Dieser Tote sollte alle Gefangenen von einer Flucht abhalten, sie warnen, er sollte ihnen vor Augen führen, was sie erwartete. Mein «jüngerer Leutnant» hatte nicht die Möglichkeit, die wilden Triebe der Soldaten zu zähmen, auch nicht, die Befehle zu widerrufen,

denen sie unterstanden, er konnte nur, wie schrecklich es sich auch auswirkte, das Ergebnis einer Flucht den Menschen zeigen, die nun hier wirklich für lange Zeit nicht mehr unternommen wurde.

Die Sektion dieser Leiche hatte man mir übergeben. Ich stellte fest und protokollierte, dass der Mann widerrechtlich auf der Flucht erschossen worden war. Der Einschusskanal war auf der Stirn, und die Knochen des Hinterhauptes fehlten. Man muss annehmen, dass eine einfache Kugel dies schwerlich hätte zustande bringen können.

Der Mann hatte sich ergeben, er war dem Soldaten bereits entgegengegangen, aber er war sicher schon tot, als sich dieser mit seinem Bajonett über ihn hermachte.



Es näherte sich der 70ste Geburtstag Stalins, zu dem man von mir einen Rapport über meine Arbeit verlangte.

Mit Hilfe meiner Krankenschwester begannen wir die Arbeit, die für mich im Grunde nicht besonders schwierig war. Wir hatten alle Belege, die dazu notwendig waren, Kartotheke, Journale und Krankengeschichten waren in Ordnung. Niemand konnte von mir sagen, dass ich den «Wiederhergestellten» eine höhere Arbeitskategorie zugeschrieben hatte, als ihnen zukam. Ich hatte mich von allem Anfang an geweigert, sie ihnen zu geben, und dies einer Kommission überlassen. Wenn ich deshalb in meinem Bericht über 600 Fälle angab, die ich mit einer Diagnose alimentäre Dystrophie III übernommen und dann als Arbeitsfähige entlassen

hatte, war mein Gewissen leicht und nicht nur der Arbeit wegen, die ich geleistet hatte, ich hatte damit auch gezeigt, dass der Mensch noch in diesem Zustande zu retten sei, was ich anfänglich selbst nicht angenommen hatte.

Der Rapport zeigte nicht nur die Krankenversorgung auf, er sprach auch von der Erziehungsarbeit, die ich geleistet hatte und die man seltsamer Weise nie in Zweifel gezogen hatte.

Meine Mitarbeiter waren bei diesem Rapport nicht vergessen, ich sprach von meinem Hauswart, dem kleinen Juden, der Krankenschwester, die aus der Todeskammer zu mir gekommen war, und von meinen Heilgehilfen aus der Mandschurei, ohne deren Hilfe ich wohl kaum diese Arbeit hätte leisten können.



Nachdem die Gefangenen zur Arbeit gegangen waren, schien das Lager leer und ausgestorben. Wagen sah man auf seinen Wegen so selten, dass jeder die Aufmerksamkeit erregen musste, die Schritte hemmte.

Eines Tages sah ich nun einen solchen stehen, auf dem ein Mann in einer unüblichen Haltung sass, sass und auch wieder nicht, einfach hingelehnt war und die Füße von sich streckte, während der Kopf auf seiner Brust lag. «Ein Toter», dachte ich, begab mich auch schon zu dem Wagen und sah meine Annahme bestätigt. Es war ein alter Mann, ein Invalide, den ich vom Gesicht her kannte, nur war es für mich unverständlich, wozu man ihn auf den Wagen gesetzt und dann allein gelassen hatte.

Bald erfuhr ich, dass der Mann beim Holzhacken tot umgefallen sei, was natürlich keine grosse Aufregung hervorrufen konnte, obwohl es ungesetzlich war, einen Invaliden zur Arbeit zu zwingen.

Ich nahm die Leichenöffnung vor, die mich sehr beeindruckte. Der Mann war an gebrochenem Herzen gestorben, wie es die Romantiker zu nennen pflegen, obwohl hier die Ursache sicher nicht die Liebe gewesen war.

Als dann seine Brust offen zur Einsicht vor mir lag, sah mir der Herzbeutel dunkel und mit Blut gefüllt entgegen. Sein Herz war übermässig gross und hatte ein Loch in seiner Wand, das sozusagen einen entfalteten Infarkt darstellte.

Ich stellte mir das Elend dieses Mannes vor, nicht vielleicht weinerlich, was aber auch zu verstehen gewesen wäre, sondern in einem gewissen Zorn und einer Aufregung, die man letzten Endes begreifen sollte.

An dem Abend desselben Tages kam ein Arzt aus einem anderen Lager zu mir auf Besuch. Ich war gewiss nicht in einer Stimmung, die für ein unverfängliches Gespräch hätte taugen können, und erzählte ihm fast sofort von dem «gebrochenen Herzen».

Er hörte mich recht skeptisch an, ging dann zu spöttischen Reden über, die meine medizinischen Kenntnisse zum Gegenstand hatten. Er behauptete, dass es einen solchen Fall einfach nicht geben könne. Seine Erklärung dieses Phänomens konnte mir sogar wahrscheinlich vorkommen. Er nahm nämlich an, dass dieser Mann arbeitend das Gleichgewicht verlor, gefallen sei und sich dabei die Rippe gebrochen hatte, die dann das Herz durchbohrte.

Wenn ich auch ziemlich sicher war, dass ich mich nicht derart

geirrt haben konnte, war ich doch nicht in der Lage, den Kollegen davon zu überzeugen. Ich schlug ihm deshalb vor, die Leiche noch einmal daraufhin zu untersuchen, was allerdings seine Schwierigkeiten hatte.

Die Morgue lag zwar im Lager selbst, hatte aber keine Beleuchtung, die, wie man sicherlich annahm, für Tote so ziemlich überflüssig war. Jede Krankenbaracke besass aber einen Vorrat von Kerzen, da hier das elektrische Licht oft stundenlang erlosch, so dass das Lager dann in kurzen Abständen Leuchtraketen aufsteigen lassen musste, um eine Flucht zu verhindern.

Ich nahm also einige Kerzen an mich, um mit ihrer Hilfe diese Todesursache endgültig zu klären.

Der Vorraum der Morgue hatte an seinen Wänden Bretter in Zwischenräumen angebracht, ähnlich einem Büchergestell, in die man die Leichen schob. Die anderen aber, die das Übermass der vorhergesehenen Totenzahl überschritten hatten, wurden einfach auf den Boden gelegt. Der Raum war betonierte.

Ich konnte natürlich nicht wissen, wo man mein «gebrochenes Herz» untergebracht hatte, und musste deshalb den Toten in das Gesicht leuchten, die je nach der Gemeinschaft, in der sie gelebt und gestorben waren, mit geschlossenen, halboffenen oder einfach starren Blicken dalagen. Vielleicht war es gut, dass wir unsere Leiche auf dem Boden liegend fanden.

Ich begann den Brustkorb zu öffnen, der mit grossen Stichen vernäht war, was natürlich keine schwere Sache sein konnte, ihn aber dann zu entleeren war schon unangenehmer.

Wir hockten beide auf dem Boden, zu beiden Seiten der Leiche, und legten alles, was ich heute am Morgen hier versteckt hatte, neben uns auf den Boden. Das Gehirn, zerstückelte Lungen, die Nieren und auch andere Teile. Ich hatte ihm alles zurückgegeben, was ich in Händen gehalten hatte, und er mag es mir verzeihen, wenn ich es nicht an ihren Ort zurücklegen konnte. Endlich hatten wir den Brustkorb leer, und ich begann seine Innenwand abzutasten. Nein, Rippen waren nicht gebrochen, und die Theorie meines Kollegen brach zusammen, wie oft er auch über die Wände entlangfuhr, er konnte keine Veränderung an ihnen finden.

Der Mann war also an «gebrochenem Herzen» gestorben.



Man brachte mir aus einem fernen Lager einen jungen Mann, der im Walde bei dem Verbrennen der Zweige gearbeitet hatte. Er musste sich wohl zu weit an das Feuer herangewagt haben, seine Wattehose brannte, aber niemand und auch er selbst nicht dachte daran, sie bei dieser Kälte auszuziehen. Man warf Schnee auf ihn, der das Feuer zwar löschte, aber die glimmende Watte nicht traf, so dass er eine grosse Brandwunde davontrug.

Wenn man diesen Mann sofort gebracht hätte, wäre der Fall vielleicht schnell heilbar gewesen, man hatte sich aber Zeit gelassen, die Wunde war vollkommen vernachlässigt.

Er lag schon eine geraume Zeit bei mir, sass jeden Tag unter der Solluxlampe, und obwohl die Wunde bereits besser aussah, war der Verlust der Hautoberfläche doch so gross, dass nur eine Transplantation das Bein retten konnte.

Ich bat einen Chirurgen, sich die Sache anzuschauen, der schüttelte aber nur den Kopf und sagte: «Wie können wir in unseren Verhältnissen diese Operation wagen?» Das konnte ich gut verstehen, und so kam es dazu, dass er weiter unter der Lampe sass.

Ich hatte die verschiedensten Krankheiten hier zu versorgen und in vielen Fällen ohne die dazugehörigen Medikamente. Magengeschwüre waren durchaus keine Seltenheit, der ewige Gedanke an das Essen produzierte anscheinend ein Übermass an Magensäure.

Einer dieser Kranken hatte eine besondere Vorliebe für Chloroformwasser, das ihm, wie er behauptete, wenn auch nur für kurze Zeit, half.

Eines Tages, kurz nach der Konsultation des Chirurgen, sass der Junge mit der Beinwunde wieder in meinem Kabinett, als der Magenranke gekrümmt eintrat und um Hilfe bat. Er bekam sein Wasser, richtete sich danach erleichtert auf, was dem anderen, der unter der Lampe sass, nicht entgehen konnte. Mit recht flehenden Worten wendete er sich an mich: «Ja, wenn ich auch eine solche Medizin bekommen könnte, würde ich sicher gesund werden!»

Lachend befahl ich meinem Gehilfen, ihm ein Gläschen davon, einen Esslöffel voll, einzuschenken, was ihm weder nützen noch schaden konnte.

Dieses kleine Geschenk hatte auf seine Stimmung eine so gute Wirkung, er bat es sich dann allerdings jeden Tag aus, dass es uns sogar belustigte, wie er sich jedesmal darüber freute.

Das aber, was niemand für möglich gehalten hätte, traf dann später ein. Eines Tages bemerkte ich in der Mitte seiner Wandflä-

che einen kleinen kreisrunden Flecken, den ich zuerst mit einem gewissen Unbehagen ansah, ihn näher betrachtete, meinen Augen nicht traute und den Chirurgen kommen liess.

Das war es, die Haut begann von der Mitte aus zu wachsen. Ich war mehr als verblüfft, obwohl ich der Suggestion ihre Wirkung niemals abgesprochen hatte.

Merkwürdig war nur, dass gleich darauf ein zweiter Fall mich wieder auf sie hinwies. Ein Brigadier brachte mir einen Jungen, der die Bezeichnung Mann unter keinen Umständen verdiente. Er sah recht elend aus, und er war ein Bettnässer. Der Brigadier bat mich, dem Jungen zu helfen, der nicht nur zu schwach für die Waldarbeit war, sondern auch das Gespött und die Grobheit seiner Kameraden nicht mehr ertragen konnte, er wollte Selbstmord begehen.

Auf meine Frage, die ich an den Jungen richtete, wie lange er schon krank sei, das Bett nässe, sagte er recht verzagt: «Von Kindheit auf!»

Was konnte ich in diesem Falle tun? Ich kannte die Ursache seiner Erkrankung nicht, war es einfach Schwäche oder eine Anomalie der Wirbelsäule, das konnte ich nicht wissen.

Ich beschloss, ihn bei mir zu behalten, ihn wenigstens etwas zu kräftigen. Ich begann mit einer Bestrahlung, da ich aber nur eine Pritsche hatte, um die Kranken hinzulegen, verschiedene von ihnen aber gleichzeitig zu betreuen waren, setzte ich den Jungen auf einen Stuhl, wobei wohl die Strahlen besonders seinen Bauch trafen.

Den Sanitäter hatte ich angewiesen, auf den Bettsack des Jungen ein Wachstuch zu legen, um ihn zu schützen. Als ich ihn nach einigen Nächten fragte, wie sich der Junge verhalte, empfing ich,

wider alles Erwarten, eine erstaunte Antwort: «Er schläft wie alle, und vielleicht noch etwas fester.»

«Und das Bett, das Bett ist nicht nass?» Nein, das Bett sei nicht nass, er habe nichts dergleichen bemerken können.

Ich liess den Jungen kommen und erkundigte mich nach seinem Befinden. Zuerst schwieg er, sah nur furchtsam zu mir auf, bevor er sich endlich zu einer Antwort entschloss. Sie kam stockend und zögernd: «Zuerst hat es schrecklich weh getan, aber am nächsten Tage war es schon leichter!»

Ich konnte nicht gleich verstehen, was ihn geschmerzt haben konnte, und auf meine Frage erfuhr ich dann, dass es der Penis gewesen sei.

Merkwürdige Fälle in einer merkwürdigen Umgebung. Der Junge war anscheinend in dem Glauben, dass man mit dieser Bestrahlung Bettnässer heile, wozu er mithelfend die Schmerzen produziert hatte.



Spätabends kam in das Lager eine Etappe, die mein Hauswart, wie alle anderen ankommenden auch, genau auf den Bestand prüfte. Es kam ihm vor allem auf die Juden an, denen er dann nach Kräften half.

Ich selbst fand das gut und richtig, sie gehörten hier zu den Unbeliebtesten. Es halfen sich die Kaukasier, besonders die Grusiner, in einer rührenden Weise, von Deutschen und Russen kann man dies leider nicht sagen, sie bedachten meistens nur ihre eigene Person.

Ich hörte nun von eben diesem Hauswart, dass ein deutscher Arzt angekommen sei, aber wo man ihn untergebracht hatte,

wusste er nicht. Ich machte ihm Vorwürfe, dass er nur Sinn für seine Juden habe, worauf er schleunigst verschwand.

Die Suche nach einem neu ankommenden Menschen in diesem Lager war durchaus nicht leicht. Es waren beständig an die 2'500 Menschen hier, ausser der neuen Etappe, die auch Hunderte gebracht haben mochte, und es gab Baracken ohne jede Beleuchtung.

Ich hatte die Geschicklichkeit dieses Mannes aber unterschätzt. Schon nach ungefähr einer Stunde brachte er mir einen erschöpften älteren Mann mit einem Schmiss auf der Backe. Er trug einen schadhaften Offiziersmantel und so grosse alte Filzstiefel, dass sie fast das Wesentlichste an ihm ausmachten.

Es war ein Stabsarzt der deutschen Armee, der bei Stalingrad in die Gefangenschaft geraten war. Sein Zustand war kein solcher, der viel Fragen erlaubt hätte. Wir konnten ihm allerdings nur Suppe geben, mehr hatten wir selbst nicht, und dies musste mit aller Vorsicht geschehen, er war recht ausgehungert. Ihm dann aber weiterhin zu helfen war für mich durchaus nicht leicht, da ich meine Kranken aus dem Ambulatorium überwiesen bekam und sie in den wenigsten Fällen selbst wählen konnte. Als Deutsche aber einen Deutschen einzuweisen war fast unmöglich, es war für mich mehr als gefährlich. Ich konnte deshalb nur den Versuch machen, einen Kollegen zu bitten, ihn bei sich unterzubringen, ihn mir späterhin zu überweisen, was er auch tat. Es war unser «grosser Trinker», der das Risiko auf sich nahm, weil er es in seinem Zustande anscheinend nicht einmal in Betracht gezogen hatte.

Langsam kam der Mann zu Kräften und begann mir bei meiner

Arbeit zu helfen. Was ich dann später über seine Lage erfahren habe, war recht sonderbar. Man hatte ihn in ein Gefangenenlager, an der Wolga gelegen, gebracht, das er nicht weiter rühmen konnte, was auch nicht zu erwarten war. Die Propaganda schien dort recht ausgiebig, wenn auch nicht sehr wirkungsvoll betrieben worden zu sein. Man gab für die Gefangenen eine spezielle Zeitung heraus, aus der sie alle Untaten ihrer Landsleute erfuhren.

Eine ihrer Nummern brachte den Bericht über ein monarchistisches Bankett, das in einer Stadt Deutschlands abgehalten worden war, das anscheinend als Verfallszeichen des Faschismus angesehen wurde.

Mein deutscher Arzt hatte sich nun erlaubt, eine Bemerkung zu diesem Bankett zu machen. Er soll gesagt haben, was er auch nicht leugnete, dass er eine Gesellschaft loben müsse, die ihre Mitglieder ernähre. Daraufhin wurde er zu zehn Jahren Lagerarbeit verurteilt und befand sich nun bei mir.

Wir arbeiteten einige Monate ohne grosse Schwierigkeit zusammen, wenn ich auch einige Kämpfe mit dem Leiter des Krankendienstes, eben jenem weiblichen Kapitän, hatte, der mir meinen neuen Gehilfen abnehmen wollte.

Von unserem Lager gingen in kurzen Zeiträumen Etappen ab, und andere wurden angenommen. Es gehörte dies zu dem System, das ein Gefühl der Ruhe, der geringsten Sicherheit nicht aufkommen lassen sollte. Kaum hatten sich die Menschen irgendwie eingeordnet, als man sie auch schon wieder weiterschleppte. Eine ankommende Etappe war für uns demnach keine besondere Angelegenheit, und doch sollte sie es endlich doch einmal werden, sie

bestand nämlich nur aus Deutschen. Es war strenger Winter, und die Männer hatten ihre Füße nur mit Lappen umwickelt, an denen Bastschuhe mit Stricken befestigt waren, was sogar für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich war. Eine Menge fremder, nicht zu unserem Lager gehöriger Offiziere hatte die Wachräume des Torres eingenommen, und es dauerte recht lange, bis man die Gefangenen einliess. Man führte sie dann wider alles Erwarten nicht in das Bad, sondern in den grossen Speiseraum. Schon nach Kurzem hatten wir in Erfahrung gebracht, dass die Deutschen in die Heimat zurückgeschickt werden sollten. Das war eine Neuigkeit, die das ganze Lager in Aufregung brachte. Es war das Jahr 50. Was war geschehen, warum hatte man sich dazu entschlossen? Wir hatten im Lager selbst auch einige deutsche Soldaten, die sich straffällig gemacht hatten, auf diese oder jene oder auf gar keine Weise, darüber kann ich nichts Genaueres aussagen, die man aber zu einer Abreise nicht aufforderte.

Mein Stabsarzt erlebte eine schwere Zeit. Jeden Tag von Neuem hoffte er, dass man sich seiner erinnern werde. Seine Geduld wurde auf eine grosse Probe gestellt, aber endlich kam auch die Reihe an ihn. Er wurde seinem Rang gemäss als Leiter dieses Transportes gewählt.

Man begann diese einstigen Soldaten einzukleiden, nicht vielleicht in neue Sachen, aber doch immerhin in mögliche. Die Bastschuhe verschwanden, sie bekamen Filzstiefel mit auf den Weg. Es wurde Reiseproviant ausgegeben. Von den ihnen zugewiesenen Strafen war keine Rede mehr, die Männer fühlten sich bereits als Freie, obwohl man sie isoliert hielt.

Endlich gelang es uns, das Prinzip dieser Auswahl zu verstehen.

Fahren sollten nur Deutsche aus den von befreundeten Mächten besetzten Gebieten, die Deutschen aus Ostdeutschland aber (das anscheinend einer nicht befreundeten Macht unterstand) waren davon ausgeschlossen.

Der Stabsarzt teilte mir auch mit, dass man ihm die volle Verantwortung für diesen Transport übergeben hatte, es sollte ihn nur ein sowjetischer Offizier bis an die Grenze begleiten.

Wie nicht anders möglich, teilte ich die Freude dieses Mannes, der mir seine Frau so gut und lieb dargestellt hatte, dass ich sie förmlich vor mir sah. Ich bat ihn, mir auf irgendeine Weise Nachricht zukommen zu lassen, ob er gut in seiner Heimat angekommen sei, wartete aber vergebens.

Mehrere Jahre danach, da ich mich seiner Adresse erinnerte, schrieb ich und erhielt Antwort. Obwohl die Anschrift nicht mehr gestimmt hatte, war es der deutschen Post doch möglich gewesen, ihn zu finden.

In unseren Verhältnissen ist es verständlich, dass ich eine ausführliche Antwort nicht erhalten konnte, aber so viel habe ich doch erfahren, dass dieser Transport erst drei Jahre nach der Abreise von Tawda nach Deutschland gekommen war.

Die Ostdeutschen, wenn sie es erlebt haben, hatten den Tod Stalins abzuwarten und noch eine geraume Zeit der Besinnung, die sich die Behörden zubilligten.



Ich und eine junge Ärztin standen vor dem Tore des Lagers, vor dem sich eine Frauenetappe drängte. Ich möchte sagen, dass jede dieser Etappen grau ist, das war der übliche Ton der

Kleidung. Ganz unerwartet sah ich aber hier ein kleines grellrotes Mützchen aus der Menge ragen, das auf dem Kopfe eines durchaus lustigen Geschöpfes sass, eher hing, schief und auf ein Ohr gedrückt.

Uns erwartete eine ziemlich grosse Arbeit, alle diese Frauen auf ihre Arbeitsfähigkeit zu prüfen. Wir mussten eine ganze Weile warten, bis sie aus dem Bade kamen und sich auf die Untersuchung vorbereiteten. Man verlangte es nicht, dass sie sich, wie es die Männer tun mussten, bereits im Vorraum auszogen, denn die Soldaten, die sie begleiteten, musste man doch als einem anderen Geschlechte zugehörig gelten lassen. Es gehörte Geduld dazu, zuzusehen, wie sie sich dann ihrer Kleidung entledigten, was sie oft absichtlich verzögerten.

Vor der Tür des Untersuchungsraumes stand ein Soldat, der eine Frau nach der anderen einliess, den Raum aber selbst nicht betrat. Als aber das rote Mützchen an der Reihe war, versuchte er es am Eintritt zu hindern, hielt es an der Tür fest. Er rief uns zu, dass er diese Frucht kenne, die uns unbedingt ein Märchen über ihre Krankheiten auftischen werde. Er warnte uns, vielleicht sogar im guten Glauben, uns damit zu helfen. Da es aber einem Soldaten nicht zukam, solches zu tun, dankten wir ihm nicht und begannen die Klagen der Frau anzuhören.

Tatsächlich begann sie auch sofort und mit aller Wichtigkeit von ihrer Krankheit zu sprechen, gleichsam stolz war auf sie, die sie anscheinend für eine bürgerliche hielt, eine erlaubte Krankheit sozusagen im Gegensatz zu einer Syphilis. Sie sprach sogar lustig darüber, froh, etwas aufweisen zu können, das sie nach ihrer Mei-

nung von der Arbeit befreien konnte. Eine ihrer Brüste war nicht mehr da, und ausserdem hatte sie eine faustgrosse Geschwulst im Leibe. Was war da noch viel zu machen? Erschreckend war danach das rote Mützchen anzusehen, von dem sie sich auch nicht trennte, als sie nackt vor uns stand.



Ich hatte zwei Koreaner bei mir, die miteinander nicht sprachen, die sich nur gegenseitig anlachten. Zu mir waren sie so höflich, dass ich meinen musste, unter den Gesetzen eines chinesischen Hofzeremoniells zu stehen. Sie verbeugten sich bei dem Eintritt in mein Kabinett bis zum Boden, und dies einige Male. Beide hatten angedeutet, dass sie die russische Sprache nicht verstünden. Was blieb da anderes zu tun übrig, als sich mit Gesten zu verständigen, die allerdings dann oft und auf nicht übliche Weise den Begriff der Scham verengten.

Der Jüngere von ihnen entdeckte auf meinem Tische ein Stückchen blaues, dünnes Papier und konnte es nicht mehr aus dem Auge lassen. Er verbeugte sich danach so oft und drückte seine Hände mit einer solchen Inbrunst an die Brust, dass ich endlich verstehen musste. Ich schenkte es ihm, bekam es aber bald wieder zurück. Es hatte sich in Kornblumen verwandelt. Sie waren so fein gearbeitet, ihre Tütchen so unsichtbar geklebt und gezähnt, dass ich gar nicht verstehen konnte, wie er es zustande gebracht hatte.

Nach diesem Ereignis konnte ich nichts anderes tun, als mich auf die Suche nach farbigem und dünnem Papier zu machen, was in unseren Verhältnissen gar nicht leicht war, es stand nicht zum

Verkaufe. Es waren nur alte und zufällige Stückchen, die ich für ihn sammeln konnte, die er dann mit schmalen Händen, ihren dürrer Fingern so lange glättete, bis sie zu Blumen tauglich geworden waren, was ihn zu beglücken schien. Er war nach allem, was ich mit ihm erlebte, eine harmlose und lyrische Natur.

Der andere Koreaner zeichnete sich durch sein gutes Nähen aus. Ich hatte höchst schadhafte Bettdecken erstanden, die nicht mehr als solche benutzt werden konnten, und liess die noch brauchbaren Stücke zu einem Bodenbelag zusammennähen. Dieser Mann hatte sich mit viel Verbeugungen und vielen Gesten um diese Arbeit beworben und entwickelte dann dabei einen besonderen Fleiss.

Diese Koreaner galten nicht als politische Gefangene, sie waren Diebe. Ich wusste schon lange, dass es unter ihnen auch «Un-echte» gab, Leute, die anscheinend Spione waren, welche die Gefahr einer Verhaftung erfuhlen und sich zu einem Diebstahl entschlossen, um so verhältnismässig leicht davonzukommen.

Eines Tages, als ich in der «Toten Stunde», es war nach dem Mittagessen, in der die Kranken schliefen oder schlafen sollten, leise durch das Lazarett ging, sah ich schon von der Ferne, dass mein koreanischer Schneider ein Stück einer russischen Zeitung in der Hand hielt und las. Als er mich erblickte, erschrak er keineswegs, er lächelte mich an und drehte ruhig die Zeitung um, so dass sie verkehrt stand, und schaute genauso aufmerksam auf sie, wie er es früher getan hatte.

Nach diesem war es für mich klar, dass er des Russischen durchaus mächtig war und der Grund, dieses zu verheimlichen,

kein guter sein konnte, wenigstens im Hinblick auf hiesige Gesetze.



Selten begab ich mich in das Ambulatorium des Lagers, und als es doch eines Tages geschah, fand ich es menschenleer vor. Mischa, der jüngste aller Gefangenen, der gerade vorbeikam, teilte mir mit, dass alle im Karzer wären, was auf eine Katastrophe schliessen liess.

Schon vor seiner Tür standen Tschekisten, die mich aber ohne Weiteres einliessen. In einem engen Gange drängten sich Ärzte und Uniformierte vor einer winzigen und fast ganz dunklen Kammer, deren Tür offenstand. Ihr gegenüber auf einer Brette sass ein Mann, der ein recht merkwürdiges Aussehen hatte. Seine Mütze war tief bis an die Augen herabgezogen, und auf seinen Lippen standen ringsum Fäden gleich einem schütterten weissen Bart.

Seine Geschichte erfuhr ich schnell. Es war ein «gesetzlicher Dieb», der zehn Tage Karzer erhalten hatte, nach seiner Meinung ungerecht, und der mit einem Hungerstreik dagegen protestierte. Er hungerte schon acht Tage, was noch nicht so schlimm gewesen wäre, wenn er nicht auch das Wasser abgelehnt hätte, was er aber tat.

Ein Tschekist hatte ihm tags zuvor mit der künstlichen Ernährung gedroht, worauf sich der Mann den Mund zugenäht hatte.

Es gab wohl keinen Gefangenen, der nicht eine Nadel mit einem Faden in seiner Kleidung versteckt hielt, und es war hier ganz zufällig ein weisser, den er dann dazu benutzte.

Man hatte ihm nach der Entdeckung seiner Tat, und dies vollbrachte der Augenarzt, mit einer Schere und entlang den Lippen die Fäden durchschnitten, sie aber selbst nicht entfernt, wonach sie dann etwas wirr den Mund umstanden.

Es war beschlossen worden, dem Gefangenen eine zusätzliche Strafe zu geben, er sollte weiter im Karzer bleiben, und man war schon bereit, sich zu entfernen, als ich Einwände zu machen begann. Der Puls des Mannes war kaum spürbar, und ich gab ihnen zu verstehen, dass ein Tod im Karzer schwer zu vertuschen wäre, was sie als Drohung aufnahmen. Ich bestand auf einer Hospitalisierung.

Ein Tschekist behauptete dazu in nicht besonders freundlicher Weise, dass ich schwerlich die Verantwortung auf mich nehmen werde, wenn der Mann das ganze Lazarett in Aufruhr versetze.

Ich beugte mich zu dem Gefangenen hin und gab ihm zu verstehen, dass ich mich auf ihn verlasse, worauf der Dieb nur etwas mit dem Kopfe nickte.

Er lag dann zehn Tage im Lazarett, und niemand hat von ihm ein überflüssiges Wort gehört.

Mischa hatte mich in der Nähe des Karzers erwartet. Da er mir eine Neuigkeit mitgeteilt hatte, schien es für ihn ganz selbstverständlich, dass ich nun die meine mit ihm teilen werde.

Dieser arme Junge verstand nicht, dass er ein weit grösseres Opfer des Regimes war als jener Dieb, der sich noch irgendwie zu helfen wusste.

Mischa war eines jener obdachlosen Kinder gewesen, die ihr Leben mit gelegentlichen Diebstählen fristeten, der aufgegriffen

und in einer Kolonie untergebracht worden war. Er kannte sein Alter nicht und hatte sich mit dem ihm zugeschriebenen abgefunden.

Es war ein sonniger Tag gewesen, wie er mir erzählte, an dem viele der Kolonisten sich auf einem grossen Platz versammelt hatten und an dem dann, vor den Augen aller, ein Mord geschah. Einer der ältesten von ihnen erschlug den Erzieher mit einem Beil, ging mit dem blutigen dann auf Mischa zu und gab es ihm in die Hand. Dieser stand erstarrt da, hielt das Beil so lange fest, bis man ihn abführte. Er wurde dann zu zehn Jahren als Mörder verurteilt.

Mischa hatte das Aussehen eines zwölfjährigen Knaben. Er war immer freundlich zu allen, war der Liebling des Lagers.

Wir waren drei Ärzte, die beschlossen hatten, das wirkliche Alter dieses Kindes festzustellen. Wir zählten seine Zähne ab und schrieben die Masse seines Körpers auf. Ein Gesuch mit der Bitte, diesen Fall zu überprüfen, wurde abgeschickt, und wir waren unseres Erfolges fast sicher.

Aus welchen Gründen die Gefangenen dann den Knaben gezwungen hatten, einen Brief an die Regierung, anscheinend an Stalin, zu schreiben, konnten wir nicht erfahren. Dieser Brief soll sich in Anklagen und wüsten Beschimpfungen ergangen haben.

Vielleicht benutzten die Gefangenen dieses Kind nur deshalb zu einem Protest, weil sie der Meinung waren, dass man ihm weiter nichts anhaben könne, was aber anscheinend ebenso irrtümlich war wie unser Versuch, ihm zu helfen. Wie weit ist doch die Realität, diese Wirklichkeit von uns entfernt, entschieden zu weit, um von einem menschlichen Geist freiwillig erfasst zu werden.

Der Knabe verschwand in oder aus dem Lager, was wir nicht feststellen konnten. Niemand hat ihn bei einer abgehenden Etappe gesehen. Wir haben nichts mehr von ihm gehört.



Der Arzt, der mit so viel Kühnheit die Fäden zwischen den Lippen des Diebes durchschnitten hatte, ohne sich dann weiter um sie zu kümmern, war eine nicht alltägliche Erscheinung. In seinem Formular war nicht nur die äussere Beschreibung dieses Mannes zu finden, man hatte auch alle seine Laster vermerkt, die, wie schlimm sie auch sein mochten, doch nicht zu einer Verhaftung, und noch weniger zu einer Verurteilung ausreichen konnten.

Er war ein Trinker, was vielleicht nicht besonders aufgefallen wäre, das waren viele, er war aber auch ein Narkomane, und dieses ohne Auswahl. Es gibt Morphinisten, die dann aber keine Kokainisten sind, er aber war alles, konnte alle diese erregenden Dinge in sich aufnehmen und zu seinen Gunsten ausnutzen. Ich glaube, dass er nur die geringste Zeit die Schrecken des Lagers tatsächlich empfunden haben wird, er entschlug sich ihnen.

Er war ein guter Arzt und rettete vielen das Augenlicht. Er arbeitete im betrunkenen Zustande mit einer Exaktheit, die zu bewundern war, nüchtern war er allerdings ganz und gar nicht zu gebrauchen.

Er hatte ein grosses, weit über das übliche Mass hinausgehendes Wissen, wendete es aber nur sehr sporadisch an.

Er hatte hier ein Glashaus eingerichtet, wenn auch diese Be-

zeichnung dafür etwas übertrieben sein mag. Immerhin war es ein tiefer Graben, mit Fenstern bedeckt, in dem er Aloe zur Transplantation züchtete. Er beschäftigte sich auch mit der Präparierung von Plazenta zu diesem Zwecke, nur dass diese Beschäftigung dann oft zu den verschiedensten Katastrophen führte. In der Trunkenheit war er zu Protesten besonders aufgelegt und zerschlug, und dies zu wiederholtem Male, alle seine Apparate und auch die Thermometer, die eine Kostbarkeit für uns darstellten, was zu langfristigen Unterbrechungen seiner Tätigkeit führte.

Wir hatten hier einen jungen Mann, der schon drei Jahre vollkommen blind war und der nach der neunten Transplantation zu sehen begann. Es war fast ein Wunder, und ich glaube, dass alle, die es zu wissen bekamen, darüber Freude empfanden.

Er hatte dem Kranken auch eine Brille verschrieben, die dann selbst in Moskau nicht zu bekommen war. Ein Offizier, der auf Urlaub nach Charkow fuhr, bestellte diese Augengläser dann in der gewesenen Jenaer Fabrik und bekam sie auch. Es war mein Privatvergnügen, sie für ihn zu beschaffen, die Gläser sahen wie kleine Schüsselchen aus. Der einst Blinde konnte danach sogar lesen, obwohl er die Schrift unwahrscheinlich nah an die Augen hielt.

Dieser Augenarzt liebte Frauen, und niemand verübelte es ihm. Viele bewunderten sogar seine Fähigkeit, sich diese zu beschaffen, d.h. dauerhaftere Beziehungen zu ihnen aufzunehmen, was für die anderen Männer durchaus nicht leicht war, für sie war schon eine flüchtige Bekanntschaft ein Ereignis.

Er traf seine Wahl, nach der er bei seinem Objekt ein Trachom

konstatierte, das einer Hospitalisierung unterlag. Obwohl niemand an diese Erkrankung glaubte, war es doch schwer, gegen einen Spezialisten anzukämpfen. Er war der einzige Augenarzt, nicht nur im Lager selbst, sondern auch in der weiteren Umgebung.

Von Zeit zu Zeit nahm man ihm die so Behütete ab, schickte sie auf eine Etappe, was ihn zu stürmischen Protesten verführte. Er tobte in seinem Lazarett, zerschlug, was ihm unter die Hände kam, wälzte sich auf dem Boden, bis er dann gewöhnlich, von seinem Personal gefesselt, auf sein Bett befördert wurde.

Natürlich bedurfte es dann einer gewissen Zeit, bis er sich wieder ein trachomatöses Mädchen erwählte, und dieses Interregnum war für sein Lazarett schwer zu ertragen.

Dieses sah gewiss in unseren Verhältnissen recht schlimm aus, obwohl es noch lange nicht das Schlimmste war, wozu er sich entschloss.

Er war ein Liebhaber der Organtherapie, was ich gut verstehen konnte, nur dass seine Kenntnisse auf diesem Gebiete leider dann recht phantastisch in ihrer Auswirkung waren.

Eines Tages starb ein alter Mann in der Baracke, was natürlich Unannehmlichkeiten zur Folge haben musste, was aber dann nachher geschah, war sicher ein einmaliges Ereignis.

Es war gegen Abend, und alle Gefangenen waren bereits von der Arbeit zurückgekehrt. Sie umstanden den Toten, den man noch nicht abgeholt hatte, sprachen nicht gerade fröhlich über diesen Tod, erregt sahen sie wohl hier ihr eigenes Schicksal vor sich, als wichtig, im weissen Mantel, mit einem Konservenglas in der Hand, der Augenarzt eintrat.

Er ersuchte nicht etwa die Leute, auseinander zu gehen, er stiess sie zur Seite und machte sich daran, dem Toten die Augen auszustechen.

Es war ganz selbstverständlich, dass man ihn nicht hinderte, man prallte zurück, und es trat ein Schweigen ein, das erst wich, als man die Augen im Glase erblickte und die Gefangenen allein geblieben waren.

Waren diese Augen für sie durchaus unwichtig gewesen, solange sie in dem toten Gesichte sassen, starrten jetzt die blutigen Höhlen anklagend und fordernd zu ihnen auf.

In einer Ecke des Raumes hatte sich ein wimmerndes Gejammer erhoben, das einer erschreckenden Totenklage gleichkam und das die Männer in einer seltsamen Art erfasste.

Obwohl sich in dieser Baracke keine Mörder befanden, es wohnten hier Bauern aus Weissrussland, kamen sie doch unter Geschrei und Gerede zu dem Entschluss, den Arzt zu töten.

Waffen zu diesem Zwecke waren nicht vorhanden, sie konnten deshalb nur an ein Erwürgen denken, und sie taten es auch.

Die Zeit, die zu dieser Entschliessung notwendig war, hatte es aber auch einem Angeber ermöglicht, die Soldaten herbeizuholen, die dann diese Männer in den Karzer abführten.

Ob der Arzt diese Handlung im betrunkenen Zustande ausgeführt hatte, weiss ich nicht. Das Glas mit den Augen stand noch nach einigen Tagen auf seinem Fensterbrett, von Fliegen umschwirrt. Er hatte sie einfach vergessen, vergessen, ein Präparat daraus zu machen, wie er es sich sicherlich vorgenommen hatte,

obwohl es aus diesen alten Augen schwerlich brauchbar gewesen wäre.



Ich war recht selten in meinem Zimmer, ich hatte dazu keine Zeit, ausser dass ich dort schlief, wenn ich nicht widerrechtlich in dem Lazarett blieb, um Zeit und Kraft zu sparen.

Eines späten Abends, zum Glück war ich zu Hause, kam ein mir wenig bekannter Arzt zu mir, der in einem entfernten Lager arbeitete, und brachte einen offenen Brief mit der Bitte, ihn zu befördern. Er erzählte mir auch, unter welchen Umständen er ihn erhalten hatte.

Er war in ein Straflager, ungefähr 80 Kilometer von Tawda entfernt, zur Kommission geschickt worden. Da er aber dort die Schreibarbeit, die dazu nötig war, nicht allein bewältigen konnte, ersuchte er um eine Hilfskraft, die er auch erhielt. Es war einer meiner widerrechtlich etappierten Juden, der Ingenieur mit dem hohen Blutdruck.

Während dieser ihm anbefohlenen Arbeit hatte nun dieser Mann eine Klageschrift verfasst und bat mich, sie weiterzuleiten. Obwohl ich zu dieser Zeit nicht hätte sagen können, wie mir dieses gelingen könnte, versprach ich doch dem Arzt, der selbst ein nicht geringes Risiko auf sich genommen hatte, mir diesen Brief zu übergeben, mein Möglichstes zu tun.

Als ich dann allein war, las ich ihn. Er war an das Ministerium des Inneren gerichtet, und er erhielt eine solche Menge von Unge-setzlichkeiten, haarsträubende Dinge selbst für mich, die ich doch

das Lager einigermaßen kannte. Mit welchem Recht, nein, unter welchem Vorwand hatte man diesen Invaliden in eines der strengsten Straflager gebracht? Nur deshalb, weil er ein Jude war? Ein anderer Grund dazu war nicht auffindbar.

Die Gefangenen dort waren ausschliesslich Schwerverbrecher, die man in Ketten zur Arbeit führte und nach dieser in Kammern einschloss, die ohne Beleuchtung waren. Man erwürgte dort Unbeliebte und hängte sie dann auf, um einen Selbstmord vorzutäuschen. Es gab keine Möglichkeit, aus dem Lager eine Nachricht zu senden, es gab für die Gefangenen weder Papier noch Bleistift. (Wie musste ich danach die Tat dieses Arztes bewerten?)

Das Lager benutzte ausschliesslich japanische Fesseln, sie waren Kriegstrophäen, die dort sogar zum Spielzeug der Soldaten geworden waren. Sie legten sie nämlich nicht nur den Menschen, sondern auch den Pferden an. Zu ihrem Vergnügen trieben sie dann die Gefesselten und schlugen auf sie ein, bis sie hinfielen, wobei die Gefangenen, an den Gittern ihrer kleinen Fenster hängend, diesem Schauspiel zusahen, was noch vielleicht hätte hingehen können, wenn sich nicht ihre Erregung dann in die Tat umgesetzt hätte. Ihre Kameraden mussten es büssen.

Es war für mich kein Zweifel, dass ich diesen Brief abschicken musste, obwohl ich wenig Hoffnung hatte, dass er wirken, dass er eine Veränderung herbeiführen könnte.

Das Dorf Tawda war eine Endstation, ringsum Taiga und Sümpfe. Kein Mensch konnte kommen und gehen, ohne genau gesehen zu werden. Die Zensur war zweifach, eine im Lager, die andere in der Post. Diesen Brief von hier wegzuschicken war fast un-

möglich, und doch musste ich es zustande bringen. Ich überlegte hin und her, wem ich diesen Brief anvertrauen könnte, und kam dabei auf eine fast irrsinnige Idee.

Von der Lagerverwaltung fuhren dauernd Leute nach Swerdlowsk, ich kannte einige davon, von denen einer ein ganz bekannter Agent der Tschekisten war. Diesen Mann hatte ich mir ausgewählt, und meine Gedankengänge waren folgende: Er wusste, dass ich seine Nebenbeschäftigung kenne, kein normaler Mensch vertraute ihm, er konnte deshalb gar nicht auf den Gedanken kommen, dass ihm jemand wichtiges Material freiwillig anvertrauen werde.

Ich entschloss mich also dazu, diesen Mann zu benutzen, auch schon deshalb, weil es einen anderen Weg nicht gab.

Kurz vor der Abfahrt des Zuges überreichte ich ihm den Brief mit der Bitte, ihn in Swerdlowsk in einen Postkasten zu werfen. Ich machte dazu ein ganz gleichgültiges Gesicht und sagte lachend: «Hoffentlich vergessen Sie ihn nicht!»

«Auf keinen Fall, auf keinen Fall», rief er mir schon vom fahrenden Zug aus zu.

Ich hatte richtig gerechnet, ich glaube, dass er nicht einmal die Adresse angeschaut hatte, denn diese hätte ihn eigentlich schon zurückhalten müssen.

Das Ministerium erhielt jenen Brief, und nach ungefähr zwei Monaten erschien im Straflager eine Kommission, die den Schreiber der Klage in ein «normales» Lager überwies. Welche anderen Veränderungen dort noch folgten, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.



Eines Morgens trat in mein Kabinett ein Offizier ein, der sich die Mühe anzuklopfen nicht gemacht hatte und der mich ersuchte mitzukommen. Es war natürlich, dass ich den Grund dazu wissen wollte, worauf er jedoch schwieg.

In den Räumen der Wacht ging es recht erregt zu. Es war eine Etappe angekommen, die man schon stundenlang nicht in das Lager liess, die von Hunden umringt in der Kälte stand, aber durchaus nicht friedlich und ergeben. Die Gefangenen brüllten und schrien, und die Hunde bellten dazu.

Man erklärte mir endlich, dass ich ein ärztliches Gutachten abzugeben habe und dass man mir die Leute dazu einzeln vorführen werde.

Man brachte mir den ersten Mann, der Blutergüsse an den Armen aufwies, die nur von Handschellen herrühren konnten. Im Gesicht hatte er bereits verkrustete Abschürfungen und eine Beule am Hinterkopf.

Als ich Fragen stellte, gebot der Offizier dem Mann zu schweigen und mir, einfach den Befund niederzuschreiben, mich um andere Dinge nicht zu kümmern, was ich dann auch tat.

So und in dieser Weise habe ich damals ungefähr 20 Männer untersucht, einigen davon waren die Finger gelähmt, die Fesseln hatten sie abgeschnürt, andere hatten Risswunden, blutunterlaufene Stellen.

Nachdem das Protokoll angefertigt war, dauerte es nicht mehr lange, bis man die Etappe in unser Lager führte, und wir erfuhren sehr schnell, wie es zu diesen Verletzungen gekommen war.

Diese Gefangenen kamen aus Murmansk, Banditen und Mörder, die beschlossen hatten, auf dem Wege zu entfliehen.

Es gab dazu eine bewährte Methode, die sie auch anwenden wollten. Sie fuhren in Warenwaggons, in Viehwagen, «Sechs Pferde oder 40 Mann», wie es früher bei uns hiess, versuchten den Boden so zu lockern, dass er sich in einer schiefen Ebene senkte, eine Öffnung ergab, aus der man dann, auf dem Bauche liegend, sich zwischen die Schienen gleiten liess.

Hatten sie bei diesen Vorbereitungen zur Flucht zuviel Lärm gemacht, gab es Verräter unter ihnen, oder erwarteten die Soldaten diesen Versuch und waren auf der Hut, das konnte man nicht wissen.

Man hielt den Zug an, überwältigte diese Gefangenen und fesselte sie. Es kämpften aber nicht nur die Soldaten mit ihnen, sie taten es auch selbst untereinander. Sie beschuldigten sich gegenseitig und schlugen aufeinander ein. Wer wen traf, war nicht mehr zu erkennen, und die Verletzungen konnten sowohl von den Soldaten als auch von den Gefangenen selbst herrühren.

Pedantisch, wie ich nun einmal war, ging ich zur Lagerverwaltung und ersuchte die dortigen Soldaten, mir Handschellen zu zeigen und auch ihre Anwendung zu erklären. Sie taten es mit Vergnügen, sie legten mir Fesseln an, die recht gut gearbeitet waren und glänzten. Wie man mir mitteilte, waren sie japanischen Ursprungs; je mehr man sich in ihnen wehrte, desto mehr zogen sie sich zusammen.

Ich stand mit ausgestreckten gefesselten Armen, von Soldaten umringt, da, als die Tür aufging und der «medizinische Kapitän» eintrat.

Als sie mich erblickte, erhellte sich ihr Gesicht, und ich hörte, wie sie in ihrer Erregung nur ein Wort hervorbrachte: «Endlich!»

Das war so komisch, dass sich selbst die Soldaten nicht halten konnten und schallend lachten.

Nach diesem Versuche habe ich verstanden, wie die Lähmungen der Finger zustande gekommen waren, denn meine Finger hatten selbst etwas unter dieser Probe gelitten.

Diese Murmansker Etappe hat dann später hier im Lager viel Unruhe und Erkrankungen ausgelöst. Obwohl die Männer beim Eintritt in das Lager streng untersucht worden waren, hatten sie doch etwas mitgebracht, was die Hiesigen nicht kannten, nämlich ein Mittel, das fähig war, die Lazarette schnell zu füllen. Es waren dies die schwarzen Bohnen der Rizinuspflanze, die von den gewöhnlichen essbaren nicht zu unterscheiden waren.

Es herrschte nun ein schwunghafter Handel mit ihnen, es kostete das Stück einen Rubel, was für mindest 10 Erkrankungen ausreichte, also eigentlich nicht teuer war.

Zu Anfang dieser Invasion bekam ich einen Kranken mit der Diagnose Pneumonie zugewiesen, dessen Lungen vollkommen gesund waren. Ich untersuchte alle Organe, ohne die Ursache seines hohen Fiebers finden zu können.

Er lag schon einige Stunden bei mir, als ein «Murmansker» eintrat und mich bat, seinen Freund zu retten, eben jenen Fiebernden. Auf meine erstaunte Frage, was er von seiner Erkrankung wisse, teilte er mir mit, dass ich zwischen seinen Beinen suchen solle, was etwas obszön klang, obwohl der Mann ein ganz ernstes Gesicht dazu machte.

Ich versprach zu schweigen, wenn er mir die ganze Wahrheit mitteilen wolle, und er tat es dann auch. Er erklärte mir die Prozedur dieser künstlichen Erkrankung. Man hatte einen kleinen Schnitt in die Haut zu machen und unter sie ein Stückchen der ge-

schälten Rizinusbohne zu schieben, wenn aber das Fieber begonnen hatte, musste man es sofort herausholen. Er fürchtete, dass sein Freund dieses vergessen hatte oder nicht mehr in der Lage gewesen war, es zu tun.

Ich liess also den Kranken in mein Kabinett bringen, entfernte meine Angestellten und redete ihm gut zu, mir zu beichten. Er schwieg so lange, bis er von mir gehört hatte, dass sein Freund ihn sozusagen verraten hatte. Endlich zeigte er mir die Stelle, an der die Bohne versteckt war. Der Schnitt wäre mir ohne seinen Hinweis kaum aufgefallen, er lag an der Innenseite des Oberschenkels, von den Schamteilen so gut wie verdeckt.

Die Entzündung der Umgebung war bis jetzt geringfügig, das Stückchen der Bohne hatte er nicht entfernen können, und auch ich musste nach langem Suchen davon Abstand nehmen.

Die mir vollkommen unbekanntere Vergiftung entwickelte sich ziemlich rasch. Das Bein schwoll auf, zeigte eine harte entzündete Stelle, die sich im Laufe von Wochen schwarz färbte, was eine Nekrose, ein Absterben des Gewebes, war, der ich eigentlich nur zusehen konnte.

Dieser Mann lag drei Monate bei mir, bis auf die Knochen abgemagert, und verliess als nicht arbeitsfähig das Lazarett.

Das war meine erste Bekanntschaft mit dieser Bohne, der aber noch viele andere folgten. Da ich des Weiteren jeden Fiebernden nackt und mit aller Genauigkeit auf die Intaktheit seiner Haut untersuchte, hatten sich die Gefangenen eine andere Methode ausgedacht, die fast nicht zu entlarven war.

Man steckte die Bohne nun in ein Narbengewebe, das auf ei-

nem Knochen lag, so dass dadurch das typische Bild einer Ostitis, die nach Knochenverletzungen aufzutreten pflegt, entstand.

Die Art der Selbstbeschädigung hatte im Laufe der Jahre, die ich im Lager verbrachte, eine Veränderung erfahren, sie hatte sich in gewisser Weise vervollkommnet, wenn sie auch einige primitive Methoden beibehalten hatte, die schwer zu erkennen waren.

Man schlug sich mit einem Teil einer Autoschiene so lange auf den Handrücken, bis dieser aufschwell, die Finger sich nicht mehr bewegen konnten. Man tat dies nicht vielleicht heftig, einfach nur andauernd, und es soll nicht einmal besonders schmerzhaft gewesen sein, wie man mir versicherte. Gut hatten es die Linkshänder, die weniger Verdacht hervorriefen als die, welche mit der rechten Hand zuschlugen. Verdacht oder nicht Verdacht, der Nachweis einer Selbstbeschädigung konnte nicht erbracht werden. Diese Beschädigungen hatten ihre Saison, waren nicht zu allen Zeiten in gleicher Weise zu verwenden.

Es gab hier eine gelbe Feldblume «Sturmhut», die man zerdrückte und über Nacht auf Gelenke band. Sie machte eine Entzündung und eine Geschwulst, die von einer Attacke des Gelenkrheumatismus nicht zu unterscheiden war, wenn auch die Temperaturen manchmal nicht dazu stimmten.

Man brachte sich Verbrennungen bei, ausserordentlich schmerzhaft, da man es nicht genug sein liess, dies mit kochendem Wasser zu erzielen, man fügte noch Zucker hinzu, was die Wirkung erhöhen sollte. Diese Wunden heilten sehr schwer ab.

Man verbrannte sich recht selten die Hand, als liebstes Organ wurde der Fuss benützt, der dann nicht in den Wald zu gehen brauchte.

Zucker wurde hier als ein recht subtiles Material verwendet, man zerrieb ihn zu feinstem Pulver und atmete ihn dann ein, was nicht leicht war, was gelernt sein wollte. Er ergab dann das Bild einer Tuberkulose, alle Geräusche, die sie aufbringen konnte, Dämpfungen, Fieber und im Röntgen kleine Herde. Man konnte aber seine Wirkung ungefähr übersehen, wenn man sich mit dem Kranken näher beschäftigte, sein Benehmen in Betracht zog, das Sputum ohne Befund war, was aber sonst auch vorkommen konnte.

Solche Fälle waren psychologische Aufgaben, und ich kannte einen Mann, dem es gelungen war, sich dadurch dauernd von der Arbeit fernzuhalten.

Über die Folgen dieser «Saccharitis» kann ich nichts aussagen, wenn sie auch mit aller Sicherheit anzunehmen sind.

Es gab hier aber auch noch recht veraltete Methoden, die nur mehr höchst selten angewendet wurden, da sie zwar wirkten, aber den Gefangenen nicht vor der Strafe schützen konnten. Frauen zogen einen Nähfaden durch die Zähne und dann durch ihre Brust, nicht sehr tief übrigens, was dann eine übelriechende Phlegmone erzeugte. Das Verdächtige war der Geruch, und da sie den Faden knapp an der Haut abschnitten, sah man zwei Ausgänge, Punkte, die sie verrieten. Man konnte den Faden selbstverständlich auch durch das Bein ziehen, was vor allem den Männern vorbehalten war und was dann ebenfalls unangenehme Folgen nach sich zog.

Der Winter mit seiner Kälte ergab mancherlei Möglichkeiten.

Man hackte sich die Finger ab.

Es gab hier einen Zigeuner, der wie ein richtiger Othello aussah, dem aber an der linken Hand vier Finger fehlten. Er hatte sie geopfert, um ein Invalide zu werden. Nach einigen nebelhaften Erklärungen verriet er es mir, wie er dieses, ohne Schmerzen zu empfinden, zustande gebracht hatte. Im Grunde war die Sache ganz einfach, das musste ich einsehen. Er hatte sich am frühen Morgen den Arm abgeschnürt, der unempfindlich geworden war, und hackte dann im Wald gut gezielt auf seine Finger ein. Er sagte sogar ziemlich stolz: «Ich habe sie nicht aufgesammelt, ich liess sie einfach liegen!»

Hatte dieser Mann sein Opfer ohne allzu grosse Beschwerden zustande gebracht, gab es hier Unglückliche, die des Versuchs, sich von der Arbeit zu befreien, späterhin nicht froh wurden.

Ich sah hier künstliche Anusvorfälle, die man mit Hilfe getrockneter Erbsen erzeugte. Über die Nacht zwängte man in den Darm ein Säckchen mit Hülsenfrüchten, die in ihm aufquollen, und das dann mit Freundeshilfe herausgerissen wurde. Gewöhnlich gebar diese Prozedur einen gellenden Schrei, die Blutung aber, die danach eintrat, musste man vorerst verheimlichen, bis das heraushängende Gewebe etwas abgeheilt war. Die Schlawheit der Gewebe bei Hungernden erleichterte wesentlich dieses Unternehmen.

Es gab Blinde unter den Gefangenen, die diese Blindheit selbst erzeugt hatten. Sie steckten sich über Nacht ein Minenstückchen eines Tintenstiftes unter das Augenlid, was manchmal vollkommen genügte, und nur wenn sie Glück hatten, kamen sie mit einer Halbblindheit davon, die anscheinend hier auch ihre Vorteile haben konnte.

Ein Absud von Tabak getrunken, erzeugte eine hohe Temperatur, die dann ebenfalls ein Ausruhen, ein Krankenlager bringen konnte.

Dem Irrsinn wandten sich nur wenige zu, er enthielt grosse Gefahren, lieferte den Gefangenen seinen Wächtern aus, die der schlagenden Corporation angehörten. Eine solche Diagnose, nämlich die des Irrsinns, war leicht zu erhalten, es konnte jede Anomalie gespielt werden, ohne grossen Verdacht zu erwecken, denn die Ärzte hier waren keine Psychiater. Schlimm war es, dass man mit tatsächlich Irrsinnigen, die es in nicht geringer Zahl auch gab, zusammen eingesperrt werden konnte, was die Nerven der wenigsten aushielten, ohne selbst aus dem Gleichgewicht zu kommen.

Absichtlich hungerten die Leute hier selten. Ich habe bei mir, in meinem Lazarett, nur einen einzigen Fall dieser Art erlebt. Der Hunger war in seiner Wirkung zu gut bekannt und sicherlich auch regelrecht gehasst.

Man verständigte mich davon, dass ein jüdischer Gefangener schon vier Tage die Nahrungsaufnahme verweigere, und ich liess ihn zu mir bringen.

Er kam mit Hilfe zweier Männer, die ihn führten, kaum hatte er aber den Mund geöffnet, als auch schon mein Kabinett mit saurer Luft erfüllt war.

Als Grund seines Vorgehens gab er die sich immer wiederholenden Beleidigungen an, die er von den Soldaten, aber auch von seinen Mitgefangenen zu erleiden hatte. Er bekannte sich als orthodoxer Jude, und ich konnte ihm deshalb auf den Kopf zusagen, dass er als solcher das Fasten gewöhnt sein müsse, er tat es doch auch in seiner Heimat zweimal in der Woche. Da er somit sein

Heldentum geschmälert sah, versprach er zu essen, worauf ich ihn in das Lazarett legte.

Der Mann war aus Polen und hat mich dann späterhin mit einer seiner Erzählungen in Erstaunen versetzt. Er verriet mir, dass er 120 kg Bücher besessen hatte, was gewiss nach seiner Meinung andere Gefangene nicht aufweisen konnten, ihm aber eine besondere Stellung sichern sollte.

Nach all dem Gesagten sollte die ärztliche Arbeit im Lager vorstellbar sein, vielleicht auch das Lager selbst? Sie, diese Arbeit, hatte ihre Eigenheiten und verführte die jungen, von der Schulbank kommenden Ärzte dazu, überall und bei jedem Gefangenen nur Simulation anzunehmen. Sie vergassen, wie viele Tote wir hatten, die man aber doch schwerlich zu ihnen zählen konnte, die wahrlich keine Simulanten waren.

Jeder Versuch, sich der Arbeit zu entziehen, musste nach dem Gesetze fixiert werden. Der Arzt war verpflichtet, einen Akt zu schreiben, durch den der Gefangene dann eine zusätzliche Haft, gewöhnlich zwei Jahre, bekam.

Ich beherrschte die russische Sprache nicht genügend, um in einer Juristensprache solche Fälle darzulegen, und unterliess es deshalb. Ich verstand, dass einige und vielleicht sogar viele diesen Weg, den Weg der Selbstbeschädigung, gewählt hatten, um zu leben, wenngleich es manchmal recht sonderbar dabei zuging.



Man hatte eine allgemeine Versammlung der Ärzte einberufen, um die Rapporte, die zur Feier des 70sten Geburtstages Stalins abgegeben worden waren, zu klassifizieren. Seltsam

war, dass man fast alle mit wenigen und recht üblichen Worten abtat, aber meine Arbeit derart lobte, dass ich aus dem Erstaunen nicht herauskam. Es war nicht nur eine Rede, die gehalten wurde, es wurde ein Dokument vorgelesen, das anscheinend nicht in Tawda angefertigt worden war.

Ich bekam für diese Arbeit eine Belobigung in das Arbeitsbuch, was natürlich ziemlich belanglos war, man bemerkte aber besonders, dass ich bei alimentärer Dystrophie III im Laufe von fünf Monaten eine Gewichtszunahme bis zu 26 kg erzielt hatte, was mir Freude machte, obwohl mein medizinischer Vorgesetzter sich einmischte und auf den erpressten Lebertran hinwies.

Ich war ein Held, aber nur bis zum nächsten Tage.

Gleich zu Beginn der Arbeit kamen Soldaten, die meine Krankenschwester und auch meinen Hauswart zur Etappe aufforderten.

Es war nicht das erste Mal, dass man versuchte, mir meine Arbeiter abzunehmen. Ich hatte schon früher um sie kämpfen müssen. Alle Einwände, alles Laufen half mir dieses Mal nichts. Ich war machtlos, ich hatte die Unklugheit begangen, sie in meinem Rapport zu loben. Die Soldaten gaben ihnen nur eine Stunde Zeit, um ihre Sachen für den Weg vorzubereiten.

Ich dankte meinen Mitarbeitern und küsste sie zum Abschied. Es blieb mir nur mein mandschurischer Buchhalter übrig, der jetzt schon nicht schlechter als irgendein Feldscher zu arbeiten verstand.

Kaum waren meine Helfer durch das Tor des Lagers gegangen, für mich verschwunden, als ich auch schon eine Aufforderung bekam, mich bei der Verwaltung zu melden.

Man schlug mir vor, mein Lazarett nach Pustin, einem Lagerpunkt 20 km von Tawda entfernt, zu verlegen.

Pustin war zu dieser Zeit leer, es stand auf einem Sumpf, dessen Wasser grünlich schillernd, übrigens nicht sehr hoch, einfach oberflächlich, zwischen den Baracken stand. Elektrisches Licht war zwar vorhanden, es kam aber vor, dass der Strom tagelang aussetzte. Es gab hier nichts, um meine Kranken zu versorgen, vor allem keine Apotheke.

Ein Oberst, der mich gerufen hatte, forderte mich nicht einmal zum Sitzen auf, ich stand wie ein Schulmädchen neben seinem Schreibtisch. Auf alle meine Einwände sagte er nur, in gut abgewogenen Wiederholungen: «Sie haben mich nicht überzeugt!»

Ich weigerte mich nicht geradezu, dorthin zu gehen, sagte nur und wiederholte es, dass es unmöglich sei, dort fruchtbare Arbeit zu leisten. Damit war mein Lazarett erledigt, niemand übernahm es, es wurde aufgelöst.

Wie sich die Behörde dann mit dem Befehl, die Gefangenen arbeitsfähig zu machen, abgefunden hat, ist mir unbekannt. Ich möchte nicht daran denken, wie viele Tote sie dann zu verantworten hatte, allerdings vor wem? Vor ihrem eigenen Gewissen, das man ihr doch nicht absprechen durfte? Vielleicht war sie selbst das Opfer eines Befehlsnotstandes geworden?

Wie unberechenbar alles war, konnte man aus vielem ersehen, logisch irgendetwas hier zu betrachten ging eben nicht an.



In meinen letzten Tagen hier erlebte ich noch eine Kommission, die eine grosse Gefahr für mich hätte sein können und der ich nur höchst zufällig entronnen bin.

Eine Menge Uniformierter verschiedenen Ranges hatte sich in den Räumen des Wachthauses versammelt und rief einen Arzt nach dem anderen zu sich. Es war ein Treiben, ein Hin- und Herrennen, lange bevor ich an die Reihe kam.

Ein Offizier hatte eine Liste mit Namen vor sich, anscheinend Hunderte, die er mir langsam vorlas und zu denen ich nur «Ja» oder «Nein» zu sagen hatte. Ich sollte dabei jene Männer finden, die in meinem Lazarett lagen. Zu dieser Zeit waren bei mir 183, und sich ihrer Namen zu entsinnen war keine leichte Arbeit. Endlich waren wir uns einig, dass drei von ihnen bei mir tatsächlich vorhanden waren. Auf die Frage des Offiziers, ob sie transportfähig seien, antwortete ich schnell und ohne zu überlegen, dass es sich um Schwerkranke handle und von einer Etappe keine Rede sein könne.

Der Mann schlug seine Liste zornig auf den Tisch, überlegte sich aber sein Benehmen schnell. Mit einer überaus freundlichen Stimme fragte er, ob ich nicht in der Zeit meiner Arbeit in den Lagern viele Ärzte kennengelernt habe, was ich bejahte. Er brachte daraufhin eine andere Liste zum Vorschein, die lediglich Ärztenamen enthielt.

Zu meinem Bedauern kannte ich keinen von ihnen, was ich dem Manne auch sagte, der es, wie es den Anschein hatte, nicht glauben wollte und mir einige Namen wiederholte, um mir das Erinnern zu erleichtern.

Da ich den Grund der Untersuchung nicht erraten konnte, streng-

te ich mein Gedächtnis wirklich an, um Bekannte zu finden. Da ich aber keinen Erfolg hatte, wurde ich recht ungnädig entlassen.

Die Aufgabe dieser Kommission erfuhren wir später, und sie war recht ungewöhnlich, sie bezweckte die Liquidierung eines Fehlers, welchen die Behörde selbst gemacht hatte.

Man hatte während der ganzen Zeit des Krieges, beim Bau der Atomanlagen, und gewiss auch zu anderen Zeiten, Gefangene zu dieser Arbeit verwendet und sie, die Folgen nicht bedenkend, dann in andere Lager überführt. Selbstverständlich hatten die Männer manches erzählt, und es war uns vieles zu Ohren gekommen, was uns ziemlich unmöglich erschien, wenn auch dann ungewöhnliche Ergebnisse von Blutanalysen ihre Erzählung wahrscheinlich machten.

Diese Männer nun, diese «Wissenden», sollten gesammelt und in «ewige Lager» eingeschlossen werden, ebenfalls die dazugehörigen Ärzte.

Für mich schien ihnen schon eine Bekanntschaft mit diesen zu genügen, um mich ihnen gleichzustellen, was ihnen aber ganz zufällig nicht gelungen war.



Fast am letzten Tage meiner Anwesenheit in Tawda kam es zu einer Schiesserei, die nur durch das Eingreifen einer mutigen Frau, einer Ärztin, nicht viele, sondern nur einige Opfer forderte.

Um dieses Ereignis richtig einzuschätzen, muss man einiges über die Soldaten, die im Lager und ausserhalb die Bewachung der Gefangenen besorgten, sagen. Es waren meistens junge Männer,

gesund aussehend, was aber recht trügerisch war. Sie waren es ebensowenig wie diejenigen, die sie bewachten, die sichtlich einer Gesundheit entbehrten.

Ich hatte diese Soldaten vor ihren Sportübungen zu untersuchen und musste die volle Verantwortung dafür tragen, dass sie danach nicht tot hinfielen. Es waren fast alles Herzkranke in mehr oder minder kompensierten Stadien, denen ich Springen, Reckturnen und Laufen erlauben sollte, eigentlich musste. Wenn ich mehr als einen oder zwei von ihnen befreite, hatte ich einen Skandal zu erwarten, der eine ganz einfache Formulierung erhielt: die Deutsche versucht die Wehrkraft zu schwächen.

Anscheinend sollten diese Übungen sie für den Frontdienst fähiger machen, denn eines Tages waren sie verschwunden, und wir hatten nun Soldaten, die kein Wort russisch verstanden, die aus Moldawien stammten. Kleine schwarzhaarige, recht kindlich aussehende Jünglinge brachten es dann zu Konflikten und auch zu dieser Schiesserei.

An diesem Abend stand einer dieser Soldaten in einem Ver-schlag über dem Tore jenes Teiles des Lagers, in dem sich die Werkstätten der Gefangenen befanden.

Anscheinend hatte der Soldat den Befehl erhalten, zu schießen, wenn tagsüber sich ein Gefangener diesem Tore nähern sollte. Er hatte aber nicht verstanden, dass abends Hunderte von ihnen dieses Tor passieren mussten, um in die Wohnbaracken zurückkehren zu können.

Als sich aber nach der Arbeit ein ganzer Haufen von ihnen in der Nähe des Tores sammelte, begann er sofort und ohne Anruf in die Menge zu schießen. Die Gefangenen warfen sich augenblicklich

und schreiend zu Boden, worauf er einhielt. Kaum wagte sich aber einer zu erheben, schoss er abermals.

In dieser verzweifelten Lage schob sich eine Ärztin, die weder jung noch schlank war, auf dem Bauche kriechend, langsam bis zur Treppe hin, zu der Erhöhung, auf welcher der Soldat stand, und stürzte sich auf ihn.

Der Soldat, der sicher meinte, die Gefangenen nicht aus den Augen lassen zu dürfen, hatte ihr Herankommen nicht bemerkt. Er knickte unter ihrer Schwere zusammen, und sie hielt ihn dann so lange fest, bis Hilfe kam.

Die Ärztin war die Frau eines Kommunisten, eines Mitgliedes des Zentralkomitees der Ukraine gewesen, der als Staatsfeind erschossen worden war, während sie nur 8 Jahre Lager für die Gemeinschaft mit ihm erhalten hatte. Ihre Kinder waren bis auf eine Tochter, die den Vornamen «Stalina» trug, inzwischen gestorben.

Die Opfer dieser Schiesserei wurden natürlich begraben und sogar in Kleidern, allerdings in solcher der vierten Sorte, was dem neuen Befehl über das Begräbniszeremoniell entsprach.

Ob der Soldat seiner Strafe entgangen ist, weiss ich nicht, es ist aber kaum anzunehmen, denn ohne Schuldigen liess sich diese Sache kaum erledigen.



Ich bekam eine Überweisung nach Karrier, ein Lager 20 km von Tawda entfernt, es war dort gerade ein Platz frei geworden, der dortige Arzt war im Lazarett vom Blitz erschlagen worden.

Dieser Arzt hatte mir selbst einmal von seiner Vorliebe für Gewitter erzählt. Er soll, seine Hände am Eisengitter haltend, einem solchen zugesehen haben, wobei er den Tod fand.

Gewitter waren dann auch späterhin an diesem Orte recht aufregend, es schlug oft ein, und es ist anzunehmen, dass dieser Boden Eisenerze enthielt.

Schon die erste Bekanntschaft mit dem Leiter des Lagers zeigte mir, was ich hier zu erwarten hatte. Er begrüßte mich mit einem grinsenden Lächeln, und die ersten Worte, die er an mich richtete, waren für mich recht erstaunlich. Er wollte gehört haben, dass ich früher bei der Deutschen Botschaft als Stenotypistin gearbeitet habe und setzte gutmütig hinzu: «Eine interessante Arbeit, nicht?»

Ich antwortete ihm ganz ernst, dass ich die Quelle seiner Information kenne, denn niemand anderer als der medizinische Kapitän sei in der Lage, eine solche Phantasie zu entwickeln. Zu meinem Bedauern verstehe ich das Stenographieren nicht, was mir recht leid täte, da es unter den gegebenen Umständen sehr nützlich sein könnte.

Das Lazarett selbst hatte einen Leiter, dem ich mich unterzuordnen hatte. Er war eine recht komplizierte Figur, ein Schriftsteller, der sich im Laufe seiner Gefangenschaft einige medizinische Kenntnisse angeeignet hatte, die er dann an Gefangenen anzuwenden versuchte. Er liebte besonders zu schneiden.

Die Gefangenen hier konnte man gut auseinanderhalten, es waren Politische aus Lettland und russische Verbrecher, die ihre Eigentümlichkeiten hatten. Einige Österreicher waren hier, die wohl schwerlich ihre Heimat wiedergesehen haben. Einer davon, ein

Fleischer, dem man eine Pistole abgenommen hatte, die er zum Töten der Tiere brauchte, bekam für sie zehn Jahre.

Eines Tages war auf dem höchsten Teile eines Daches ein Bettuch angebracht worden, das mit grossen Buchstaben folgende Aufschrift hatte: «Es lebe Truman!»

Die Aufregung im Lager war danach gross, und man suchte den Besitzer dieses Bettuches, das, wie nicht anders möglich, nur aus dem Lazarett gestohlen sein konnte. Dieser Diebstahl sollte mich ebenfalls angehen, obwohl ich für die Wäsche nicht verantwortlich war.

Die Leitung des Lagers munkelte etwas von ideologischen Einflüssen, von fremden Elementen im Lager, die ich anscheinend darzustellen hatte. Wie und auf welche Weise sie den Mann doch gefunden hatten und ob er es auch war, habe ich nicht in Erfahrung gebracht. Er war ein russischer Verbrecher, den man dann irgendwie verschwinden liess.

Die Letten machten mir wenig Arbeit, sie waren in einem weit besseren Gesundheitszustand als die Russen. Sie wurden von ihren Angehörigen versorgt, die ihnen regelmässig Lebensmittel sandten.

Die Verbrecher waren hier wie in jedem Lager organisiert oder auch nicht, und die Feindschaft, die zwischen diesen Gruppen herrschte, erschwerte das Lagerleben. Die nicht organisierten, die nach der Meinung der anderen mit der Sowjetbehörde liebäugelten, wurden von ihnen als die «Hündischen» bezeichnet. Das Wort, das sie zu dieser Bezeichnung verwendeten, stellte sie aber nicht einfach dem Hunde gleich, der in seinem männlichen Vorkommen anscheinend noch zu gut dazu war, dieses Wort bezeichnete den weiblichen und läufigen Hund.

Die Arbeit im Lazarett war recht erschwert, ich hatte weder ein Laboratorium noch Röntgen. Bei meinem Kommen fand ich 25 Kranke vor, deren Zahl immer mehr anstieg, was mir die unangenehmsten Auseinandersetzungen mit meinem Vorgesetzten einbrachte. Die meisten der Kranken waren Dystrophiker, aber auch eine ganze Zahl von Diabetikern war vorhanden, was weiter nicht verwunderlich war, ihr hormonales System funktionierte höchst mangelhaft, und sie ernährten sich fast ausschliesslich von Brot.

Endlich hatte ich es zustande gebracht, ein Mikroskop zu bekommen, um die klinischen Analysen machen zu können.

Meine Kranken bekam ich wie üblich über das Ambulatorium zugewiesen, das hier eine freie Heilgehilfin leitete.

Um eine der laufenden Fragen zu erörtern, hatte ich mich zu ihr begeben, traf sie im Gespräch mit einem Sanitäter, der ihr berichtete, dass ein Mann in der Baracke sterbe. Diese Frau war aber nicht gewillt, dorthin zu gehen, sie fürchtete ganz ersichtlich ihre Insassen. Daraufhin erbot ich mich, den Mann anzusehen, was sie aber nicht für notwendig hielt, vielleicht nur deshalb, weil unser Leiter ihn schon lange als Simulanten entlarvt und aus dem Lazarett gewiesen hatte.

Ich ging ungeachtet dieser Erklärung in die Baracke und fand einen Mann vor, der bis zum Skelett abgemagert war und von dem man ohne genauere Untersuchung sagen konnte, dass er an Krebs litt. Im Gebiete des Magens war eine steinharte Geschwulst, ein Skyrus. Der Kranke konnte schon lange nicht mehr essen und hatte in seiner Verzweiflung ein Stückchen ungelöschten Kalk geschluckt, um die Krankheit zu verbrennen, wie er mir zuflüsterte.

Ich brachte den Kranken ohne jede Überweisung zu mir, und als

ich als erstes versuchte, ihm physiologische Lösung zu injizieren, sein Organismus war vollkommen entwässert, hatte ich nicht mit dem Zustande seiner Haut gerechnet. Sie war wie Leder, und die erste Nadel brach an ihr ab.

Der Kranke hustete und fieberte. Die Analyse des Sputums ergab Tuberkeln, wenn auch nur vereinzelte.

Das einzige Nahrungsmittel, das er noch zu sich nehmen konnte, waren rohe Eier, die nur in ganz kleinen Mengen passieren konnten. Da aber diese zur Krankenhausnahrung hier nicht gehörten, brachte ich sie mit, hatte aber dabei nicht mit meinem Vorgesetzten gerechnet.

Kaum hatte er davon gehört, und sein Spionagesystem funktionierte gut, kam er zu mir mit einem Tschekisten, der ohne jede Einleitung auf mich einzuschreien begann. Er verstand nicht, sagte er, wie ich mich unterstehen könne, andere Ärzte hier zu diskreditieren. Ich wollte wohl im Lager einen Aufstand hervorrufen, das seien anscheinend deutsche Untergrundmethoden, die ich hier anzuwenden gedenke.

Ich sah den Mann ganz ruhig an, er benahm sich wie ein Irrsinniger. Mein Vorgesetzter sass lächelnd da und wartete ganz ersichtlich neugierig auf meine Antwort, mit der ich ihn aber enttäuschen musste, da ich auf diese Beschuldigungen nicht einging.

Ich erklärte dem Tschekisten nur, dass das Lagerregime für Schwerkranke nicht vorgesehen sei und ich deshalb Hilfe von der Aussenwelt in Anspruch nehmen müsse, was aber die anderen Ärzte anbeträfe, die hier nur in der Einzahl vorhanden wären, ich zeigte dabei auf meinen Vorgesetzten, so glaube ich nicht, dass er auch jetzt noch unrichtige Vorstellungen von diesem Kranken habe. Das

war eine Drohung, was dieser auch gut verstand. Daraufhin versuchte er, von diesem Kranken abzulenken, und brachte dem Tschekisten die Milch in Erinnerung, die ich ebenfalls in das Lager gebracht hatte, aber nicht vielleicht für einen Sterbenden, und wie er ironisch bemerkte, der Bandit sei sogar gesund geworden.

«Damit habe ich, wie es auch ist, dem Staate einen Arbeiter mehr zur Verfügung gestellt», sagte ich ziemlich laut und stand auf. Ich hatte das Signal zum Aufbruch gegeben, und man ging.

Der Kranke, mit dem Namen Scheremet, starb am dritten Tage. Die Sektion, die ich vornahm, ergab den vorhergesehenen Befund. Der Eingang des Magens war so verengt, dass nur eine Sonde in der Stärke eines Streichholzes ihn noch passieren konnte. Die Lunge hatte eine unglaubliche Anzahl kleiner Kavernen.

Da der Tote ungefähr ein Kilogramm Zucker hinterlassen hatte, kam es zu einem heftigen Streit des Sanitätspersonals, das sich über die Zugehörigkeit des Nachlasses nicht einigen konnte. «Nur drei Tage», sagte zu mir ein alter Mann, «hat er ihn versorgt, und bei mir sterben die Männer erst nach Monaten, und was habe ich schon davon? Ein Schüsselchen Suppe, ist das vielleicht gerecht?»

Ich entschloss mich deshalb, den Zucker unter ihnen löffelweise aufzuteilen, da wir doch eine Waage nicht hatten.



Eines Abends kam der Brigadier der Letten zu mir in die Ordination und setzte sich wortlos mit gesenktem Kopfe hin. Er

war niemals mein Patient gewesen, und ich war erstaunt, ihn bei mir zu sehen. Ich wartete eine ganze Weile, aber er rührte sich nicht.

Auf meine Frage, was ihm fehle, murmelte er nur einige kräftige Worte, die sich anscheinend auf den Leiter des Lagers bezogen. Ich versuchte, ihn zum Sprechen zu bringen, wonach der Mann endlich hervorstiess, dass er ihm mit Erschiessen gedroht hatte. «Ja, aber warum, das muss doch einen Grund haben», sagte ich recht beunruhigt, worauf der Mann schnell antwortete: «Hat auch einen! Verfluchte Brigade, aber was recht ist, das ist recht!»

Endlich hörte ich, was geschehen war. Seine Brigade schaffte bei dem Verladen der Holzstämmе, was eine schwere und gefährliche Arbeit war. Sie hatte sich einen Protest ausgedacht, der aber leider in unrechte Hände geraten war.

Sie nahmen jeweilig von einem Baumstamm einen Teil der Rinde ab und schrieben dann auf diese freie Stelle, was mit ihnen hier geschah, vielleicht auch gewisse Aufforderungen, was der Brigadier nicht in Erfahrung gebracht hatte oder über die er nicht sprechen wollte. Es waren Briefe, die sie mit Umgehung der Zensur an «Unbekannt» richteten, gewiss in dem Glauben, dass die Welt draussen von all diesen Dingen nichts wisse. Es war eine Aufklärungsarbeit, und vielleicht war sogar mit ihr die Hoffnung auf Hilfe verbunden, die, wie sie dann auch immer aussehen mochte, zum Bestände eines jeden Gefangenen gehört. Den Text einer dieser Sendungen hatte man nun an den Leiter des Lagers geschickt, worauf dieser in seiner nicht misszuverstehenden Sprache dem Brigadier das Todesurteil angekündigt hatte. Er versprach, ihn an die Wand zu stellen, und gab ihm vorläufig 14 Tage Karzer, zur Besinnung, wie er sich ausdrückte.

Vielleicht hätte mir der Brigadier dieses alles gar nicht mitgeteilt, die Letten sind recht verschlossene Leute, wenn er nicht eine Bitte an mich gehabt hätte, nämlich auf seine Brigade ein Auge zu haben, und ich hatte es.

Ich konnte ihnen leider nicht viel helfen, aber sie halfen sich dann in einer gewissen Weise selbst. Sie liessen die Hände sinken, womit auch die Arbeitsnorm sank. Sie bezahlten dieses zwar mit ihrer Brotration, aber die Holzstapel an der Bahnlinie wuchsen zu Bergen an, was dann eine vorzeitige Befreiung ihres Brigadiers zur Folge hatte.



Ich hatte bis jetzt mit meinem mandschurischen Buchhalter allein gearbeitet, als man mir endlich eine Krankenschwester zuwies. Sie war die Frau eines Tschekisten, und wie ich glaube, hatte sie selbst eine bestimmte Aufgabe bei mir zu erledigen, ganz abgesehen von ihrem Berufe. Gleich am zweiten Tage brachte sie eine Handarbeit mit und sass gemächlich in meinem Kabinett und stickte. Es war aber hier eine grosse Arbeit zu leisten, es lagen bereits 63 Männer bei mir, und ich konnte ihr dieses Vergnügen nicht zubilligen. Sie warf daraufhin einen zornigen Blick auf mich, wickelte die Arbeit ein, und es war klar, dass ich einen Feind mehr hatte, auf den es aber vielleicht auch nicht mehr ankam.

Das Lazarett lag in der Mitte des Lagers, nur von einem niedrigen Holzgitter umzäunt. Gewöhnlich störte der Lärm, der von den Baracken ausging, nicht sehr, aber eines Abends hatte ein Teil der Gefangenen beschlossen, die schweren Eisenstangen, mit denen sie

am Tage gearbeitet hatten, nicht abzugeben. Es waren dies die «Organisierten», sicher mehr als hundert Mann, die sich weigerten und ein grosses Geschrei vollführten, obwohl es zu dieser Zeit noch nicht klar war, wozu sie diese verwenden wollten. Die Aufregung im Lager war ganz allgemein und hatte auch die Soldaten erfasst.

Die Situation des Lagerleiters war recht unangenehm, er sollte sich an die Methode des Hauptleiters, des «jüngeren Leutnants», halten, der bei Aufständen das Schiessen verbot und sich in solchen Fällen mit dem Wasserstrahl half. Hier war aber tiefster Winter, und der Wasserkran funktionierte nicht. Ich sah, wie man sich bemühte, ihn vom Eis zu befreien.

Plötzlich begann der Kampf, der gegen die «Hündischen» gerichtet war. Man versuchte, eine ihrer Baracken zu stürmen, die aber bereits verbarrikadiert war, man hatte den Angriff vorausgesehen. Schläge dröhnten, Schreie gellten, und das, was ich nicht erwartet hatte, geschah, man begann zu schiessen.

Ob sich die Soldaten über die Ziele ihrer Tätigkeit klar waren, glaube ich kaum. Sie schossen ganz sinnlos in die Luft, auf Menschen und in die Fenster der Baracken, in denen sich auch Gefangene befanden, die mit dem Kampfe gar nichts zu tun hatten, die sich unter ihre Pritschen verkrochen hatten und die wir dann als Verwundete hervorholten.

Ich hatte nach diesem Kampfe 23 Schwerverletzte im Lazarett, die Leichen habe ich nicht zu sehen bekommen.



Ich hatte bei mir einen Mann mit einer Knochentuberkulose. Seine Hände waren verkrüppelt und eiterten. Er war ein hoffnungsloser Invalide, «dessen Erkrankung im Lager nicht geheilt werden konnte», wie die Formel, welche die Möglichkeit einer vorzeitigen Befreiung zuliess, lautete.

Ich beschloss, diese Möglichkeit zu benutzen, und fuhr deshalb zur Lagerprokurator nach Tawda, die mir auch einen Termin dafür angab. Bei dieser Prozedur musste ich als Verteidiger auftreten, was mich nicht weiter beunruhigte, die dann aber durchaus nicht angenehm verlief, da ich die verschiedenen dazugehörigen Gesetze nicht kannte.

Ich fuhr mit meinem Kranken in Begleitung eines Soldaten ab.

Im Gerichtsraum waren ausser dem Prokurator Männer in Uniform anwesend, die ich das erste Mal sah und die mich in Unruhe versetzten, ich konnte ihre Gesichter nicht verstehen.

Es wurde die Krankengeschichte vorgelesen, worauf ich die Verteidigungsrede begann. Es war eigentlich ein Vortrag, der vielleicht sogar meinen einstigen Lehrern gefallen hätte, wenn er nur nicht gar so hinzielend gewesen wäre. Eigentlich verliess ich mich aber mehr auf das optische Material als auf ihn. Ich nahm die Verbände ab und beobachtete die erschrockenen Augen der Laien. Soweit war alles gutgegangen, aber die richtigen Fragen, das Verhör des Gefangenen, hatten noch nicht begonnen.

«Ist das Ihre erste Gefangenschaft», fragte der Prokurator, worauf ich ganz mechanisch nickte, während mein Protégé schwieg.

«Also Ihre erste? Antworten Sie!»

Ich hatte ganz vergessen, den Kranken danach zu fragen, obwohl ich wusste, dass eine Befreiung nur nach der ersten Haft möglich ist.

«Nein», sagte er leise.

«Das ist schlecht, sehr schlecht! Und für was?»

«Ein Pferd gestohlen», sagte lakonisch mein Kranker und sah traurig auf seine armen Hände, die ich vorsichtigerweise noch nicht verbunden hatte.

«Kleinere Stücke konnten Sie sich nicht aussuchen? Wann?»

«Im 26sten Jahr.»

«So – im 26sten? Eine Ewigkeit! Das könnten wir eigentlich fallenlassen. Nicht?»

Er wendete sich an die Besitzer und sagte etwas spöttisch, dass, nach seiner Meinung, das Pferd sowieso schon lange krepirt sein müsse und vielleicht weiter nicht in Betracht zu ziehen sei.

Die Männer hatten keine Einwände, sie nickten mit leeren Gesichtern.

«Also gut, das wäre erledigt, hoffentlich kommt nicht noch etwas nach.»

Der Gefangene senkte seinen Kopf noch tiefer und schwieg.

«Wie? Sie waren ein drittes Mal verhaftet?»

«Ich war betrunken.»

«Eine Schlägerei?»

«Was denn sonst?»

Danach wurde der Richter aber zornig. Er sprach vorläufig gewissermassen nur zu sich selbst: «Was können wir mit einem solchen Menschen machen?»

Plötzlich wendete er sich empört an mich: «Doktor, wie konnten Sie mir ein solches Subjekt bringen?»

Da ich nicht nur antworten, sondern auch verantworten musste, fing ich ein höchst seltsames Gerede an. Ich erinnerte an die Vorliebe für geistige Getränke, die anscheinend aus einer dauernden Feststimmung dieses Landes hervorgehe und anders gar nicht zu erklären sei.

Ich begann sogar zu scherzen, zog es in Betracht, liess die Möglichkeit zu, dass selbst das werthe Kollegium sich habe hinreissen lassen und einer Keilerei nicht aus dem Wege gegangen sei, was aber nur als ein Beweis ihres Mutes angesehen werden könne. Nach diesem setzte ich eine Pause ein.

Der Richter schmunzelte, und ein Beisitzer nickte, und wenn es auch nur eine kleine Bewegung des Kopfes war, schien es die Keilerei zu bestätigen.

Ich sprach von der verminderten Intelligenz meines Kranken als einem wichtigen Grund zu seiner Entschuldigung und kam dann nochmals auf seine erbarmungswürdige Erkrankung zu sprechen.

Danach richtete ich mich zu meiner ganzen Grösse auf, die übrigens ihren Namen nicht verdient, und sagte laut und etwas akzentuiert: «Ich ersuche aus den von mir angeführten Gründen, den Kranken aus der Haft zu befreien, da er vor allem für das Lager eine Belastung darstellt!»

Der Richter gab mir daraufhin zu verstehen, dass wir uns entfernen sollten, und wir taten es auch. Wir begaben uns auf den Gang, um die Beratung nicht zu stören.

Wir warteten nicht lange. Der Beschluss wurde dann schnell und recht mechanisch vorgelesen. Man befreite ihn, wider alles Erwarten hatte man ihn befreit.

Auf der Rückfahrt war ich unendlich müde. Es war mir klar, dass ich meine Sache recht leichtsinnig angefangen hatte, aber hätte ich ohne diesen Leichtsinn etwas erreicht?

Da ich viele Stunden mit dieser Fahrt versäumt hatte, arbeitete ich bis in die Nacht hinein. Das Lager schlief bereits, als an die Tür meines Kabinetts geklopft wurde.

Ein Gefangener berichtete mir, dass der Kranke, der heute befreit worden war, sich vergiftet hatte. Das war so unglaublich, dass ich dem Mann versprach, ihn in den Karzer zu setzen, wenn er nicht sofort verschwinde. Der aber blieb vor mir stehen und sagte etwas traurig: «Dann stirbt er eben, wenn Sie ihm nicht helfen!»

Ich musste mich so schnell umstellen, musste das Unmögliche für Wirklichkeit halten, dass ich den Mann zur Tür hinausstieß und nichts anderes hervorbrachte als: schneller, schneller!

Schon nach wenigen Minuten brachte man mir den Mann. Zwei Männer führten ihn, er hing zwischen ihnen, und seine Hände griffen in die Luft, so als ob er Fliegen fangen wollte. Er war nicht bei Besinnung, er antwortete auf meine Frage nicht.

Seine Kameraden hätten wohl reden können, das verstand ich ganz gut, taten es aber nach Lagerbrauch nicht, nein, sie wüssten von nichts, sie hätten keine Ahnung.

Was für ein Gift konnte er aber im Lager erhalten haben? Warum sollte er sterben wollen, wo er doch heute so freudig seine Befreiung aufgenommen hatte? Eines nur sah ich an diesem Manne, dass seine Pupillen bis zur letzten Möglichkeit erweitert waren.

Ich hatte keinen anderen Ausweg, ich begann mit den Männern

zu verhandeln. Ich versprach ihnen, nicht nur zu schweigen, wenn sie mir den Tatbestand mitteilten, ich versprach ihnen sogar, sie in das Krankenhaus zu legen, wenn sie mir die Wahrheit sagten.

Bei alledem arbeitete ich an dem Manne herum, hatte Coffein gespritzt und versuchte, den Magen zu spülen, was aber nicht gelang. Als ich ihm dann Rizinusöl eingoss und er sich derart wehrte, dass ich mit ihm nicht fertig werden konnte, halfen sie mir schweigend.

Da sie sich nicht ergeben wollten, begann ich in meiner Verzweiflung zu drohen. Ich sage ihnen harte Worte, wies sie daraufhin, dass er jetzt ein «Freier» wäre, dessen Tod man nicht ohne Weiteres vertuschen könne. Die Schuldigen würden bestraft werden und ich sei sicher, dass sie von dem Gifte wüssten. Ich begann bereits zu schreien: «Ihr werdet es büßen, und ich werde dafür sorgen, dass ihr nicht frei ausgeht!»

Das half, allerdings nicht so glatt, wie es hier aussieht. Endlich erfuhr ich, dass man heute im Ambulatorium eine Flasche gestohlen hatte, zwar nicht sie selbst, sondern die aus der fünften Baracke.

Diese Baracke galt als eine der gefährlichsten, und jetzt war es Nacht. Die Soldaten konnten mir nicht helfen, sie konnten nur alles verderben, sie mieden sonst selbst am Tage diesen Ort. In ihr wohnten die «Gesetzlichen», die für mich nur das eine Gute hatten, dass sie, wenn sie etwas versprachen, es auch hielten.

Ich machte mich auf den Weg zu ihnen. Die Baracke lag im Dunkeln, nur der Eingang war von einem Lämpchen erhellt. Ich riss die Tür auf und trat in den unbeleuchteten Raum, in welchem ungefähr 50 Männer schliefen.

Ich begann zu rufen, was erst nach langem Erfolg hatte, man begann sich zu regen. Die Männer konnten mich ganz gut sehen, ich hatte die Tür offengelassen, und bald war ich von ihnen umringt.

Ich gab ihnen zu verstehen, dass ich von ihrem Diebstahl im Ambulatorium Kenntnis habe. Ich verlangte, dass sie mir in 10 Minuten das Gestohlene bringen und sagen sollten, wieviel sie ihm davon eingegeben hätten.

Zuerst folgte ein Schweigen, das recht unheimlich war, als ich sie aber daran erinnerte, dass ich doch auch ihnen ohne jede Ausnahme helfe, begann einer zu sprechen: «Das war doch nur ein Scherz, er war so glücklich, und da wollten wir ihn noch glücklicher machen. Zuerst haben wir ihm nur ein paar Tropfen gegeben, aber er wollte mehr und mehr. Wir hatten doch eine Flasche voll, es war um sie nicht schade, und da haben wir eben getropft.»

Eine andere Stimme schrie, dass das alles nicht wahr sei, das hätte sich dieser Idiot nur ausgedacht. Sie wüssten von nichts.

Sie begannen untereinander zu streiten, alle gegen alle, und es fing eine solche Bewegung in dem Raume an, dass ich sogar einige Stöße abbekam, sicher aber nur ganz zufällige. Was blieb mir danach zu tun übrig? Ich schrie mit meiner lautesten Stimme in den Raum hinein, dass ich zehn Minuten warten werde, drängte mich aus der Menge und schlug die Tür krachend zu.

Obwohl ich in Eile war, musste ich doch etwas im Dunkel stehenbleiben, um mich zu fassen. Ich war ganz und gar nicht sicher, dass es mir gelungen war, sie zu überzeugen.

Mein Vergifteter lag jetzt teilnahmslos da und wehrte sich nicht mehr, als ich ihm einen Liter Kochsalzlösung einpumpte.

Die Zeit verging, die zehn Minuten mussten schon lange vorbei sein, vielleicht schien es mir auch nur so, als die Tür aufging, nicht weit, nur einen Spalt zeigte und man auf den Boden eine Flasche

stellte. Eine recht hohle Stimme sagte nichts anderes als: «Es können auch hundert gewesen sein», und die Tür schloss sich wieder.

Es war Belladonnaextrakt, den sie gestohlen hatten. Der Mann starb mir nicht, er erholte sich, wenn auch recht langsam.



In diesem Lager befanden sich auch Hirten aus dem Iran, die wegen Spionage verurteilt worden waren. Es waren fünfzehn junge Männer, die sich in keiner uns zugänglichen Sprache verständigen konnten und es auch gar nicht versuchten. Sie saßen mit hochgezogenen Beinen in ihre Decken gewickelt auf den Pritschen, stumpf vor sich hin starrend, und hatten wohl keinen anderen Gedanken, als sich vor der sibirischen Kälte zu schützen und etwas zwischen die Zähne zu bekommen, die in ihren mageren Gesichtern unwahrscheinlich lang aussahen. Sie hatten unwissende Augen wie junge Kälber.

Sie waren meine Patienten, obwohl ich die ihnen zugeschriebenen Krankheiten nicht ergründen konnte. Diese Iraner waren ein Erbe, das mir der vom Blitz erschlagene Arzt überlassen hatte. Ihre Krankengeschichten sahen recht gefährlich aus, anscheinend wollte sie der Arzt dadurch retten und schrieb jedem von ihnen ein

Gebrechen zu, das es einfach nicht gab. Möglicherweise hatte er auch nur seine Phantasie spielen lassen oder, was wahrscheinlicher war, die hiesige Behörde damit zu verspotten versucht.

Hat man je schon von einer «Spiritis» gehört? Ist schon jemandem eine Krankheit zu Ohren gekommen, die er «Animositis» nannte? Das alles ginge vielleicht noch an, diese Namen klingen ja genügend ernst, aber wenn er die Krankheit eines Menschen als «Spontanellis» diagnostizierte, musste man da nicht aufhorchen? Diese Bezeichnung klang für mich ziemlich lustig, war aber noch lange nicht die Grenze, die er sich gesetzt hatte.

Ein Junge, erschreckend mager, mit grossen schwarzen und unendlich traurigen Augen, sollte an «Amarositis» leiden, was ich sogar zutreffend finden musste. Sein Liebesleid galt, ich glaube mich nicht zu irren, sicherlich der sonnigen Weide seiner Tiere und ihnen selbst.

Es war nicht angängig, diese Krankengeschichten zu vernichten, sie waren amtliche Dokumente, und ich liess mich auch weiter über sie nicht aus. Es bestand für mich nur eine Möglichkeit, ihre seltsamen Benennungen mittels scheinbarer Übersetzung zu berechtigen. Meine Diagnose setzte ich bescheiden in eine Parenthese, und sie konnte nichts anderes bedeuten als Dystrophie, zu deutsch einfach Hunger.



Die Kämpfe, die ich mit dem Leiter des Lagers austrug, hatten die verschiedensten Formen angenommen. Eine davon war, dass ich die Unterschrift verweigerte, wenn man bei Un-

glücksfällen die Schuld dem Gefangenen zuschreiben wollte, während der Leiter schuld war, da er die Vorschriften des Arbeitsschutzes vernachlässigt hatte.

Ich zwang ihn, Gefangene aus dem Karzer zu entlassen, die krankheitshalber nicht zur Arbeit gegangen waren.

Ich kam in diesen Tagen auf eine nicht ganz übliche Weise zu einem Patienten. Ich befand mich auf dem Hofe vor der Krankenbaracke, als ich sah, wie man einen Mann an den Füßen über die Holzterrasse des Wachtlokals herunterzog. Er schlug mit dem Kopfe auf jeden Absatz auf, schrie aber dabei nicht, wie es doch unter diesen Umständen ganz natürlich gewesen wäre.

Auf meinen Einspruch hielt der Soldat inne und sagte, gleichsam triumphierend, dass er ihn in den Karzer zu bringen habe, da er sich weigere zu arbeiten.

Der Mann lag nun auf dem Boden da und rührte sich nicht weiter.

Plötzlich trat der Leiter des Lagers aus eben diesem Wacht haus und begann den Soldaten anzuschreien, ihn fragend, worauf er noch warte.

Ich erklärte dem Wütenden, dass Kranke nicht in den Karzer, sondern in das Lazarett gehörten. Zumindest aber müsse man den Zustand dieses Mannes zuerst überprüfen.

Danach konnte man mich nicht hindern, den Mann mit mir zu nehmen. Bei der Untersuchung stellte sich dann heraus, dass er eine Kopfwunde hatte, die aber nicht von dem Schleifen über die Treppe herrühren konnte. Ich erfuhr nach langem Hin und Her, dass ihn der Lagerleiter mit einem Stück Holz auf den Kopf geschlagen hatte. Ausserdem war der Mann irrsinnig, das unterlag

keinem Zweifel, und das hätte schon für eine Invalidität ausreichen müssen. Die Wunde, die er erhalten hatte, war durchaus nicht leicht.

Unter anderen Umständen wäre eine Klage gegen den Lagerleiter selbstverständlich gewesen, und das verstand dieser auch. In meinem Fall war es jedoch angebracht, zu schweigen, um dem Kranken helfen zu können. Niemand kam, um ihn nach der Untersuchung in den Karzer zu holen, er lag bei mir, bis seine Wunde geheilt war, und auch noch weiterhin.

Ich versuchte ihn durch die Prokuratur zu befreien, es war ein gewesener Frontsoldat, was mir dann auch gelang. Die Richter sahen vor sich einen vollkommen verblödeten Menschen, der nach seiner Befreiung nicht allein in seine Heimat fahren konnte, man gab ihm eine Krankenschwester als Begleitung mit. Sie war klein und bucklig, und ich habe mir ihren langen Weg mit diesem Kranken nicht als einen leichten vorgestellt, er konnte ihr ohne jeglichen Vorboten aus dem Zuge springen.

Seine Abreise vom Lager war recht theatralisch. Man hatte ihn auf ein Lastauto gesetzt, und gerade als sich schon die Maschine in Bewegung setzte, sprang er auf und schrie mit einer schrecklichen Stimme: «Solange noch meine Knochen, solange noch meine Knochen nicht vergessen —»

Er drehte seinen Kopf her und hin, fand aber anscheinend nicht, was er suchte, und setzte sich wieder.

Die Krankenschwester brachte ihn ohne grosse Schwierigkeiten zu seiner Familie zurück, die er aber nicht erkannte. Er stand vor seinem Vater in Habachtstellung, die Hände an der Hosennaht, und wollte sich nicht setzen. Mutter und Geschwister sollen ihn

weinend umringt haben, was ihn zu einem lauten Lachen verführte, das aber vielleicht nichts anderes war als Freude. Wer kann es wissen?



Es dürfte sich wohl bei dem Manne, dem Lagerleiter, genügend Material gegen mich angesammelt haben.

Er trat in einer Parteiversammlung gegen mich auf, was ich ganz zufällig hörte, aber dem ich keine grosse Bedeutung beimass. Einzelheiten erfuhr ich nicht. Ich hatte schon so viele Beschuldigungen gehört, dass mich eine mehr oder weniger nicht sehr berühren konnte.

Es ist anzunehmen, dass auf diese Klage hin eine Kommission zu mir kam. Sie bestand aus sechs in Tawda arbeitenden Ärzten, dem medizinischen Leiter, dem ich untergeordnet war, und dem des hiesigen Lagers.

Sie erklärten ihr Kommen nicht, verlangten mit steinernen Gesichtern die Krankengeschichten, verteilten sie und begannen die Kranken aufzurufen.

Meine mir nicht gewogene Krankenschwester sowie auch der Lagerleiter strahlten, warfen sich Blicke zu, anscheinend in der Gewissheit meines Unterganges.

Ich war über ihr Kommen nicht weiter erschrocken, es war mir klar, dass man, wenn man wollte, und das wollte man doch, immer etwas gegen mich finden konnte. Ich war hier ein Arzt für ungefähr 70 Personen, der auch alle klinischen Analysen machte und der versuchen musste, mit ungenügenden Mitteln zu heilen. Die Sterblichkeit in meinem Lazarett war nicht gross, erhöhte sich meistens nur durch Kranke, die man in schwerem Zustande aus

fernen Lagern zu mir brachte. Es war ein Kommen und Gehen in den Räumen, es schallten Befehle, aber ich selbst wurde nicht beachtet.

Plötzlich schrie der medizinische Leiter förmlich auf: «Doktor, was soll das heissen?» Er hatte einen alten Mann vor sich stehen, dem er den Blutdruck gemessen hatte, und sah nun von seinem Apparat auf die Krankengeschichte.

Ich fragte, was er wissen wolle, und bekam zu hören, dass ich eine unerhörte Art habe, meine Untersuchungen zu führen. Ich verstand ihn nicht und schwieg. Er aber kreischte: «Sie haben hier einen Blutdruck von 210 vermerkt, und wissen Sie, wieviel der Mann hat?»

«Nein», sagte ich, «ich habe den Blutdruck heute noch nicht gemessen, wie kann ich es demnach wissen?» Ich fühlte aber Angst, denn es wäre doch möglich gewesen, dass der Blutdruck so gefallen sein konnte, dass man mich hätte beschuldigen können, einfach Invaliden im Lazarett zu halten.

Alle Ärzte hatten ihre Arbeit unterbrochen und starrten auf mich. Der Lagerleiter hatte sogar seine Arme in die Hüften gestützt und stand breitbeinig da.

«Wissen Sie, welche Gefahr dem Kranken droht? Er hat nicht 210, sondern 240, und Sie schlafen anscheinend!»

Wie human das alles klang, aber ich brauchte kein langes Nachdenken, um darauf zu antworten. Ich sagte ganz ruhig, dass ich nur einen alten Riva-Rocci habe, den wir jeden zweiten Tag reparierten, er aber mit einem Manometer-Apparat arbeite. Ich schlug ihm vor, die Probe mit meinem Apparat zu machen. Dieser zeigte dann allerdings nicht 210, sondern 220, was bei der Aufregung des Patienten ganz begrifflich war.

Mehr und andere Bemerkungen habe ich über meine Arbeit nicht gehört, alle meine Kranken wurden als solche anerkannt, und ich glaubte schon aufatmen zu dürfen, als der Lagerleiter der Kommission versicherte, dass ich vor Kurzem zehn Gefangene zu Invaliden gemacht hätte, Männer, die vollkommen arbeitsfähig gewesen wären.

Man forderte ihre Formulare und liess sie einzeln eintreten. Was gaben sie doch für ein trauriges Bild ab, und selbst die Kommission konnte sie nur, nach strengster Untersuchung, für eine Arbeit als untauglich erklären.

Man erhob sich, die Untersuchung, die stundenlang gedauert hatte, war zu Ende. Ich versicherte der Kommission, dass ich hier auf keinen Fall Weiterarbeiten werde, was sie gar nicht zu verstehen schien, da sie mir doch meine gute Arbeit bestätigt hatte.

Einige Tage später fuhr ich zur Verwaltung, um mit diesem Lager endgültig Schluss zu machen.

Man versprach mir, ein Laboratorium in Tawda zu eröffnen, was mich vollkommen befriedigte, meine Kraft, um jeden Kranken zu kämpfen, war erschöpft. Da ich aber auf meine Ablösung warten musste, war an eine sofortige Abreise nicht zu denken.



Jede Stunde des Tages oder der Nacht brachte Neues, aber selten Gutes.

Aus einem weit in der Taiga gelegenen Lager brachte man einen älteren Mann, der selbst nicht mehr gehen konnte, der ganz aufgeschwollen war. Was er gewesen sein mag, weiss ich nicht, viel-

leicht ein Handwerker. Er war Österreicher und schrieb sich hier Marquart, vielleicht aber war er Markwart.

Er war ein Sterbender und wäre vielleicht noch einmal zur Besinnung gekommen, wenn man ihn nicht in das Bad gezerrt hätte. Der Vorsteher des Lazarets bestand aber darauf, da es, wie er behauptete, vom Gesetz vorgeschrieben sei. Was er dabei für Richtlinien einhielt, konnte ich nur ahnen. War es einfach ein sadistischer Akt, den er benötigte, oder war es Hass gegen einen Deutschen, es ist nicht leicht zu sagen. Diese zwei Möglichkeiten müssen sich wohl die Waage gehalten haben.

Der Mann war nicht bei voller Besinnung und wiederholte in kurzen Abständen nur ein einziges Wort: «Kaputt.»

Es war ganz klar, dass er die russische Sprache nicht beherrschte, und ich versuchte zu verstehen, warum er gerade dieses Wort gewählt hatte. In seiner Heimat, in Österreich, war dieses Wort ganz gebräuchlich, aber merkwürdigerweise bezog es sich fast ausschliesslich auf Gegenstände. Man schlägt Geschirr kaputt, das dann endgültig nicht mehr zu gebrauchen ist. Welche Bescheidenheit, wenn dann jemand dieses Wort auf sein eigenes Leben anwendet. Wie tief mag sein Bedauern über dieses so sinnlose Sterben gewesen sein, dass er sich nicht mehr in eine letzte Illusion hatte retten können, was doch so viele tun.

Er atmete bereits in grossen Intervallen, seine Lippen bewegten sich nur mehr schwach, öffneten sich aber zu diesem Worte so lange, bis er des Gespräches mit der Welt müde war, es aufgab, bis er für immer verstummte.



Endlich fuhr ich von Karrier ab. Eine Ärztin, die gerade ihr Studium beendet hatte, übernahm meine Kranken, es war ihre erste Arbeit, und noch dazu in einem Lager. Sie übernahm auch meine Wohnung in einem kleinen Holzhaus, die dann späterhin grosse Unannehmlichkeiten ermöglichte, da ihre Fenster nicht hoch über dem Erdboden standen.

Der Leiter des Lagers, der Frau und Kind hatte, schien dieser Ärztin sehr zugeneigt zu sein, er glaubte anscheinend, dass er das Recht habe, sie zu besuchen, und sass oft bis in die Nacht hinein bei ihr, was seiner Frau nicht gefallen wollte.

Was in seinem eigenen Hause geschah, welchen Streit er dort auszufechten hatte, weiss ich nicht, das, was aber folgte, wurde bekannt, und nicht nur an diesem Orte.

Es war ein strenger Winter in diesem Jahr, mein kleines gewesenes Zimmerchen heizte sich gut, und es mag dem Leiter angenehm gewesen sein, in ihm zu sitzen, nur hatte er nicht mit seiner Frau gerechnet.

Eines Nachts bewaffnete sich diese mit einem Holzscheid und schlug die Fenster dieses Zimmers ein. Das Licht erlosch in ihm, das hatte der Mann mit aller Schnelligkeit abgedreht. So sassen die zwei Schuldigen nun in Kälte und Dunkelheit eine ziemliche Weile. Nach einem gehörigen Warten ging der Mann in das Lager, um einen Gefangenen zu veranlassen, neue Scheiben einzusetzen, was natürlich nicht verborgen bleiben konnte.

Das war ein Skandal, aber einer, der noch immerhin tragbar gewesen wäre, wenn die Frau dieses untreuen Mannes, übrigens eine Krankenschwester, ein Mitglied der Partei, sich nicht entschlos-

sen hätte, diese Sache, nämlich das Verhältnis zu ihrem Manne, endgültig zu lösen.

Sie klärte das Parteikomitee über die Person ihres Mannes auf, und was sie dann über diesen Major verlauten liess, haben wir nur teilweise erfahren. Ganz unerwarteterweise hatte es dann sogar mit mir zu tun.

Die Frau behauptete und konnte es anscheinend auch beweisen, dass ihr Mann als Leiter des Lagers von Gefangenen Bestechungen angenommen hatte, und dies nicht nur in Karrier, sondern auch an seinen früheren Arbeitsstellen. Es kam auch zur Sprache, dass dies gerade jene Beschuldigung war, die er selbst im Parteikomitee gegen mich erhoben hatte, wo er angab, dass ich Pakete von Gefangenen, von deren Angehörigen, erhalte.

Ich begab mich daraufhin zum Richter, um den genauen Tatbestand zu erfahren. Er musste zugeben, dass der Major eine solche Beschuldigung tatsächlich gegen mich erhoben und die Tschekisten daraufhin alle Postsendungen überprüft hatten. Erstaunt über diese so nutzlose Arbeit, versicherte ich, dass ich in der ganzen Zeit meiner Gefangenschaft nicht ein einziges Paket erhalten hatte.

Mit einer gewissen Pathetik antwortete er mir: «Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Sie sind rein, Sie sind absolut rein!»

Nach der Anklage, welche diese Frau gegen ihren Mann erhoben hatte, überprüfte man dann die Postsendungen jenes Majors ebenfalls, und dies sehr zu seinen Ungunsten.

Das Ergebnis dieser Gerichtstage war für mich recht unerwartet. Der Leiter des Lagers, er hiess Jakowlew, wurde nicht nur seines Amtes enthoben, er ging auch seines Ranges verlustig. Er soll

mit einer jämmerlichen Stimme beim Schlusswort gesagt haben: «Was kann ich nun machen, ich habe doch keinen anderen Beruf?»

Die Antwort des Komitees habe ich nicht erfahren, und vielleicht blieb sie sogar aus.

Kindlich wäre es, hier von einer Gerechtigkeit zu sprechen, aber warum muss ich unbedingt immer die Erwachsene spielen?



Meinen neuen Arbeitsplatz musste ich mir erst einrichten. Der Raum, den man mir zugewiesen hatte, war genügend gross, wenn auch die Baracke, in der er sich befand, am Zerfall war. Ich bekam im Grunde genug Reagenzien, nur konnte ich nicht sicher sein, dass sie ihren Namen auch verdienen. Viele Verpackungen waren zerrissen, und auch Aufschriften fehlten.

Man gab mir eine Laborantin, abermals die Frau eines Tschechisten, und auch einen Gehilfen, einen japanischen Gefangenen.

Wir machten dann täglich einige hundert Analysen, und ausserdem stellte ich Aloe zu Injektionen her. Das war allerdings eine recht primitive Art, die ich mir zugelegt hatte. Es kamen bei ihr eine Maschine, die gewöhnlich zum Zerkleinern des Fleisches benutzt wird, und eine Unmenge von Penizillinfläschchen vor. Meine Produktion, mit Hilfe des Thermostats hergestellt, war leider nur ungefähr 14 Tage haltbar. Ampullen, die brauchbarer gewesen wären als diese Fläschchen, konnte ich nicht erhalten.

Die Laborantin hatte mir schon ganz zu Anfang gesagt, dass sie nur «unter meinen Flügeln» werde arbeiten können, was nachher an Bedeutung gewann. Ich musste dann alles, was sie tat, überprüfen.

Der Japaner war ein seltsames Geschöpf. Man hatte ihn als Soldaten in der Mandchurei gefangengenommen. Er war klein und schwach, halbwüchsig, obwohl er behauptete, 19 Jahre alt zu sein.

Sein Kämpfen in der Mandchurei hatte er mir sehr effektiv geschildert. Die Schlacht war bereits verloren, seine Kameraden flohen, ringsum lagen nur Leichen, als ein abermaliger Angriff⁷ begann. Er soll sich zwischen die Toten geworfen und sein Gesicht mit ihrem Blut beschmiert haben, um sich zu retten. Wie er aber dann doch in die Hände des Gegners gefallen war, habe ich von ihm nicht erfahren.

Über seine Heimat hat er mir unwahrscheinliche Dinge erzählt. Er behauptete, dass er sieben Jahre Muttermilch getrunken habe, und dies nicht von seiner Mutter allein, verschiedene Frauen hätten ihn dazu eingeladen.

Er war für die Arbeit im Laboratorium ausserordentlich fähig und wurde bei mir ein Spezialist für Magensaft-Untersuchung, bei der er noch die kleinsten Farbunterschiede wahrnehmen konnte.

Früher hatte man im Lager nur Blut auf Syphilis untersucht, Wassermann mit Hilfe eines Bocks und eines ewig betrunkenen Mannes gemacht, der behauptete, der Mensch könne sich alles erlauben, wenn er nur genügend Vitamin B1 zu sich nehme. Er war sehr mager, schlecht gekleidet und kam mit einem geflochtenen Henkelkorb am Arm zur Arbeit, in dem eine Wodkaflasche, mit

einem Tuch sorgfältig zugedeckt, schlummerte, aus der er dann während des Tages schluckweise trank.

Obwohl man mir die Arbeit in der Morgue nicht offiziell übergeben hatte, machte ich sie dennoch. Die jungen Ärzte konnten keine rechte Beziehung zu den Leichen finden, sie dachten sich die verschiedensten Gründe aus, um sich dieser Arbeit zu entschlagen. Wenn es nicht anders ging, bekannnten sie sich sogar zu einer Schwangerschaft.

Im Grunde konnte ich sie verstehen, ich selbst hatte früher vor Leichen wenn auch nicht Angst, so doch immerhin eine gewisse Scheu, die mich hinderte. Jetzt, nach allem, was ich erlebt hatte, waren sie die einzigen hier, die mir nicht zu schaden trachteten, die keine Verräter waren, denen man trauen konnte. Jeden Morgen, jeden Tag öffnete ich ihre Brust, hielt das Herz in meiner Hand, und meine Erwartung dabei war unbestimmt, aber sie bestand.

Dieses Land gebiert von jeher merkwürdige Vorstellungen, es glaubt schon lange an die Besonderheit des toten Herzens und auch an seine Fähigkeit, einen Brand zu entfachen.

Zur Zeit Iwans des Grausamen soll man Wasser, in dem ein Menschenherz zu liegen gekommen war, versprengt haben, und Moskau brannte.



Es war das Jahr 1952 gekommen, man hatte jüdische Ärzte und Professoren in Moskau verhaftet, und eine Welle von Misstrauen ging über alle hin.

In diesen Tagen kam ein Inspektor der Verwaltung zu mir, ob

im Auftrage oder als Privatmann, habe ich nicht erfüllen können. Er bat um eine Auskunft, die in dieser Zeit durchaus gegeben war.

«Soviel ich weiss, sind Sie Katholikin, da müsste Ihnen ja bekannt sein, ob die Leute in Österreich judenfreundlich sind. Ich habe nämlich gehört, dass sie fast keinen Unterschied machen, ob einer ein Jude ist oder nicht. Stimmt das?»

Was konnte ich ihm darauf antworten? Ich verstand die Gefahr, die aus seinen Worten für mich selbst hervorging, sehr wohl, aber was ich auch antworten würde, die Auslegung seiner Worte musste ich ihm überlassen.

«Ja», sagte ich, «im Allgemeinen haben sie sich immer ziemlich loyal verhalten. Als Katholiken haben sie die Pflicht, den Nächsten zu lieben, und ob sie es als Österreicher tun, hängt, wie Sie verstehen werden, ganz von dem Einzelnen ab.»

«Also, Sie meinen, dass sie judenfreundlich sind?»

«Das ist für mich jetzt schwer zu sagen. Ich muss annehmen, dass auch Sie wissen, dass Zeiten und Menschen sich ändern.»

«Sie haben demnach eine Hoffnung?»

Obwohl ich recht gut verstand, zu welchem Bekenntnis er mich bringen wollte, sagte ich ganz fröhlich: «Wieso nicht? Ich habe die Hoffnung immer noch nicht verloren!»



Des Abends war eine Versammlung einberufen worden, an der die Ärzte teilnehmen mussten. Sie betraf die Frage des Wettbewerbs, eine Krankenbaracke wetteiferte mit der anderen.

Es wurden Verträge abgeschlossen, die aber den wirklichen Stand der Dinge wenig berührten. Diese Dokumente enthielten nichts anderes als das, was zur eigentlichen Arbeit zu gehören hatte. Man verpflichtete sich z.B., die Temperatur der Kranken genauestens zu messen. Hatte man es bis jetzt nicht getan? Auf Reinlichkeit und Disziplin zu achten. War das nicht selbstverständlich? Wie konnten diese Punkte Teil eines Wettbewerbes werden?

Konnte ich mich als Arbeiter des Laboratoriums verpflichten, die Analysen besser zu machen, ohne mir selbst ein Todesurteil zu sprechen?

Das Gerede auf dieser Versammlung wollte kein Ende nehmen, und ich war eigentlich froh, als mich der Lagerleiter rufen liess.

Ich bekam eine beschwerliche Aufgabe, sofort nach einem Lager, 20 km entfernt, zu fahren, um eine Leichenschau vorzunehmen. Dieser Tod war nicht in üblicher Weise eingetreten, der Mann war erfroren.

Wie ich dann später hörte, hatten sich drei Gefangene, die das Recht hatten, ohne Wachsoldaten aus dem Lager zu gehen, in das nächste Dorf begeben und sich dort betrunken. Selbstgebrannten Wodka, aus den unmöglichsten Kartoffelabfällen hergestellt, hatten ihnen die Bauern vorgesetzt, und ob dies aus Liebenswürdigkeit oder Angst geschehen war, war schwer zu sagen. Die Männer waren aber hungrig, sie tranken auf nüchternen Magen.

Zwei von ihnen kamen, wenn auch spät, in das Lager zurück und konnten nur von dem dritten aussagen, dass er gehe.

Er ging allerdings eine lange Zeit, er hatte sich verirrt, den Weg endgültig verloren.

Die Soldaten begannen ihn mit Hunden zu suchen und fanden ihn auch, allerdings bereits tot.

Ich fuhr mit einem Jeep ab. Die Kälte erschwerte das Atmen. Der Wagen fuhr auf Holzschienen, die sich scheinbar alle zum Protest verschworen hatten. Sie klapperten und kippten, so dass unser Wagen plötzlich über einer Schlucht hing. Der Chauffeur konnte nicht aussteigen, und für mich war es ebenfalls gefährlich, es zu tun. Ich blieb sitzen und wartete einfach, welcher Teil des Wagens das Übergewicht erhalten würde, meine Schwere war gewiss nicht gross, und doch konnte sie den Ausschlag geben.

Es war Mondschein, was aber in der Taiga nicht viel heissen will. Die Bäume sind so hoch, dass sie oft den ganzen Mond verdecken.

Der Motor machte einen grossen Lärm, der in der Stille des Waldes recht böse klang, aber dessen Arbeit uns endlich doch auf den Weg zurückbrachte, wir holperten weiter.

Im Lager angekommen, liess man mir keine Zeit, meine Hände zu erwärmen.

Wir machten uns mit Laternen, von Hunden begleitet, auf den Weg. Eigentlich gingen wir nicht lange, nicht mehr als eine Stunde, aber der Weg war verschneit und recht beschwerlich.

Wir kamen an einen kleinen freien Platz, gleichsam eine Lücke in der Taiga. Auf ihm war ein Weglein getreten, von einem Ende zum anderen, auf dessen Mitte ein grosser, gleichsam gewichtiger Mensch lag.

Es war so verständlich, was er gedacht und wie er versucht hatte, dem Tode zu entgehen. Er wusste, dass er sich bewegen musste, dass er zu gehen hatte, und er tat es bis zu seiner letzten Möglichkeit. Jetzt lag seine Mütze im Schnee, und die Wattejacke

über der Brust war geöffnet. An den Füßen hatte er Gummistiefel, die für eine solche Kälte ganz und gar nicht taugten.

Für mich war da weiter nichts zu tun, der Augenschein genügte. Man legte den Mann auf eine Bahre und brachte ihn in das Lager zurück. Man zog ihm die Kleider nicht aus, das schien nicht notwendig zu sein, man durchsuchte allein seine Taschen und legte mir den Inhalt hin.

Wie wenig hatte er doch bei sich, und wie fern dem Lager waren jene Dinge, die er besass. In der Brusttasche hatte er ein kleines Taschentuch, nicht aber vielleicht eines, das zu einer Benutzung taugte. Es hatte eine gehäkelte Spitze um sich herum, sogar in zwei Farben ausgeführt. Es war, wie man es auch nahm, ein Andenken, gewiss von einem Mädchen. Wer wollte daran zweifeln? Dann war ein Brief da, ein Brief von seiner Mutter, die ihren Sohn erwartete. Kein Geld war bei ihm zu finden und auch kein Tabak.

Man sagte mir, dass er nur noch einen Monat bis zu seiner Befreiung gehabt hatte. Er war ein Chauffeur gewesen, der einen Unfall verursacht hatte, der zu fünf Jahren verurteilt worden war.

Die Soldaten legten mir den Toten in den Wagen, und ich setzte mich zu ihm. Meinen Chauffeur konnte ich nicht gut zu unserer Gesellschaft rechnen, er war in der Kabine, während wir im offenen Teil des Wagens fuhren.

Gleich zu Beginn der Fahrt begann der Tote zu rollen und schlug dabei hart an meine Beine, die ich nach diesem auf die Bank hinaufzog. Ich hockte dann auf ihr, was nicht bequem war.

Wir fuhren lange Strecken, wo ich ihn nicht sah, wo um uns ein Dunkel herrschte, aber plötzlich fiel das Licht des Mondes auf uns. Die Bewegung des Wagens und die bleiche Beleuchtung machten das Gesicht des Toten lebendig, seine Augen waren halb geöffnet und blinzelten mir zu.

Es war nicht Furcht, die ich empfand, ich war nur in eine Zeit versetzt, die mich schon lange bedrückte, die mich hielt und der ich entrinnen musste, trotz der ewigen Verbannung, in der ich zu leben hatte.

Wir kamen erst gegen Morgen in mein Lager zurück. Ich musste den Wächter der Morgue wecken, die sofort geheizt werden musste, um den Leichnam aufzutauen.

Am Morgen, als ich den Toten dann sah, hätte ich ihn kaum erkannt. Er hatte sich sehr verändert, er war zusammengefallen, die Nase sass schwarz und traurig in seinem Gesicht.

Das Traurigste aber an diesem Geschehen war nicht sie, sondern das Ergebnis meiner Untersuchung: der Mann war nämlich gesund gewesen.

Er hatte ein Herz, das ich hätte hören wollen, ich habe schon lange die Töne eines gesunden Herzens vergessen. Der Magen war leer. Schwer zu ertragen war aber die Öffnung des Schädels. Kaum hatte ich seine Decke gehoben, als ich schon wie unter einem Schläge zurückprallte. Die Dämpfe des Alkohols waren so stark, dass sie in kürzester Zeit den Raum eroberten.



Nicht lange danach entliess man mich von der Arbeit, ohne einen Grund dafür anzugeben. Mir wurde nur gesagt, dass man dazu einen Befehl aus Moskau erhalten hatte. Man versicherte mir, dass an meiner Arbeit nichts auszusetzen sei, da könne ich ganz ruhig sein.

Der Hauptleiter der Lager, der mich schon einige Male gerettet hatte, konnte nichts mehr für mich tun. Später hat mir seine Frau mitgeteilt, dass man ihrem Mann ein förmliches Ultimatum gestellt hatte, er oder ich. Seine Lage konnte ich verstehen, er hatte eine Familie zu ernähren, ich aber war allein.

Ich musste mein Zimmer räumen und mich bei Bauern einmieten. Hier, in diesem Dorfe, Arbeit zu finden war fast unmöglich, ich hatte keine Dokumente ausser dem Entlassungsschein aus dem Lager.

Nach langer Zeit, nachdem ich alle möglichen Instanzen bemüht hatte, durch alle möglichen Erniedrigungen gegangen war, gab man mir eine ärztliche Arbeit in einem Dorfe, das an einem toten Arm des Flusses Tawda lag.

Es waren ein Krankenhaus und eine Poliklinik vorhanden, die ich zu versorgen hatte. Ausserdem sollte ich alle Krankenbesuche im Dorfe selbst und in seinem Umkreise von 70 km machen.

Es war Februar, als ich zu arbeiten begann. Meine Möglichkeiten zu dieser Arbeit waren hier weit geringere als im Lager. Ich hatte kein Laboratorium und auch keine Apotheke zur Verfügung. Die wenigen Medikamente, über die ich verfügen konnte, waren solche, die man ohne Rezept kaufen konnte und welche die Bauern von uns einhandelten, wenn sie die wenigen Kopeken dafür aufbrachten.

Die Kälte war gross, und das Krankenhaus hatte keinen Pelz zu seiner Verfügung, um die Schlittenfahrten zu den Kranken zu ermöglichen. Ich musste mir selbst einen kaufen.

Was man hier einen Pelz nennt, ist nicht leicht zu beschreiben. Vor allem hat er niemals ein persönliches Mass, er ist so gross, dass ihn der grösste Mann tragen kann, er reicht bis zum Boden und liegt nur allzuoft auch auf ihm. Die Ärmel sind immer länger als der dazugehörige Arm, seine Weite ist umhüllend, und sein Gewicht ist gross. Er ist nicht dazu gemacht, gehend getragen zu werden, er ist für die Fahrt bestimmt. Er wird aus Schaffell angefertigt, doch ich habe niemals einen neuen angetroffen, er ist anscheinend ein Erbe. Er kommt in einem Haushalte nur einmal vor, er ist Allgemeingut und wird nur über der Winterkleidung getragen.

Mein Pelz war nicht neu, was sich aus dem Vorhergesagten schon ergeben musste, er hatte früher einem Chauffeur gehört, er hatte bei ihm ausgedient und alle Merkmale seines Berufes in sich aufgenommen. Er war mit verschiedenen Lederflicken bedeckt und hatte ausserdem eine Unmenge von Benzin getrunken, verströmte einen schweren Geruch. Er war eigentlich noch schwerer, als man hätte anfänglich annehmen können, entschieden zu schwer für meine Schultern.

Dieser Pelz war mir notwendig, und ich kaufte ihn um einen mässigen Preis, wofür er mich dann vor dem Erfrieren bewahrte.

Meine erste Schlittenfahrt mit ihm war recht seltsam. Man forderte mich zu Krankenbesuchen in ein ungefähr 40 Kilometer entferntes Dorf an.

Das Pferd der Kollektivwirtschaft, die verpflichtet war, den Schlitten zu stellen, war ziemlich klein und schwach, während der Kutscher jung und kräftig zu sein schien.

Der Abend brach zu dieser Zeit schnell herein, so dass wir, kaum war die Taiga erreicht, auch schon in der Finsternis fuhren. Die mächtigen Bäume standen neben dem Wege gleich hohen Mauern, und nur wenn ich mich ganz zurückbeugte, konnte ich noch einen Streifen des Himmels sehen. Wir fuhren bereits eine lange Zeit schweigend dahin, ich sah weder den Kutscher noch das Pferd, als sich dieser vernehmen liess: «Sehen Sie, links steht ein Kreuz, da ist eine Gebärende gestorben, sie war zu jung, um es zu verstehen, wie es zu machen ist!»

Was sollte ich da sagen, das Kreuz konnte ich in der tiefen Nacht, die uns umgab, nicht sehen, und jede Hilfe meinerseits musste in diesem Falle zu spät kommen. Ich schwieg, um aber den Kutscher nicht zu beleidigen, räusperte ich mich etwas, was soviel heissen sollte, dass ich gehört hatte.

Wir mögen wohl noch eine Stunde gefahren sein, in der nur der Schnee unter den Schlittenkufen knirschte, als ich den Mann abermals hörte. Er sagte mit einer recht gleichgültigen Stimme, so wie einer ein Auswendiggelerntes von sich gibt: «Rechts stehen zwei Kreuze, Mann und Frau hat man hier ermordet, aber nicht vor langer Zeit, wie Sie vielleicht glauben.»

Glaubte ich überhaupt etwas in dieser Angelegenheit, obwohl ich meinen Kopf ganz sinnlos nach rechts drehte? Ich kam so gar nicht zu einer Antwort, brachte die Zeit dazu nicht auf, das Pferd hielt plötzlich an.

«Ein Bär», flüsterte der Kutscher, «ein Bär geht vor uns.»

Gerade aber das schien mir ganz unmöglich, denn ein ruhiges Pferd in der Nähe eines Bären konnte ich nicht gelten lassen. Wir horchten hin und konnten Geräusche vernehmen, die auch ein Schreitender zustande brachte, wenn auch in dem Bemühen, sich nicht recht bemerkbar zu machen.

Ich trieb den Kutscher zum Fahren an, und wir konnten dann, wenn auch recht undeutlich, eine menschliche Gestalt erkennen, die sich von dem Schnee des Weges etwas abhob.

Es war eine Frau, die furchtlos allein durch den Wald ging und die wir dann in unserem Schlitten bis zum nächsten Dorf mitnahmen. Besonders gedankt hat sie uns übrigens nicht, anscheinend war unser Verhalten hier üblich.

Im ersten Dorfe hatte ich ein Kind zu versorgen. Hier gab es nun Mondschein, so dass ich die lichtlosen, die toten Häuser von ihrem Hintergründe lösen konnte. Viele, ja die Mehrzahl von ihnen war verlassen worden, ihre schadhafte Dächer verdienten manchmal nicht mehr ihren Namen, sie waren einfach nur mehr ein paar Bretter, die zu dem fahlen Himmel aufragten. «Der Zug in die Stadt», musste ich denken und auch, dass die Kollektivwirtschaft es zustande gebracht hatte.

Das Haus, in welchem ich das Kind besehen sollte, bestand aus einem Raum, der zu einem grossen Teil von einem gemauerten Ofen eingenommen war. An einer seiner Wände war ein eiserner Ring befestigt, in dem ein Kienspan brannte, nein, es gab kein anderes Licht hier.

Das leuchtende Holz hatte einen guten Platz erhalten, und ganz in seiner Nähe hing von der Decke eine Wiege herab, eine Schaukel an einem Gebilde von Stricken, in der ein Kind mehr wimmerte als weinte. Die Stimme war übrigens schwer unterscheidbar,

viele Tücher bedeckten dieses sich wippende Gestell, das eine Frau dauernd, mittels eines Seils, in Bewegung hielt.

Wie es kam, dass das Kind darunter nicht erstickte, verstehe ich auch heute noch nicht, aber es tat es nicht, war nur ganz in Schweiß gebadet, ohne zu fiebern. Sein Körper war im Ganzen von der Krätze mitgenommen, so viel konnte ich bei dem Licht des Kienspans feststellen. Man war der Meinung gewesen, dass es sich um Scharlach handle, der hier oft vorkam.

Da ich aber keine Möglichkeit hatte, dem Kinde sofort eine Erleichterung zu verschaffen, ich hatte nur für alle Fälle Aspirin und «Kopfwehpulver» bei mir, versprach ich, die Medikamente zu schicken.

Danach ging unsere Fahrt durch das öde Dorf weiter, das so verlassen war, dass in ihm nicht einmal Hunde bellten.

An seinem letzten Hause angelangt, machte mich der Mann abermals auf Kreuze aufmerksam. Man hatte hier Kaufleute ermordet und ihrer Waren beraubt. Dieses Mal sah ich tatsächlich die Kreuze, sie waren solide und aus Eisen gefertigt, sie hoben sich deutlich im Lichte des Mondes von der Schwärze der Bäume ab.

Die Gräber mussten doch noch aus der Zeit der zaristischen Herrschaft stammen, die eine gewisse Sicherheit des Lebens nicht zu verbürgen schien, was aber auch der heutige Tag mit ihr noch gemeinsam hat, denn die anderen Kreuze, denen ich dann bei hellem Tageslicht begegnete, waren doch neueren Datums, reichten bis in die letzten Zeiten hinein.

Was sollte man da anderes denken, als dass die Tage hier stillstehen?

Allmählich hatte sich mein Kopf entschlossen, sich gegen den Benzingeruch, der meinem Pelz entströmte, zu empören. Er schmerzte, und ich war genötigt, mich aus dem hoch aufgestellten Kragen in die Nacht, in die kalte Luft hinauszubeugen.

Mein Gesicht fror, was ich als recht unangenehm empfand, ich wurde aber schnell durch die hüpfenden Bewegungen des Schlittens davon abgelenkt. Ich war sicher, dass wir den Weg verloren hatten, was aber die kurze Erklärung des Kutschers berichtigte. Es war nur ein Friedhof, über den wir holperten, einfach über die Gräber hin.

Das Dorf, in das wir endlich einfuhren, schlief. Mit Mühe klopfen wir eine Bäuerin wach, die mich dann bereitwillig auf den Fussboden eines Raumes bettete, in dem mancherlei Schnarchtöne die Luft erfüllten. Diese selbst gehörte nicht zu der besten, denn hier, wie überall in den Dörfern, waren die Fenster vernagelt. Sie waren nur dazu da, Licht zu geben, an Luft dachte dabei niemand, man verstand gar nicht, wozu sie gut sein sollte.

Am Morgen in aller Frühe sollte ich in der Gemeindestube die Kranken besehen, und ich wusste im Voraus, dass sie vollzählig kommen würden. Keiner der Dorfbewohner konnte dieses versäumen, denn abgesehen von der Neugierde, einen Arzt bei der Arbeit zu sehen, was für sie gewiss einem Schauspiel gleichkam, waren sie auch krank.

Liebenswertig war, dass sie die Stube für mich geheizt hatten, schlimm aber, dass sie in ihrem Geiz die Ofenklappe vorzeitig geschlossen hatten, um ja kein Quäntchen Wärme zu verlieren. Das Zimmer war mit Kohlendunst so ausgefüllt, dass ich für eine lange

Zeit die Tür öffnen musste, und dies bei einer Kälte von nicht weniger als 40 unter Null.

Brustkinder zur Untersuchung nackt hinzulegen war einfach unmöglich, und selbst die Erwachsenen hiess ich nicht immer sich zu entkleiden.

Medikamente, die ich aus dem Krankenhaus mitgebracht hatte, die üblichsten und in den meisten Fällen ganz hilflosen, mussten von ihnen gekauft werden, und da stellte es sich dann heraus, dass das ganze Dorf nicht in der Lage war, mir einen Rubel und 60 Kopken zu zahlen, was dann auf meine Rechnung fallen musste.

Der Heimweg, der dann folgte, war weit beschwerlicher als die nächtliche Fahrt. Der Kutscher war verschwunden, ein Pferd war nicht aufzutreiben, und es bedurfte mancher Gespräche, bis ich mich in den Schlitten setzen konnte.

Es fuhr mich dann eine junge Frau, die vor mir kniend das Pferd zügelte, wenn es auch in diesem Falle ein ganz unrichtiger Ausdruck sein muss, den ich da anwende. Das Tier setzte nämlich nur langsam ein Bein nach dem anderen in den Schnee, und es war klar, dass wir so nimmer unser Dorf erreichen würden.

Schon nach Kurzem begann mein weiblicher Kutscher neben dem Pferde einherzustapfen, um ihm einige Last abzunehmen. Die Frau war schlecht gekleidet, hatte zwar eine wattierte Jacke, aber nur einen dünnen Baumwollrock an, der bei dem scharfen Winde ihre nackten blauroten Schenkel nicht immer deckte.

Obwohl sie mehr Gewicht haben musste als ich, sie war gross und knochig, erbot ich mich doch zu gehen, um sie aufsitzen zu lassen.

Ihr Sträuben verschaffte dem Pferdchen einige Ruhe, ich kroch aus dem Schlitten und war so kindlich, anzunehmen, dass ich mit meinem Pelz werde gehen können, was aber nur die kürzeste Zeit gelang. Er drückte auf mich mit seiner ganzen Schwere, schleifte im Schnee, sich noch mit diesem belastend, so dass ich ihn, vollkommen entkräftet, endlich ablegte.

Zwei Personen schoben nun, wenn auch nicht lange, den Schlitten. Wir dienten allein dem Pferde, in der Angst, es würde sich einfach hinlegen, was uns in die unangenehmste Lage bringen musste, es besass nämlich Geldwert, und dieser musste im Falle seines Todes aufgebracht werden.

Wie wir dann nach vielen Stunden mein Dorf erreichten, verstehe ich heute selbst nicht mehr, aber wir taten es. Wir fuhren, gingen, stolperten und fielen, und ich hatte dabei nun alle Kreuze, die am Wege standen, zu betrachten und gutzuheissen.



Fast täglich nach der Arbeit im Krankenhause musste ich mich auf den Weg machen, man nahm mich einfach aus meinem Zimmer wie einen Gegenstand, den man brauchte.

Zu einer späten Stunde stand ein alter Bauer vor mir, in dessen Bart nicht etwa Schnee sass, er war vereist, und erst nach langem konnte ich verstehen, wie dies hatte geschehen können.

Er hielt seine roten, vom Froste gequollenen Hände unter ihm gefaltet und bat mich, mit ihm auf den Friedhof zu gehen, um eine Totenschau vorzunehmen.

Der Ort, den man hier für die Verstorbenen gewählt hatte, lag am Rande der Taiga, nur eine halbe Stunde Weges vom Dorfe entfernt, die ich hätte gewiss bewältigen können. Wie stellte sich aber der Mann diese amtliche Handlung vor?

Schon vor Stunden hatte er an der Stätte, die er seinem Weibe zugedacht hatte, einen Scheiterhaufen errichtet, der den Boden für das Grabscheit zugänglich machen sollte. Die Arbeit war schwer, er hieb auf die Erde ein, sein Schweiß und der getaute Schnee auf ihm froren auf dem Wege zu Eis.

Dieser Mann schlug mir also vor, den Sarg vor der gähnenden Grube zu öffnen, damit ich einen Blick auf die Leiche werfen könne, anscheinend um zu bestätigen, dass sie tot sei, was ich aber ohnedies nicht bezweifelte. Wie sollte ich aber die Todesursache erkennen, ich konnte doch der im Sarge Liegenden nicht die Röcke heben, ohne das Missfallen, ja den Zorn der Bauern hervorzurufen, und was könnte mir selbst dieses helfen?

Traurig und hoffnungslos waren diese Begräbnisse auf jeden Fall, man hörte dabei keine Gebete, welche die Hoffnung auf ein Wiedersehen zum Inhalt gehabt hätten, es gab hier keinen Priester, vielleicht sogar keinen Gott, die schwarzen Nächte waren hier viel gegenwärtiger als er.

Um in das Dorf der Toten zu fahren, das ungefähr 20 Kilometer von hier aus in der Taiga lag, schlug ich dem Manne vor, in die Kollektivwirtschaft zu gehen, um ein Fuhrwerk für mich zu erbiten.

Der Mann, der zwar die Umständlichkeit meines Tuns nicht verstand, machte sich dennoch folgsam auf seinen Bittgang, der aber erfolglos blieb. Es gab nur einen Schlitten, aber ohne Kutscher,

was seine Schwierigkeiten für mich hatte, denn obwohl ich mit einem Pferde sehr wohl umzugehen wusste, kannte ich den Weg dorthin nicht. Ich hörte mir die Erklärungen darüber an, von denen ich nur so viel verstand, dass ich von dem Wege rechts abweichen sollte, um in das Dorf zu gelangen.

Ich machte mich also auf, den Schlitten in Empfang zu nehmen, was eine ganze Weile dauerte, und es dämmerte bereits stark, als man mir die Zügel in die Hand gab, deren Kälte ich nicht vergessen kann.

Das Pferd war jung und unruhig, und kaum hatte man das Tor geöffnet, als es auch schon im Galopp mit mir dahinbrauste, obwohl ich die Zügel mit aller Kraft kurz hielt.

Ich fuhr neben dem Friedhof hin, auf dem noch immer der Holzstoss brannte, und als ich in den Wald kam, war es bereits dunkel, der Weg schwer zu erkennen. Er sollte rechts abzweigen, aber ich konnte ihn nicht finden.

Ich fuhr eine ganze Strecke geradeaus, kehrte wieder um, bis ich glaubte, ihn entdeckt zu haben. Ich musste mich ganz auf die Sinne meines Pferdes verlassen, fuhr in die Nacht hinein, die mir nicht viel Gutes versprach.

Ich musste mir nämlich die Frage vorlegen, ob die Frau eines natürlichen Todes gestorben sei, denn an einem so entfernten Ort konnte mancherlei geschehen. War es denn nicht verdächtig, dass man während ihrer Erkrankung mich nicht geholt hatte? War es nicht ein roher Vorschlag des Leidtragenden, während des Begräbnisses, des Festes der Trauer, eine amtliche Handlung vornehmen zu lassen? Sollte dabei die Totenklage aussetzen und nach meinem Weggange wieder beginnen?

Das war alles zu bedenken, und ich musste einen Plan fassen, wie und auf welche Weise ich diesen Fall erledigen könne, ohne Gefahr zu laufen, ungerecht zu sein.

Ohne die Einwohner des Dorfes konnte ich nichts erreichen, aber es war durchaus nicht sicher, dass sie mir dabei helfen würden. Die Bewohner dieser fernen Orte sind fast immer verwandt und verschwägert, ein Dorf hatte manches Mal nur zwei oder drei Familiennamen.

Das Pferd brachte mich an Ort und Stelle, ich hatte daran kein Verdienst, ich fuhr mit lockerem Zügel.

Ich klopfte an das Trauerhaus, das man mir bereitwillig gezeigt hatte. Es öffnete sich zwar die Tür, aber in den Raum einzutreten war durchaus nicht leicht. Einige Männer zimmerten hier den Sarg, verstellten mir den Weg, so dass ich über vieles Herumliegende steigen musste, um zu einer Bank zu gelangen, auf der die Tote lag.

Sie war in ihrem Sonntagsstaate, bereits für den Sarg vorbereitet, obwohl weder dieser noch das Grab fertig waren.

Es war nicht angängig, sie in Anwesenheit der Männer zu entkleiden, das verstand ich gut, und wie ich dieses allein bewerkstelligen sollte, konnte ich mir auch nicht gut vorstellen.

Der Sarg bestand vorläufig nur aus Brettern, die man erst zurechthobelte, ich musste daher mit einer geraumen Zeit rechnen, eben mit einem Warten.

Es schien mir richtig, erst Auskünfte über diese Familie einzuholen, und ich machte mich deshalb, von einem Knaben begleitet, auf den Weg, der mich zu dem Gemeindevorsteher bringen sollte.

Soviel hatte ich bereits verstanden, dass hier auf eine offene Frage nur eine Ausrede oder einfach eine Lüge zu erwarten war.

Es war mir auch klar, dass ich nicht verraten durfte, dass ich selbst aus eigenem die Totenschau vornehme, das sah nach einer Überprüfung aus und war zu vermeiden. Ich begann deshalb auch gar nicht den heutigen Fall zu erwähnen, ich wartete, bis er selbst darauf kommen würde. Ich ersuchte ihn deshalb nur um einen Kutscher, versicherte ihn, dass ich mich nicht getraue, nachts allein den Weg zu finden, was für ihn begreiflich sein musste.

Niemals konnte man aber bei solchen und ähnlichen Verhandlungen einfach ein «Ja» oder «Nein» erwarten. Es kamen immer mehr Bedenken zum Vorschein, und letzten Endes waren es die Wölfe, mit denen er mich schreckte. Ich sollte bei Tageslicht fahren, und dazu brauchte ich selbstverständlich keinen Kutscher, wie er lachend hinzusetzte.

Ich liess also diese Frage fallen und sagte nur so nebenbei, wenn mir durch diese Verzögerung im Krankenhaus jemand sterben würde, müsste das dann eben verantwortet werden. Ja, ich drohte, aber recht unbestimmt und mit freundlicher Miene.

Auf die Tote kamen wir fast zufällig zu sprechen, und ich konnte natürlich seine Worte nicht ganz ernst nehmen. Von Toten sprach man hier immer gut, man fürchtete sie weit mehr als die Lebendigen. «Ein Weib, wie ein Weib», sagte er, was anscheinend heissen sollte, keine Zauberin und auch keine Hexe, die es in diesen Dörfern auch geben sollte, wie mir zu Ohren gekommen war. Auf die Frage, wie sie zusammengelebt hatten, bekam ich eine Antwort, mit der ich auch nicht viel anfangen konnte. «Sie meinen

den Petrowitsch?», das war eben der Leidtragende, «ein Hausherr, wie es sich gehört.»

Nun wusste ich, geschlagen hat er sie demnach in der Zeit ihrer Ehe sicherlich, und nicht nur einmal, aber erschlagen scheint er sie nicht zu haben, das gehörte nicht zu dieser Bezeichnung.

Da ich sicher war, hier nichts weiter zu erfahren, erkundigte ich mich nach einer Wöchnerin, die ich entbunden hatte, was weiter keinen Verdacht erwecken konnte. Man führte mich zu ihr, die Frau des Vorstehers selbst war so freundlich, es zu tun, blieb aber dann neben mir stehen und dachte gar nicht daran, nach Hause zu gehen.

Der Kindesmutter ging es gut, der Säugling war gesund, und ich hätte eigentlich keinen Grund gehabt, länger zu verweilen.

Ich hatte auf meinen Weg keinerlei Instrumente mitgenommen, das wäre auch recht komisch gewesen, eine Tote zu behorchen, aber jetzt bedauerte ich es. Sie wären mir jetzt notwendig gewesen, ich könnte mit ihrer Hilfe ein Alleinsein mit der Wöchnerin herbeiführen, und erst als mir der Bauch einfiel, seine genaue Untersuchung, die ich vornehmen könnte, bat ich meine Begleiterin, mich allein zu lassen.

«Hab ich vielleicht noch keinen Weiberbauch gesehen», sagte sie mit einer recht fröhlichen Stimme und dachte gar nicht daran, sich zu entfernen.

«Das glaube ich Ihnen gern», sagte ich mit ernstem Gesichte, «aber der Bauch einer Wöchnerin ist nicht einfach ein Weiberbauch, in ihm können sich viele Teufel eine Wohnung suchen.» Sie verliess uns erschrocken, fast fluchtartig.

Ich durfte aber nun keineswegs die Untersuchung unterlassen,

um mich nicht zu verraten, ich drückte sogar recht empfindlich in die Tiefe des Bauches, um die Echtheit und Notwendigkeit einer Untersuchung darzutun. Ich machte der Frau sogar Vorschriften, sprach streng von den Gefahren der Geburt und kam endlich auch auf den Tod so ganz im Allgemeinen zu sprechen. Endlich waren wir bei der Verstorbenen angelangt. Ich hörte manches aus ihrem freudlosen Leben, von dem Schlaganfall, den sie kürzlich erlitten, der ihr den Verlust der Sprache einbrachte. Danach soll sie recht teilnahmslos dagelegen sein und wohl selbst auf den Tod gewartet zu haben.

Im Grunde brauchte ich sie nach dieser Eröffnung gar nicht mehr zu entkleiden, ich glaubte nun mit gutem Gewissen, den Totenschein ausstellen zu können.

Man brachte mich zu den Sargmachern, zu der Toten zurück. Das Haus, obwohl es recht spät war, war von Menschen umgeben, und aus seinem Innern drang ein recht eintöniges Gesänge, ein Schluchzen und Geweine.

Als ich eintrat, machten die mir zunächst Stehenden Platz, so dass ich figürlich an der Totenklage teilnahm.

Eine nach der anderen sang der Toten ein Loblied, das aber immer mit dem Vorwurf endete: «Warum hast du uns verlassen?»

Nach dieser seit altersher üblichen Zeremonie trat die Abschiednehmende mit einem plötzlich ganz gleichgültig gewordenen Gesicht ab, um den Ort der Klage neben dem Kopfe der Toten einer anderen zu überlassen.

Ich hatte also gesehen und gehört, und das musste für mein Dokument reichen, ich konnte mich auf den Weg machen.

Vor dem Hause standen nun zwei Schlitten, der meinige und einer mit einem Kutscher, den der von meiner Drohung erschreckte Vorsteher geschickt hatte. Der junge Mann erklärte, dass er vor mir herfahren und mein Pferd auch ohne mein Dazutun ihm folgen werde.

Ich hatte meinen Pelz im Schlitten liegenlassen, was natürlich ein Einheimischer niemals getan hätte. Er war nun so von Kälte gesättigt, dass ich wenig Hoffnung hatte, ihn je wieder zu erwärmen.

Kaum hatte ich die Zügel ergriffen, als auch schon der Kutscher auf sein Pferd einschlug und mit ihm in der Dunkelheit verschwand. Ich wusste nicht, ob wir auf dem Weg waren oder ihn schon lange verloren hatten, mein Schlitten sprang und rüttelte. Zuerst hielt ich krampfhaft die Zügel, anscheinend in dem Glauben, dass das Pferd durchzugehen versuchte, aber meine Kraft reichte nur für eine kurze Zeit aus, ich lockerte sie und schlang sie mir zuletzt sogar um den Arm, um sie nicht zu verlieren.

Hatte ich schon von allem Anfang an den anderen Schlitten nicht sehen können, war er nun seit längerem auch meinem Gehör entschwunden. Mein Pferd rannte, sicherlich bestrebt, nicht allein zu bleiben, und ich zog die Möglichkeit in Betracht, an einem Baumstamm zu zerschellen.

Das alles war aber noch immerhin erträglich im Verhältnis zu dem, was nachher folgte. Das Geknirsche und Gescharre meines Gefährtes bekam ferne Obertöne zugesellt, ich hörte das Geheul eines Wolfsrudels. Ich und mein Pferd hörten es wohl gleichzeitig, es drang aus einer erschreckenden Finsternis auf uns ein, obwohl ich verstand, dass sie uns noch lange nicht als Ziel erfasst haben

konnten. Es begann eine wilde Fahrt. Ich konnte mich nur bemühen, nicht aus dem Schlitten geschleudert zu werden, versuchen, hier im Walde nicht als ihre Beute zurückzubleiben.

An was ich sonst alles dachte, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber dass es meine «ewige Verbannung» war, die mir in den Sinn kam, weiss ich gewiss. Es war entsetzlich und komisch zugleich, dass ich gerade jetzt der «höchsten Behörde», vielleicht aber nur der Person, die sie darstellte, gedachte, die so enge Beziehungen zu den Wölfen haben musste, dass sie ihre Opfer ihnen zum Frasse vorwarf.

Die Wölfe schienen näher zu kommen und sich auch wieder zu entfernen, wenn auch mein Pferd diese Unterschiede nicht weiter zu beachten schien, es floh. Ich klammerte mich, so fest ich nur konnte, an den Schlitten, stemmte meine Beine an seine Leisten, was mir zwar eine grössere Sicherheit gab, mich aber auch dem harten Auffallen, den Stössen meines Gefährtes auslieferte.

Wir erreichten unser Dorf durchaus lebendig. Ich musste sofort, und noch in der Nacht, den Schlitten abliefern, was weniger schwierig war als die Sache mit dem Pferde. Es war abgehetzt bis zum Letzten und dampfte. Man ging nicht freundlich mit mir um, sie wollten nicht verstehen, warum es mir notwendig gewesen war, in der Nacht zu fahren.

Ich selbst konnte danach eine Untersuchung meines Körpers nicht vornehmen, obwohl es mich ringsum schmerzte, ich war zu müde dazu. Am Morgen aber bot ich mir selbst keinen schönen Anblick dar, ich war von blauen Flecken übersät, und selbst mein Gesicht war derart gezeichnet. Ich konnte mich nicht erinnern, einen Schlag auf die Wange erhalten zu haben.

Der Tag begann mit dem Besehen, Behorchen und Betasten von Kranken, die aus dem Dorfe selbst oder seiner Umgebung in die Poliklinik gekommen waren. Über diese Arbeit würde ich mich kaum beklagt haben, wenn es nicht oft Männer aus der Traktorenstation gewesen wären, die mit ihren beschädigten Augen zu mir kamen.

Ich habe niemals verstehen können, wie und auf welche Weise sich so unglücklich Stahlsplitter in ihre Sklera einpflanzen konnten, die ich dann unbeschadet ihres Sitzes entfernen musste. Ein Magnet und auch andere geeignete Instrumente waren nicht vorhanden, ich hatte zu dieser Arbeit nur ein Skalpell. Ich sah die Splitter nicht, dazu waren meine Augen nicht fähig, ich fuhr mit dem Messerchen über das Auge hin, und nur am Ton, den diese verwandten Metalle bei ihrer Berührung machten, erfuhr ich den Ort ihres Sitzes. Meine Hände durften nicht zittern und mein Patient nicht die geringste Bewegung machen, und wenn wir endlich den Splitter entfernt hatten, atmeten wir tief auf, denn wir hatten beide bei dieser Arbeit den Atem angehalten.

Zur Visite im Krankenhaus musste ich mir ein fröhliches Gesicht aufsetzen, ganz abgesehen davon, wie es mir selbst ging. «Traurige Hoffnung» gibt es eben nicht, und Hoffnung war fast das einzige, auf das ich mich stützte, die ich in ihnen erwecken musste, um sie zu heilen.

Solange eine Hebamme vorhanden war, hatte ich mit den Gebärenden wenig zu tun, als sie aber das Krankenhaus verliess, musste ich auch diese Arbeit übernehmen. Die Frauen gebaren in einem Raum zu ebener Erde, der durch eine Tür mit der Küche verbunden war. Ein Bad war nicht vorhanden, ich empfing sie alle

unvorbereitet, ohne jede Untersuchung, sie konnten mir alle schlimmen oder weniger schlimmen Krankheiten mitbringen, ich durfte mich nur in dem Glauben wiegen, dass alles gut ausgehen werde.

Ich hatte also ein Zimmer, in dem gewöhnlich zehn Frauen knapp vor der Geburt lagen, in dessen Mitte eine Pritsche stand, einfach ein Holzgestell, auf der dann die Geburt unter den Augen aller vor sich ging.

Ich hatte sogar mit Erstgebärenden weniger Kummer als mit Müttern vieler Kinder. Die Jungen waren in ihrer Angst, ihrem Schmerz, folgsamer als diese. Fast alle Frauen trugen hier langes Haar, der Aberglaube aber besagte, dass geflochtenes die Geburt erschwere. In langen Strähnen bedeckte es dann das Gesicht der sich unruhig Bewegenden, flatterte hin und her und war nicht dazu angetan, eine Übersicht zu gewähren.

Die Frauen wollten bei der Geburt nicht liegen, sie zogen es vor, kniend zu gebären, was ich nicht zulassen konnte, um das Neugeborene nicht zu gefährden. Ja, die Geburten sahen einem Kampfe ähnlicher als sich selbst. Gut war, und dankbar musste ich sein, wenn durch das Geschrei und Gejammer nicht noch andere Schwangere sich entschlossen, es ihnen nachzutun, es kam auch vor, dass zwei und drei gleichzeitig in den Wehen lagen.

Eines Nachts war ich, bereits bei der vierten Geburt angelangt, so unglaublich müde, dass ich in meiner Verzweiflung, gewiss mit keinem sehr guten Lachen, zur Krankenschwester sagte: «Alles zu wenig, wir brauchen mehr Geburten, wir brauchen Menschen, um sie dem Kriegsgotte zu opfern!» Sie schaute mich etwas blöde an,

sie war nämlich ebenfalls müde und hatte anscheinend die Bekanntschaft mit dem Kriegsgotte noch nicht gemacht.

Kaum hatte ich dieses gesagt, als sich die Tür zur Küche öffnete, zwischen ihr eine Frau breitbeinig stand, unter der sich eine Pfütze bildete. Ich lachte hell auf, und auch meine Krankenschwester konnte sich nicht enthalten, und selbst den übrigen Frauen war es fröhlich zumute, wie schnell mein Wunsch in Erfüllung gegangen war, was sie als Zeichen einer glücklichen Hand ansahen.

So wie diese Frau eben war, musste ich sie hinlegen, und fast hätte sie mir ein Kind im Glückshemd geboren, wenn ich nicht mit aller Schnelligkeit die Blase geöffnet hätte.

Das war aber in dieser Nacht noch nicht alles. Diese Geburt war noch nicht zu Ende, als ein junger Mann mit einer Peitsche in der Hand zwischen der Tür stand und mir mitteilte, dass in einem Dorfe, 17 Kilometer von uns entfernt, eine Frau nicht gebären könne. Zu dieser Zeit war mir schon alles gleich, ich machte ihn nur darauf aufmerksam, dass ich erst nach Beendigung dieser Geburt werde fahren können, worauf er die Tür schloss.

Der Schlitten, in den ich mich dann niederliess, trug einen hohen aus Weiden geflochtenen Korb, aus dem ich sitzend nicht heraussehen konnte. Ich lehnte mich zurück, sah den Himmel zwischen den Bäumen und ruhte mich aus. Der Schlaf war mir schon lange vergangen, und ich war über diese Fahrt sogar zufrieden.

Das Pferd war schwach, und wir fuhren langsam und im Schritt. Das Dorf, in das wir endlich kamen, lag wie ausgestorben da, und nur wenige Hunde hielten Zwiegespräch über unser Kommen.

Die Stube, in die man mich führte, schien leer zu sein, die Frau lag so leise in ihrem Bett, dass ich sie im Halbdunkel nicht bemerkt hatte, für eine Gebärende zu leise, wie ich mir dachte. War ich zu spät gekommen? Ich erschrak nicht bei diesem Gedanken, ich war schuldlos, ich hatte in dieser Nacht alles getan, was ein Mensch nur tun konnte.

Die Frau lebte und hatte, wie sie mir sagte, endlich mit Hilfe ihrer Mutter geboren, und das Kind liege dort am Ofen.

Ich öffnete eine alte, recht schmutzige Wattejacke und sah einen mit Blut beschmierten Säugling, der wenig Lebenszeichen von sich gab. Die Nabelschnur war ungefähr 20 cm lang, lag gleichsam selbständig geworden da, war einige Male eingeschnitten und recht weit vom Bauche entfernt mit einem Schusterdraht abgebunden, anscheinend nicht fest genug.

Mir schien das Kind rettungslos verloren zu sein. Der Blutverlust und die nicht nur mögliche, sondern sehr wahrscheinliche Infektion sprachen dafür.

Ich machte mich nach dieser unerfreulichen Feststellung daran, das Kind zu versorgen. Ich nabelte es an gehöriger Stelle ab, wusch es und flösste ihm Kamillentee ein, um den Flüssigkeitsverlust wenigstens etwas auszugleichen, mehr konnte ich hier nicht tun.

Da aber in der Welt noch Zeichen und Wunder geschehen, starb das Kind durchaus nicht, sondern lebte trotz allem und gedieh.



Jeder Tag gab neue Arbeit. Ich schlief wenig, zu wenig für einen Menschen. Ich war bereits in einem sehr schlechten Zustande, das Reden fiel mir schwer.

Zu dieser Zeit ereignete sich etwas gewiss nicht Alltägliches, wenn man auch den Besuch des Milizionärs, der über Dörfer und Taiga herrschte, nicht gerade dazuzählen konnte.

Der Mann kam nicht das erste Mal zu mir, seine Gesundheit war eigentlich für seinen Beruf nicht ausreichend, er hatte ein krankes Herz. Er war noch jung, vielleicht dreissig Jahre alt, und hatte eine blaurote Nase, des Herzens oder des Trinkens halber, darüber war ich mir selbst nicht klar, ich hatte keine Zeit, mir Gedanken darüber zu machen.

Dieser Mann erzählte mir nun, nicht einfach geradezu, vielmehr in Andeutungen und Verhüllungen, dass er die Gefangenen gesehen hatte, die mehr als ein Jahr zuvor aus dem Lager entflohen waren und die dabei keinerlei Spuren hinterlassen hatten.

Der Organisator dieser Flucht, ein von der Front aus verhafteter Aufklärer, sollte sich mit ihnen bei dem letzten Dorfe, das noch von hier zu erreichen war, aufhalten. Sie sollten im Walde in Erdhütten wohnen, die Einwohner tyrannisieren, weite Raubzüge unternehmen und sich sogar Frauen verschafft haben. Morgen oder übermorgen, berichtete mir der Milizionär, sollten Soldaten kommen, um ihnen eine regelrechte Schlacht zu liefern, wenn sich die Ausreisser nicht ergeben sollten. Es könnte Verwundete geben, sagte er, die man vielleicht zu mir bringen werde, sozusagen zur Ersten Hilfe. Das war der Grund, aus dem er zu mir sprach, ein Vertrauen, das ich zu würdigen wusste.

Von der Schlacht haben wir im Dorfe selbst nichts bemerkt, sie wurde zu weit von uns ausgefochten. Die Gewehre sind über eine Entfernung von 80 Kilometern nicht fähig, sich hörbar zu machen, und auch die Soldaten, die ausgezogen waren, die Gefangenen zu fassen, haben wir nicht gesehen, sie hatten anscheinend einen anderen Weg zu ihnen genommen.

Ich habe Tote und Verwundete dieses Kampfes nicht gesehen, ausser dem Milizionär, eben jenem Mann, der mich benachrichtigt hatte. Man brachte ihn schon tot zu mir, ein kleines Loch auf der Stirne war alles, was er als Todesursache aufwies. Alle anderen Toten, Verwundeten und unbeschädigten Gefangenen lieferte man im Lager ab.

Den Aufklärer, ihren «Anführer», soll man nach der Hauptstadt gebracht haben. Er hatte ebenfalls einen Kopfschuss erhalten und durfte nicht sterben, musste vielmehr gesund gemacht werden, um die Todesstrafe erleiden zu können.

Die Gesetze hier sind recht human, Kranke darf man nämlich nicht zu Tode befördern, ausschliesslich Gesunde.

Nach einiger Zeit brachte man den «Anführer» in das Lager zurück, aus dem er geflohen war. Er lag dort im Krankenhaus, irrsinnig geworden oder diese Erkrankung auch nur simulierend, was schwer zu entscheiden war, da sie ihn, solange sie anhielt, von der Todesstrafe befreien konnte.



nachdem ich monatelang diese Arbeit am toten Arm des Flusses geleistet hatte, konnte ich nur einen einzig möglichen Entschluss fassen, sie zu verlassen, wenn ich nicht sterben wollte,

und tat es auch. Ich war mir über die Folgen dieses Schrittes nicht im Unklaren, eine andere Arbeit würden sie mir nicht geben.

Ich hatte in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an diesem Orte keine Zeitung gesehen und auch kein Radio gehört, da es hier nichts dergleichen gab.

Ich kam nach Tawda zurück, und das erste, was mich aufhorchen liess, war die ernste Musik aus dem Radio, die ich hier hörte. Stalin sollte krank sein, erzählte man mir, was für mich recht verwunderlich war, nicht etwa deshalb, weil ich geglaubt hatte, dass er ewig leben werde. Ich hatte ihn im Laufe meiner mannigfaltigen Erduldungen zu einem System gemacht, das der Tod wenig berühren konnte, und hatte damit letzten Endes auch recht, wie aus vielem und ganz Gegenwärtigem zu ersehen ist, das Böse scheint unsterblich zu sein.

Der Tag seines Todes war für die Bewohner des Dorfes eine Zeit der Trauer. Ich traf weinende Frauen auf der Strasse, die gleich mir und ebenfalls als Deutsche ewige Verbannung erhalten hatten. Verstehe das, wer will! Schulkinder hielten Tag und Nacht vor umflorten Bildern Stalins Ehrenwache. Das Radio habe ich noch niemals in einer solchen Lautstärke gehört. Es wiederholte dauernd ausländische Trauermusik, anscheinend in Ermanglung einer einheimischen, so dass die Menschen in gemessenen Schritten auf der Strasse gingen, gleichsam hinter dem Sarge her, obwohl sie nur bestrebt waren, Brot zu kaufen.

Wenige Ausnahmen, die sich von der allgemeinen Trauer fernhielten, gab es auch. Eine davon war die Familie, bei der ich mich aufhielt. Die Frau erklärte mir schon vor dem 5ten März, also noch

zu einer Zeit der Unsicherheit, dass sie nach seinem Tode zwei Tage trinken und tanzen werde, und es dann auch tat.



Ich war nun ohne Arbeit, ohne Wohnung und musste dies ungefähr ein ganzes Jahr lang ertragen. Ich strickte für Leute, die mich dafür wohnen liessen. Ich hatte gelegentlich auch einen Patienten, der es sich mit mir wohl sein liess, da ich alle Arbeit, selbst die geringste, bei ihm auf mich nahm.

Jeden Monat hatte ich mich bei dem Kommandanten zu melden, seltener bei dem Major, der allen Verbannten vorstand und den ich «die Kursker Anomalie» nannte. Sie ist eine bekannte Abweichung der Magnetnadel, und obwohl Kursk nur sein Geburtsort war, wich er doch von seinem grausamen System so weit ab, dass er menschlich mit mir sprach, allerdings nur dies und nichts mehr.

Das Dorf, das mir zur endgültigen Heimat werden sollte oder es schon war, liegt an einem Flusse, der grosse Schiffe tragen könnte, wenn er nicht durch die vielen gesunkenen Holzflösse nur noch für kleine fahrbar geworden wäre.

Eine Brücke hatte dieser Fluss noch niemals getragen, es schwamm ein Laufsteg auf ihm, der so flach auf dem Wasser lag, dass ihn dieses bei Wind überspülte. Nur eine seiner Seiten hatte ein Geländer, eine Stange, an der man sich festhalten konnte.

Dieser Steg konnte geschlossen und geöffnet werden. Wenn ein Schiff die Durchfahrt verlangte, trieb er an eine Seite des Ufers

hin, und meistens gelang es erst nach einigen Versuchen des kleinen Dampfers, ihn wieder an Ort und Stelle zu bugsieren. Die Leute standen an beiden Ufern in Erwartung, bis er wieder für sie brauchbar geworden war.

Eines Tages ging eine ältere Frau über diesen Steg und liess sich dann in der Mitte des Flusses in ihn hinabgleiten. Von einem Springen konnte gar keine Rede sein, sie verliess einfach das Brett und stieg ins Wasser.

Ein junger und anscheinend fröhlicher Mann zog sie heraus und gab ihr, seinem Gemütszustande angemessen, lachend einen Rat: «Grossmütterchen, wenn du schon sterben willst, schau auf das Ufer vor dir. Dort steht ein kleines Haus, bei dem das Wasser tief und ruhig ist, gerade das Richtige für dich!»

Die Frau soll weiter nichts gesagt haben, schleppte sich über den Steg, sass am Ufer und wrang ihre Röcke aus, die recht lang waren, anscheinend unmodern.

Plötzlich ging sie auf das kleine Haus zu und sprang an dem ihr so freundlich empfohlenen Ort in den Fluss und versank. Als man sie herauszog, war sie bereits tot.

Sie lag dann am Ufer hingebreitet und starrte mit offenen Augen in den Himmel. Viele Menschen hatten sich um sie versammelt, mitleidige nun, da man ihr nicht mehr zu helfen brauchte. Eine Stimme schrie auf: «Das ist doch Doktor R.»

Die Leute hatten sich aber noch nicht recht entschieden, ob ich es nun sei oder nicht, als ein Uniformierter, ein Tschekist, hinzutrat und nach kurzem Nachdenken bestätigte, dass ich es sei.

Eine Frau machte Einwände, sie sagte, dass sie mich niemals so schlecht angezogen gesehen hätte. Der Uniformierte hatte daraufhin eine schnelle Antwort: «Ja, glauben Sie denn, sie wird ihre besten Sachen anziehen, wenn sie sich ertränken will?» Das leuchtete fast allen ein, nur nicht einem Manne, der daran erinnerte, dass dieses tote Gesicht mir gar nicht ähnlich sehe. Die Erklärung dieser Tatsache liess nicht auf sich warten: «Wissen Sie denn nicht, wie der Tod den Menschen verändert?»

Diese Aussage überzeugte dann anscheinend alle.

Der Tschekist meldete der Verwaltung des Lagers meinen Tod, woraufhin diese die «Kursker Anomalie», den Major, verständigte.

Danach aber, nach seinem Benehmen, war es ganz klar, dass er diesen Namen auch verdiente. Er beruhigte sich nicht mit der Tatsache, begab sich in die Morgue, um sich von meinem Tode zu überzeugen, hatte aber gütigere Augen als die anderen, er konnte mich in der Leiche nicht erkennen.

Ich wusste von diesem Ereignis nichts, ich wusste nicht, dass ich tot war.

Am Morgen des nächsten Tages begab ich mich in die Apotheke, ich kannte ihre Leiterin gut.

Die Frau hatte mich nicht gleich bemerkt, sie stand mit dem Rücken zu mir, und als sie sich wendete, mich erblickte, schrie sie auf und verschwand unter dem Tisch.

Obwohl einige Leute anwesend waren, rührte sich doch niemand, sie waren wie erstarrt. Ich kroch zu der Liegenden hin, die ich ohnmächtig vorfand. Sie kam nicht gleich zu sich, und als sie es dann tat, mich über ihrem Kopfe erblickte, schrie sie abermals auf.

Wie ich es dann verstand, hielt sie mich für tot und hatte nicht angenommen, dass ich sie am hellen Tage aufsuchen werde. Nächtliche Besuche dieser Art sollen keine Seltenheit sein, wie man mir versicherte.

Ich habe dann, und nicht nur von ihr, gehört, dass ich mich ertränkt habe, was mir gar nicht in den Kopf gekommen war, jemals zu tun, ich fühlte mich durchaus nicht besiegt.

Eine frühere Patientin, die mich später auf der Strasse traf, gestand mir unter Tränen, dass sie die Nacht nach meinem Tode nicht geschlafen habe, da sie es versäumt hätte, mir die Augen zu schliessen.

Man darf es mir nicht verübeln, dass ich mich etwas seltsam fühlte und gar erst, als ich zum Major gerufen wurde.

Er sah mich prüfend an und sagte: «Ich war gewiss, dass Sie es nicht sein können, zu einem Selbstmord sind Sie zu klug!»

Lachend fragte ich ihn: «Glauben Sie, dass ein kluger Mensch kein Brot und auch keine Wohnung braucht?»

Wie merkwürdig es auch war, die Tote, die Selbstmörderin, hatte mich gerettet. Man gab mir nach diesem Ereignis ein Zimmerchen, es war gerade 5 m² gross, in einer Baracke, und wie es der Zufall wollte, gerade jenen Raum, in dem ich meine Ordination früher abgehalten hatte, als hier noch ein Lager und ich noch Gefangene war.

Auch eine Arbeit hatte der Major für mich gefunden, allerdings nicht als Arzt, sondern als Deutschlehrer in einer Handwerkschule. Das war dann gewiss eine beschwerliche, wenn auch abwechslungsreiche Arbeit.

Ich hatte vier Schulklassen zu je 25 Jünglingen zu unterrichten, die so gut wie keine Kenntnisse hatten, und ich meine damit nicht

etwa nur in der deutschen Sprache, sondern ganz im Allgemeinen.

Es waren Kinder, die ihre Eltern auf die verschiedenste Weise verloren hatten und die fast alle aus Kinderhäusern, auch solchen für jugendliche Verbrecher, kamen oder einfach als Vagabunden aufgegriffen worden waren.

Ihr Alter war ungleich, ich hatte baumlange und recht kleine Knaben vor mir, aber im Grunde waren sie recht einheitlich, was ihr Tun anbetraf. Sie waren faul und verstanden sich ihr Leben einzurichten.

Als ich zum ersten Male die Klasse betrat, vielleicht sogar mit einem feierlichen Gesicht, hallte es mir im Chor entgegen: «Wir brauchen keine ‚Faschisten‘, wir brauchen keine deutsche Sprache!»

Alle Deutschen waren für sie Faschisten, und ich musste mich damit abfinden, auch einer zu sein, aber ihnen dann die deutsche Sprache beizubringen, gegen die sie nur Abscheu empfanden, war durchaus nicht leicht.

Anscheinend habe ich sie niemals ganz in meine Gewalt gebracht, aber doch gelang es mir, dass sie unser altes Lied vom «Tannenbaum» lieben lernten, es wurde vielleicht sogar mein Spottname, denn wenn sie mich auf der Strasse trafen, sagten sie mir nicht etwa «Guten Tag», nein, sie riefen mir vielmehr «O Tannenbaum» zu.

Die Disziplin in meinen Klassen besserte sich, man lobte mich dafür, und alle Inspektionen konnten nichts Nachteiliges an mir finden, bis eines schönen Tages die heimliche Ursache ihres Verhaltens, des ruhigen Sitzens der Schüler, offenkundig wurde.

Wir hatten nur 25 Lehrbücher, die in der Klasse blieben und für

alle ausreichen mussten. Sie wurden nach der Stunde eingesammelt und in einem Schrank verschlossen. Niemals hatte ich diese Bücher besonders beachtet, ihre Zahl stimmte, und dass mit ihnen etwas Unvorhergesehenes geschehen könnte, kam mir gar nicht in den Sinn.

In einer der Stunden sass der Direktor der Schule in der letzten Bank und verfolgte den Unterricht. Er war zufrieden, und als ich dann mit ihm allein geblieben war, die Bücher zusammenrückte, öffnete sich ganz zufällig eines von ihnen.

Ich errötete nicht, das war gewiss, fühlte mich aber ziemlich schlecht, als ich auf den Direktor schaute, der aus Erstaunen oder vielleicht sogar Schrecken seinen Mund offenhielt.

Diese Lehrbücher hatten wie üblich Bilder, die wir aber nun in einer recht ungehörigen Weise verbessert vorfanden. Da war ein aufrecht stehender Elefant, dem man einen Penis in der Grösse des Rüssels angemalt hatte. Es gab hier das Bild einer Schulklasse von Knaben, an deren Tafel eine Lehrerin stand. Jedes der Kinder hatte einen langen Penis, der bis zum Bauche der Frau hinreichte. Die Mädchen auf den Bildern hatten an einer gewissen Stelle ihres Leibes ein kleines Loch, das Papier war anscheinend mit dem feuchten Finger herausgerieben worden.

Plötzlich wendete sich der Mann zornig an mich: «Sie wollen das nicht gewusst haben? Das ist unerhört! Wo war Ihre Aufmerksamkeit, wie konnten Sie es zulassen? Diese Bücher müssen vernichtet werden!»

Die Aufgabe, die mir damit zugewiesen wurde, war nicht leicht. Ich durfte keines der Kinder ersuchen, mir dabei zu helfen, sie

würden alles darangesetzt haben, die Bücher für sich zu retten.

Bücherverbrennungen soll es ja schon früher gegeben haben, aber kaum eine, die so zu Recht bestand wie diese.

Nun mussten wir ohne Lehrbücher auskommen, niemand dachte daran, neue zu kaufen, oder hatte die Möglichkeit dazu, es zu tun.

Der Unterricht wurde recht beschwerlich, und ich musste zu Mitteln greifen, die mein Vorgesetzter sicherlich nicht gebilligt hätte, wenn sie ihm zu Ohren gekommen wären. Ich machte mit den Knaben einen Vertrag. Sie sollten eine halbe Stunde lernen, und ich würde ihnen dann in der verbleibenden Zeit Geschichten erzählen.

Aufmerksamere Zuhörer hatte ich noch niemals gehabt. Die Klasse sass still, alle Augen auf mich gerichtet. Zuerst dachte ich, dass sie nur Räubergeschichten oder ähnliches von mir erwarteten, musste aber zu meiner Verwunderung einsehen, dass sie mit derselben Liebe Märchen aufnahmen. Die Geschichte vom Fetttöpfchen, Haibaus, Ganzaus, brachte sie in helle Freude, und es waren dieselben Knaben, die sich so eindeutig im Zeichnen geübt hatten.

Ein Schuljahr hielt ich es aus, bis sich mir eine bessere Arbeit bot. Ich wurde in der Abendschule Laborant für Chemie und Physik. Ich hatte alle Reagenzien herzustellen und für jede Unterrichtsstunde vorzubereiten. Ich wurde Glasarbeiter, bog und feilte Röhren, verfertigte Pipetten, und dies alles über einem Spirituslämpchen.

Ich hatte auch die Lehrmittel zu ordnen, die sich in einem recht chaotischen Zustande befanden.

Die Arbeit war vielseitig und umfangreich, ich war sogar zu ei-

nem Elektromonteur erhöht worden, wofür man mich gesondert bezahlte. Ich war zufrieden, und die Schule war es auch.



Es war im Jahre 1954, als man uns «ewig Verbannte» in die Kommandantur kommen liess. Es war eine ganze Menge und nicht nur Deutsche, die sich hier versammelt hatten. Es gab auch Griechen, Rumänen, Tataren, Kalmücken hier, mit einem Wort, eine bunte Gesellschaft.

Zum ersten Mal nach vielen Jahren war man mit uns freundlich. Man forderte uns sogar zum Sitzen auf, teilte uns mit, dass die «ewige Verbannung» von uns genommen sei und wir einen Pass erhalten sollten, wenn wir ein Dokument unterschrieben, das man uns zuschob.

Dieses Papier hatte es aber in sich, wenn auch die Leute in dieser Zeit in ihrer Freude alles unterschrieben hätten und gewiss noch viel mehr als dieses.

Der erste Punkt war eine Erklärung, dass die «ewige Verbannung» aufgehoben sei.

Der zweite Punkt bezog sich auf das Eigentum, das wir durch die Verhaftung verloren hatten und auf das wir nun endgültig mit unserer Unterschrift verzichteten, keinerlei Rechtsansprüche erheben sollten.

Der dritte Punkt forderte von uns, dass wir niemals an den Ort zurückkehrten, an dem wir verhaftet worden waren.

Fast alle unterschrieben und auch ich. Die es aber nicht taten, bekamen keinen Pass und verloren gleichzeitig ihre Arbeit.

Den Pass, dieses gewiss wichtige Dokument, bekam ich aber trotz meiner Unterschrift nicht, weil mein Geburtsschein nicht vorhanden war, den die Behörde einfach verloren oder verbrannt hatte. Ich musste mich dann mit einem Papierchen zufriedengeben, das recht kurzlebig, für drei Monate, ausgestellt war. Es bestand keine Hoffnung, je wieder einen Geburtsschein zu erhalten, womit ich nun sozusagen nicht mehr zu den Lebenden gehörte.



Der Winter war hier im Allgemeinen schwer zu ertragen. Die Wände meiner Baracke wiesen Eigenheiten auf, die sich in diesem Jahr besonders bemerkbar machten. Sie hatten sich im Laufe der Zeit ihres inneren Bestandes, der aus Holzspänen bestand, entledigt. Diese waren zusammengesunken, vermorscht, und die Wände stellten nur mehr Bretter mit einem Zwischenraum dar, welche die Kälte nicht mehr abhalten konnten.

Ich schlief in allen meinen Kleidern, aber den Kopf hatte ich nicht recht geschützt, mein Tüchlein war verrutscht, so dass in einer Nacht meine Haare an der Wand anfroren, was ein Gefühl vollkommener und endgültiger Hilflosigkeit hervorrief, das ich noch niemals erlebt hatte. Ich war eine Gefangene des Eises, konnte aber nicht hoffen, dass sich im Tageslicht die Kälte verringern würde, und wenn es auch geschehen sollte, ich es nicht abwarten konnte, da ich zur Arbeit gehen musste.

Zuerst wollte ich mich mit Gewalt losreißen, was nicht nur sehr schmerzhaft, sondern auch ziemlich ergebnislos war. Kleine Haar-

bündel vom Eise zu befreien gelang eher, allerdings langsam und sehr zu ihrem Schaden. Endlich kam ich vom Eise los, was ein beglückendes Gefühl erzeugte, musste dann aber den Überfluss meiner Zöpfe, eben meine Haare, zusammen mit der Eisschicht von der Wand abkratzen, um die Untat des Winters zu verheimlichen.

Eine Abwechslung bot hier das Kino, das ich nun von Zeit zu Zeit besuchte, mehr Einblick in die mir entgangene Epoche vermittelte aber der wöchentliche Markt, an Sonntagen abgehalten. Was wurde da nicht alles feilgeboten, mit welchen umfangreichen Dingen hatten sich die russischen Soldaten abgeschleppt, um ihre Familie zu erfreuen. Es gab hier Federbetten zu kaufen, richtige weiche Flaumfederkissen in deutschem Inlett, grosse Unterbetten, Wolldecken mit eingewirkten Namen von Krankenhäusern und Sanatorien, Kleider und Wäsche, silberne Löffel mit Monogramm und Uhren. Diese letzteren waren besonders geschätzt, da sie hier zu den Seltenheiten gehörten. Pelzkragen und Soldatenstiefel lagen nebeneinander. Eine arme Geige, die Steg und Saiten auf dem Wege verloren hatte, wurde von mir erstanden. Sie war gewiss nicht in Cremona geboren, aber auch nicht eine der schlechtesten, und da ich keine Noten hatte, überliess ich mich dem Improvisieren, das vielleicht etwas wild geklungen haben mochte, denn was ich mir nicht erlauben konnte in Worten zu sagen, konnte ich sehr wohl in Tönen ausdrücken.

Bücher gab es auf dem Markte selten. Eines Tages sah ich einen Band Darwin, aus dem der «Instinkt» herausgeschnitten war. Ich stand eine Weile nachdenklich da, fragte mich, ob ich ohne diesen «Instinkt» werde leben können, als ein Mann die Hand nach die-

sem Buche ausstreckte. Schneller, als ich je für möglich gehalten hätte, fiel ich auf die Knie und riss das Buch, das auf dem Boden aufgeschlagen lag, an mich.

Der Blick, der mich traf, war so böse, dass ich mich zu einer Entschuldigung entschloss, die mir aber nur einen fauchenden Ton einbrachte, den ich übrigens verstehen konnte.

An einem der Markttage hatte ich dann ein merkwürdiges Erlebnis, es geschah etwas, das fern jeder Erwartung lag.

Die Einwohner dieses Dorfes sind nicht sehr einheitlich. Keiner von ihnen war das, was man alteingesessen nennen konnte. Diese Siedlung begann ihr Leben als zaristischer Strafort im Jahre 1914, aber durchaus nicht als politischer. Seine Einwohner, die man hier, in einer recht unwirtlichen Taiga, abgeladen hatte, waren so ganz im Allgemeinen nicht gesellschaftsfreundlicher Natur. Ihre Moral war im Laufe der langen Jahre nicht besonders gewachsen, da sie dauernd Zuzug von entlassenen Sträflingen erhielten, der bis auf den heutigen Tag anhält.

Es bestand sogar ein recht merkwürdiges Verhältnis zwischen diesen und den Einwohnern hier, welche die gruppenweise Entlassung der Verbrecher zur Deckung der eigenen Untaten benutzten, ihnen die Verbrechen dieser Tage dann zuschrieben, um selbst straflos zu bleiben.

Die seit Anfang des Krieges hierher Verbannten gewannen an den Einwohnern durchaus keine Freunde, man nahm ihnen zu Spottpreisen das wenige, das sie mitgebracht hatten, ab, und überliess sie dann ihrem Schicksal, das besonders für Angehörige südlicher Völker erbarmungswürdig war, da sie die Kälte schwer oder gar nicht ertrugen.

Viele der Kalmücken und Usbeken sind hier gestorben, die Tuberkulose gedieh.

Die Rückkehr aus dem Kriege brachte diesen Ort zu einer gewissen Blüte, man handelte mit allem, und sogar mit den Einwohnern unbekanntem Gegenständen. Auf dem Markte wurde ein Bidet als Gefäß zum Kochen von Fischen verkauft. Die amerikanischen Geschenke an Kleidern und Wäsche waren eine gangbare Ware, und selbst der Zucker dieses Landes in kleinen Würfeln, der nur auf Umwegen auf den Markt gefunden haben konnte, wurde hier das Stück zu einem Rubel verkauft.

Auf diesem Markte stand ich eines Sonntags, um mich ein Gedränge und Geschrei, als mich ein mir unbekannter Mann an der Schulter berührte. Ich erkannte ihn sofort als Gefangenen, er trug die ihnen zugeschriebene Kleidung, und der Ausdruck seines Gesichtes war unverkennbar. Er lächelte mich an und sagte etwas verlegen: «Doktor, wir wissen alles!»

Mein Erstaunen konnte ich nicht gut in Worte fassen, denn ich glaubte zu verstehen, was er damit meinte. Ich wollte darüber hinweggehen und fragte deshalb, wann man ihn befreit hätte, als eine Stimme hinter meinem Rücken darauf antwortete.

Um mich herum standen nun ungefähr 20 Männer, hatten einen engen Kreis gebildet, um den sich auch Neugierige aus dem Dorfe drängten. Ich stand allein in ihrer Mitte, war ihnen sozusagen ausgeliefert.

Plötzlich sagte einer von ihnen: «Wir wissen, was Sie unsertalben gelitten haben!»

Ich versuchte aus der Menge der mich Umgebenden den Spre-

cher zu finden, drehte mich halb um, als ein Mann meine Hand ergriff und küsste.

Obwohl ich mir der Gefahr meines Tuns vollkommen bewusst war, entzog ich ihnen meine Hand nicht, ich liess es geschehen, dass einer nach dem anderen sie ergriff und leise an die Lippen drückte.

Dies war anscheinend ein Lohn, der mir zukam, ein öffentlicher, vor allem Volke hier, aber zugleich auch ein recht seltsamer. Man küsst in diesem Lande, und nur wenn man an Gott glaubt, die Hand des Priesters und die Ikone, das Heiligenbild.

Danach ging ich aus ihrer Menge, es war ein Abschied für immer. Es war unmöglich, ihnen ein Wiedersehen zu wünschen. Ich schaute schweigend auf sie und verbeugte mich endlich tief, ohne es eigentlich zu wollen.

Ihr Erstaunen war gross, sie erstarrten gleichsam, und wie ich schon eine kleine Strecke zwischen uns gelegt hatte, hörte ich sie gemeinsam «AufWiedersehen» rufen, so laut, dass wohl jeder Mensch auf diesem Markte es gehört haben musste.

Ich fühlte mich glücklich, wenn ich auch die Folgen dieses Ereignisses ganz gut übersah. Es brauchte nur einer der Einwohner diesen Vorfall den Tschekisten zu melden, damit mir auch schon ein Lagerleben sicher war. Der Gesetzesparagraph, der mir drohte, hiess: Verbindung mit Gefangenen. Man konnte ihr Tun als Folge meines strafbaren Verhaltens zu ihnen während meiner Arbeitszeit im Lager auslegen.

Der Atem der Tschekisten ist langanhaltend, man soll nur nicht glauben, dass sie schnell eingreifen. Es waren deshalb Monate not-

wendig, bis ich sicher sein konnte, dass sie nichts davon wussten oder es nicht für notwendig gehalten hatten, mich zu verhaften.



Eines Tages kam eine Sekretärin der Lagerverwaltung zu mir in die Schule, beklagte sich, dass sie mich im ganzen Dorfe hatte suchen müssen, und teilte mir mit, dass der Oberst mich zu sprechen wünsche.

Lange hatte es gedauert, bis man sich meiner erinnerte, und der Grund dazu konnte nach meiner Meinung nichts anderes als die Marktszene sein.

Es gibt unheimliche Gefühle, die vielleicht sogar nichts mit Angst zu tun haben, die aber lähmen, die Schritte verlangsamten, die einfach der wesentliche Grund des Zögerns sind.

Ich wollte die Unterredung hinausschieben, gab Arbeit vor, versprach, den nächsten Tag zu kommen, womit die Frau aber nicht einverstanden war, sie sollte mich gleich mitbringen.

Obwohl in meiner Wohnung nichts Verdächtiges war, ich schon lange alles vernichtet hatte, was man gegen mich hätte auswerten können, schien es mir doch geraten, noch einmal nachzusehen. Das, was ich vernichtet hatte, um das es mir noch heute leid tut, dass ich es tun musste, waren Briefe von Gefangenen, nicht etwa solche, die man hier mit der Post hätte erhalten können, die Zensur war unerbittlich. Es waren Zettelchen, meistens auf Packpapier geschrieben, aber auch einige richtige Briefe dabei, die mir die aus der Mandschurei zugesteckt hatten. Es waren Klagen, Bitten und

Worte der Dankbarkeit, die ich erhielt, und die mir über manche trübe Stunde hinweghalfen, sie waren Dokumente meiner Tätigkeit.

Ich hatte sie vernichtet, weil man ganz plötzlich mit Verhaftungen begonnen hatte, hatte sie zum letzten Male vor mir ausgebreitet, sie aufmerksam gelesen, um sie dem Gedächtnis einzuprägen, übrigens ohne sie weiter mit Gefühlswerten zu verbrämen, ich wollte sie mir nur merken.

Ich konnte fast sicher sein, dass ich bei dieser Vernichtung keinen der Briefe vergessen hatte, aber eben nur fast. Ich glaube, dass nicht nur ich, sondern alle anderen Menschen hier, in diesem weiten Lande, die Gewohnheit angenommen hatten, Dinge, und sogar ganz ungefährliche, zu verstecken. Man hatte die Einsicht oder das Mass dessen, was gefährlich war oder sein konnte, bereits verloren und verstand nur mehr eines, dass unnötige Vorsicht sich hier als notwendige erwies.

Die Tschekisten zogen dieses ebenfalls in Betracht, es war ein gewisser Wettbewerb zwischen ihnen und ihren Opfern ausgebrochen, eben: wer wen überlistete.

Ich ging also notgedrungen mit dieser Frau, die nicht mehr von mir wich, wartete dann im Vorzimmer und war nicht gewiss, ob ich es je wieder als freier Mensch werde verlassen können.

Es war ganz natürlich, dass ich versuchte, mir eine Rechtfertigung zurechtzulegen. Ich kannte die Angst, die selbst bewaffnete Tschekisten vor den Gefangenen hatten, und ich brauchte im Grunde nicht mutiger zu sein als sie, was ihnen einleuchten musste.

Für sie musste es danach so aussehen, und so wollte ich es auch darstellen, dass meine Lage auf dem Markte, umringt von Män-

nen, die gerade aus dem Lager entlassen worden waren, eine überaus gefährliche war. Keiner der Einwohner des Dorfes hätte mir bei einem Überfall geholfen. Die Gefangenen küssten mir aber nur deshalb die Hand, weil sie mich vor allem Volk verspotten wollten.

Das musste nach meiner Meinung eine genügende Erklärung für mein Verhalten abgeben, nur dass sie für mich selbst nicht brauchbar sein konnte, das sah ich schnell ein. Ich konnte das Gefühl einer Dankbarkeit, mit der mich diese Männer bedacht hatten, nicht verraten.

Ich konnte aber, wie es auch war, zu allen Anschuldigungen schweigen, was sie reizen, ihnen erlauben würde, sich gehenzulassen, und dies dann sehr zu meinen Ungunsten.

Nach diesen Überlegungen wäre vielleicht ein gewisser Fatalismus angebracht gewesen, einfach «komme, was da wolle», aber bevor ich mich dazu entschliessen konnte, forderte man mich zum Eintreten auf.

Das Gesicht des Mannes war schwer zu enträtseln, denn da ich nahe der Tür stehengeblieben war, sah ich nur eine seiner Seiten.

Er richtete seine Frage nicht an mich, sondern sprach in den Raum hinein: «Sie arbeiten?»

«Gewiss», sagte ich und schwieg.

«Was soll hier dieses ‚Gewiss‘ heissen? Muss ich Ihnen jedes Wort aus der Gurgel ziehen?»

Nach meinen Angaben, die folgten, wollte er wissen, ob ich sofort meine Arbeit verlassen könne.

Plötzlich strömte mir von irgendwoher Kraft zu, es war nun klar, dass es sich nicht um das Ereignis auf dem Markte handeln konnte.

«Gewiss», sagte ich abermals und bemerkte zu spät, dass ihm eine solche sich wiederholende Gewissheit bei einer früheren Gefangenen nicht zulässig scheinen konnte.

«Können Sie morgen zu arbeiten anfangen?» fragte er schroff, worauf ich, ganz ohne zu wollen, einige Schritte zum Schreibtisch hin machte, meinen Kopf vorstreckte und nur ein Wort hervorbrachte: «Wo?»

«Kann Ihnen das nicht gleich sein?»

«Durchaus nicht, ich habe hier eine Wohnung, die mich befriedigt», sagte ich und dachte dabei an meine angefrorenen Haare.

«Dort werden Sie ebenfalls eine bekommen. Es handelt sich um das Lager der Syphilitiker, zwanzig Kilometer von hier.»

Das hatte ich allerdings nicht erwartet. Man holte mich also zurück, man brauchte anscheinend den «deutschen Spion», oder gab es andere Gründe für ihren Entschluss? Ich wusste schon lange, dass man von ihnen allerhand erwarten konnte.

Ich war kein Spezialist für diese Krankheit, was aber hier nicht viel zu sagen hatte, für mich war es endlich eine ärztliche Arbeit.

Ich hatte Kenntnis von diesem Lager. Man sprach hier nur mit Abscheu von ihm, aber für mich hatte es seine besonderen Schrecken, ich fürchtete von jeher nichts anderes als diese Krankheit, aber ich musste mich schnell entschliessen und tat es auch.

Es plagte mich ein recht unsinniger Gedanke, ich musste die mir so wunderbar zugefallene Arbeit als «Gottesstrafe» ansehen.

Schon in meiner Studienzeit hatte ich mich von solchen Kranken ferngehalten, und dies sogar in einer recht beschämenden Form.

Niemals werde ich vergessen, wie man mich in einem Seminar veranlasste, Blut aus der Vene einer Syphilitikerin zu entnehmen. Ich hatte in meiner Aufregung die Vene durchstochen, so dass das Blut über meine Hand floss. Dass ich danach die Spritze fallen liess, war nur das eine, ich steckte mit Blitzesschnelle meine Hände in ein Gefäss mit einer Sublimatlösung, das in der Nähe stand.

Mein Professor gab mir den Rat, meinen Beruf zu wechseln, was zwar die Fröhlichkeit meiner Kollegen erhöhte, mich aber in eine recht unangenehme Lage brachte.

Jetzt sah ich vor mir nicht einen einzelnen Kranken, sondern ein ganzes Lager voll, Hunderte Männer und ich die einzige Frau.

Ich sagte zu, ersuchte aber um eine Woche der Vorbereitung, die man bewilligte, wenn auch recht ungehalten.

Ich ging mit geteilten Gefühlen aus diesem Hause, ich war zufrieden und auch gleichzeitig betrübt, denn ich musste meiner Schule diese Neuigkeit mitteilen. Ihr Direktor, ein kluger und guter Mann, verstand, dass mich die Arbeit in der Schule nicht befriedigen konnte, und entliess mich mit dem Versprechen, mich jederzeit wieder aufzunehmen.

Als ich dann die schriftliche Bestätigung zu dieser Arbeit erhielt, mag ich wohl recht bedrückt ausgesehen haben. Der Major, der sie mir ausfolgte, beruhigte mich, versprach, mir einen Soldaten als ständigen Begleiter zu geben, der sogar bei der Untersuchung der Kranken dabeisein sollte.

Psychologische Einsichten sind nicht die starke Seite dieser und sicher auch anderer Institutionen dieses Landes. Der Materialis-

mus erlaubt anscheinend nicht, die «Psyche» als vorhanden anzunehmen, so dass ihre Negierung im Umgänge mit den Gefangenen zu den merkwürdigsten Erscheinungen führte.

Ich wusste von einem Fall, der sich vor nicht langer Zeit auf meinem neuen Arbeitsplatze zugetragen hatte.

Eines Tages kam ein Major in Begleitung zweier Soldaten mit aufgepflanzten Gewehren zur Inspektion in jenes Lager. Die Gefangenen sollen ihn ausserordentlich freundlich begrüsst haben, was ihn schon hätte stutzig machen müssen, es aber nicht tat.

Es waren ihrer Hunderte, die sich, scheinbar glücklich über sein Erscheinen, um ihn drehten, ihn mit Fragen und Klagen überhäuferten, ihn aber dabei in eine Ecke trieben, ihn sozusagen von seiner Wache befreien.

Nicht dass er dieses Manöver nicht erkannt hätte, er rief seinen Soldaten zu, die aber in dem Gedränge und Geschrei, das mit aller Absicht ausgeführt worden war, nichts hören konnten.

Als man dann den Major ganz an die Wand herangeschoben hatte, er ihnen hilflos ausgeliefert war, nahm einer der Syphilitiker die Zigarette aus seinem Mund und drückte sie dem Major in den seinen offenen, nach Hilfe schreienden.

Der Wachtposten, hoch über der Umzäunung des Lagers stehend, musste dieses gesehen haben, begann daraufhin über die Köpfe der Männer hinwegzuschossen, aber nicht etwa deshalb, weil er sie nicht treffen wollte, er bedachte bei seinem Vorgehen die Lage des Majors, der ebenfalls seinen Kugeln ausgesetzt war. Seit diesem Vorkommnis soll sich kein Vorgesetzter mehr in diesem Lager gezeigt haben.

Die Zusicherung, mir einen Soldaten für meine kommende Arbeit bereitzustellen, der sie ermöglichen sollte, lehnte ich ab, was nicht nur Erstaunen, sondern Gereiztheit hervorrief, man konnte nicht erlauben, dass ich mutiger sein wollte als sie selbst.

Ich fuhr ohne meine Sachen ab, nicht vielleicht deshalb, weil ich besonders vorsichtig war, man hatte einfach noch kein Zimmer für mich bereitgestellt.

Ich sah den Ort nicht das erste Mal, nur dass mir seine jetzige Aufteilung wenig Gutes versprach. Es waren aus ihm zwei Lager geworden, durch eine hohe Holzwand getrennt, die gesonderte Eingänge mit Barrieren und Wachtposten hatten. Da und dort waren Syphilitiker, die aber in der Lagerbewertung recht verschieden sein sollten, aber eigentlich nur in dieser. Der eine Teil beherbergte die «gesetzlichen Diebe», die andere Hälfte nahmen die Verräter dieses Bundes ein. Es herrschte die erbittertste Feindschaft zwischen ihnen, und jeder Irrtum der Behörde, einen Neuankommenden in das ihm nicht zustehende Lager einzuordnen, hatte Mord und Totschlag zur Folge.

Jedes der Lager hatte ein Ambulatorium, ein Krankenzimmer und eine eigene Küche. Nur eines war bei ihnen gemeinsam, das war ich. Ich musste da und dort arbeiten und hatte nur einen freien Gehilfen dazu, der an Tuberkulose litt und sich anscheinend mit den Gefangenen geeinigt hatte, was ich aber erst später verstand.

Es waren hier an die fünfhundert Gefangene, die an einer frischen, halb geheilten Syphilis litten oder sich einfach auch in anderen Stadien dieser Krankheit befanden. Das war vielleicht noch

nicht das Schrecklichste, aber dass sie intime Beziehungen untereinander pflegten, gemeinsam assen, machte jede Arbeit illusorisch.

Natürlich übersah ich dies nicht am ersten Tage, an diesem hatte ich nur eine Aufgabe, meine Autorität aufzurichten.

Ich war in das Lager der «Gesetzlichen» gekommen, um mir ihre Einrichtungen anzusehen, und zwar ohne Soldat. Die Gefangenen umringten mich, sahen mich neugierig an. Ich ging von einer Baracke zur anderen, mit einer ganzen Prozession bedacht. Sie liessen mich nicht allein, drängten sich sogar ganz nah an mich heran, was mich zu scherzenden Ausrufen veranlasste, die mit grossem Gelächter aufgenommen wurden.

Bei dieser Besichtigung konnte ich nichts Besonderes bemerken, ein Lager wie ein anderes auch, nur seine Insassen benahmen sich abweichend von der gewohnten Art.

Es herrschte anscheinend keine feindliche Stimmung gegen mich, aber ich sah es ihren Gesichtern an, dass es hier nicht geheuer war, sie waren spöttisch. Man nahm mich nicht ernst, man war sich sicher, mit mir fertig zu werden, ich war die Maus, mit der die Katze spielte.

Ich hatte mir für meine Besichtigung zuerst diesen Lagerteil gewählt, weil er nach meiner Meinung der schwierigere sein musste, was ich aber nach weiterem Zusehen nicht mehr glaubte.

Damals, noch an diesem Tage, beschloss ich, ihr Spiel zu unterbrechen. Ich blieb bis zur vollen Dunkelheit bei ihnen, überprüfte das Ambulatorium, seine Medikamente und Instrumente. Der Vorrat an Penizillin war gross, da die frischen Fälle zuerst mit ihm

behandelt wurden, aber sonst gab es eigentlich nur eine Hausapotheke, die vielleicht für eine kleine Familie ausgereicht hätte.

Das Krankenzimmer hatte sechs Betten, die aber leer standen, seinen Nebenraum konnte man als Laboratorium einrichten, obwohl vorläufig noch nichts dazu vorhanden war.

Das Ambulatorium hatte keinen Vorraum, in welchem die Kranken hätten warten können. Und sie in der Kälte zu halten ging auch nicht gut an. Sie kamen schon am ersten Tage in Mengen und benahmen sich in ihren Forderungen recht aufdringlich. Es waren ausschliesslich schmerzstillende Mittel, die sie von mir erhofften. Sie waren in ihren Forderungen noch unsicher, wie ich mich dazu stellen werde, sie probten erst, die einen mit Gestöhne, die anderen keifend, aber im Grunde gingen sie darauf aus, mich als Arzt zu verspotten. Sie legten mir die unglaublichsten Symptome vor.

Ich hörte, dass an eben jenem Abend eine Kinovorstellung im Lager sein sollte, und beschloss, an ihr teilzunehmen. Es stand eine recht schadhafte Baracke zu diesem Zwecke zur Verfügung, ein lichtloser Raum, die Fenster waren vernagelt.

Als die Vorstellung schon eine ganze Weile vor sich gegangen war, ich hörte das Summen des Apparates, öffnete ich die Tür dieses Hauses und sah in seine Dunkelheit hinein, in der die Leinwand grau flimmerte. Ich stand zwischen der Tür und wurde deshalb von allen gesehen. Sie hatten mich sicherlich nicht erwartet, schrien durcheinander «Doktor, Doktor!». Sie sprangen von ihren Plätzen auf, und da ich die Tür geschlossen hatte, zogen mich Hände, die ich nicht sehen konnte, in den Raum. Jeder wollte mir einen Platz geben.

Endlich sass ich enggedrängt zwischen ihnen, nicht vielleicht auf einer Bank, sondern auf einem Brett, das in seiner Vielheit hier die Einrichtung des Kinos auszumachen schien.

Was ich bei diesem Abenteuer gefühlt hatte, ist schwer zu sagen, nur dass es Angst war, glaube ich nicht. Ich war mir über die Gefahr, in die ich mich begeben hatte, vollkommen klar, aber ich hatte mich lange mit jener Menschensorte abgegeben, sie vielleicht nicht ganz, aber immerhin doch so weit kennengelernt, dass ich wusste, nur die Demonstration allen Mutes konnte sie im Zaum halten, und sie sollten wissen, dass ich ihn besitze.

Anscheinend war es eine halbe Stunde und nicht mehr, in der ich ihre Luft atmete, die nicht gut war. Allmählich erkannte ich ihre Gestalten, wenn auch undeutlich; von dem Film weiss ich nichts auszusagen, ich schaute ihn mit toten Augen an. Ich sah nur ein Geflimmer, er war recht alt.

Als ich mich dann mit der Erklärung erhob, dass mir der Film nicht sehr gefalle, und ich ihnen gute Nacht wünschte, wusste ich, dass ich gesiegt hatte. Nicht nur, dass sie mir im Chore einen guten Schlaf wünschten, sie sprangen sogar auf, um mir die Tür zu öffnen.

Ich stand in der kalten Nachtluft da, ich taumelte etwas und konnte mich nicht gleich zum Gehen entschliessen.

Die Wache war ganz erschrocken, als ich klopfte, sie hatte nicht angenommen, dass sich ein Mensch freiwillig hier hatte einschliessen lassen. Meine Wirtin empfing mich recht böse, warnte mich, so lange im Lager zu bleiben, und behauptete, dass ein weiblicher Doktor für die Verbrecher ebenfalls ein Weib sei.

Mögen ihre Worte auch gut gewesen sein, war es ihr Bett doch auf keinen Fall. Es war zu kurz und reichte selbst für meine Kleinheit nicht aus, und es war hart. Was man sonst mit dem Begriffe eines Bettes verbindet, fehlte ihm, selbst die Federn des Kissens hatten sich im Laufe der langen Zeit verknäult, den Charakter von Steinen mittlerer Grösse angenommen.

Ich schlief zwar schlecht, wachte aber wohlgenut auf, ich hatte das Kino des vorigen Abends noch gut in Erinnerung. Ich machte mich auf den Weg, nun den anderen Teil des Lagers anzusehen.

Die Gefangenen begegneten mir geschäftig, dienerisch, zeigten mir den Weg zu dem Ambulatorium, in dem ein junger Mann die Gefangenen zu den täglichen Injektionen empfing. Er war ein Mörder, der zu 25 Jahren verurteilt war, hatte das Aussehen eines Studenten und auch seine Sprache.

Die hier in diesem Lager Eingeschlossenen machten einen anderen Eindruck als ihre Nachbarn. Sie waren überaus beweglich, lärmend, während die anderen sich durch eine gewisse Ruhe auszeichneten, die man sogar Würde nennen könnte, wenn man diese nur als Form einer Haltung betrachten wollte.

Ein Kino gab es in diesem Lagerteil nicht, und es war schwer, etwas auszudenken, um sie von meinem Mute zu überzeugen. Der Feldscher, mein freier Gehilfe, schien hier, und nicht bei den «Gesetzlichen», seine Residenz aufgeschlagen zu haben, obwohl er wie auch ich die andere Seite ebenfalls betreuen sollte. Er zeigte mir seinen Kranken, der eigentlich ein Sterbender war, ein junger Mann, dessen Leber die Kur, die man ihm zukommen liess, nicht

vertragen hatte. Er schrie nach Wasser, das man ihm nicht geben wollte, obwohl ihm das Verbot nur das Sterben erschweren konnte.

Die Kranken, die ich danach ansah, hatten Syphilis in den verschiedensten Stadien, und es war eine ganze Menge dabei, deren Geschlechtsorgane davon nicht berührt waren. Besonders Jugendliche hatten erschreckende Geschwüre im Halse und viele von ihnen anale Veränderungen.

Um den Rachenraum zu untersuchen, benutzte man hier einen Spatel, der nur in der Einzahl vorkam, spülte ihn danach in einer Flüssigkeit ab, deren Bestand ich nicht erfahren konnte, da ihn der Feldscher selbst nicht kannte.

Alle Kranken hatten eine einheitliche Klage, es tat ihnen die Leber weh, was ich verstehen konnte, auch wenn sie dabei auf den Magen zeigten.

Schmerzen sind für den Arzt gewöhnlich eine Sache des Glaubens, in den wenigsten Fällen sichtbar. Mit diesen Schmerzen nun, die sicherlich auch vorhanden waren, führten die Gefangenen hier ein richtiges Theater auf, das in seiner Vielgestaltigkeit sehenswert gewesen wäre, wenn es einen einmaligen Versuch dargestellt hätte. Es wiederholte sich aber leider dann jeden Tag.

Ich empfang die Kranken hier einzeln, aber niemals habe ich sie dabei zu dieser Zeit in wirklicher Grösse gesehen. Die Männer, die bei mir eintraten, gingen gekrümmt, vornübergebeugt, sie schoben sich zusammen. Je nach ihrer schauspielerischen Fähigkeit bildete ihr Rücken sogar einen Buckel, ihre Hände pressten sie an den Leib und stöhnten, manche krochen förmlich in mein Kabinett hinein.

Ihre Sprache war eigens auf diesen Besuch bei mir abgestimmt.

Es war nicht die Rede eines Erwachsenen, die ich hörte, sie hatte kindliche Einschläge, und wenn sie ihre letzten Reserven verausgabten hatten, begannen sie mich Mamascha, «Mütterchen», zu nennen. Sie verlangten von mir schmerzstillende Mittel, die ich nicht hatte. Ich bekam für alle Kranken nur 30 Pulver im Monat, wovon sich der Feldscher für seine «Ungegesetzlichen» den grössten Teil aneignete, um ihn dann nach seinen Notwendigkeiten zu verwenden. So war es wenigstens bis jetzt gewesen.

Ich bin sicher, dass keiner der Kranken in das Ambulatorium kam, um Medizin zu erhalten, die kein Narkotikum war.

Nach meiner Erklärung, dass ich ihnen in diesem Fall nicht helfen könne, begann der zweite Teil der Vorstellung.

Viele entschlossen sich, da Bitten nicht geholfen hatten, zu einem Geschrei, spielten mir einen Anfall vor, warfen sich wohl auch auf den Boden, wo sie sich sozusagen vor Schmerz wälzten, und ich nur eines tun konnte, ihnen ruhig zuzuschauen.

Andere entschlossen sich zu einem Geschimpfe. Das waren aber nicht Wörter, die eine Zensur gebilligt hätte, es war ein ausschweifendes sexuelles Sammelsurium, das fast alles in sich schloss, was es an Möglichkeiten dieser Art gab. Es war nicht an mich gerichtet, sie entluden sich einfach.

Da dieses aber ebenfalls keine Wirkung auf mich haben konnte, behielt ich das Skalpell im Auge, das auf meinem Tische lag, und konnte nur abwarten, bis sie sich erschöpft hatten.

Ich hörte viele Drohungen, aber niemals drohten sie mir selbst, nein, das kam nicht vor, sie drohten nur solche Dinge zu tun, de-

ren ich nicht froh sein würde. Was aber dieses war, konnte ich vorläufig nicht verstehen.

So sahen die Besuche im Lager der «Hündischen» aus, während die «Gesetzlichen» Diebe, und gewiss auch Mörder, mich etwas anders trafen. Hier ging es ruhiger zu, obwohl ihre Methoden nicht andere waren als die ihrer Feinde. Sie krümmten sich ebenfalls, baten und schimpften, aber weit weniger als die anderen, nur wenn sie mich verliessen, und sie taten es meistens wortlos, fühlte ich mich nicht besonders wohl. Merkwürdig, dass das Schweigen, das Nichtwort, mehr Wirkung ausüben kann als das Wort selbst, das doch immer eine Begrenzung anzeigt, während das Schweigen alle Möglichkeiten in sich trägt.

Die Neuankommenden, meistens frische Fälle, die man von allen Lagern dieses Gebietes zu mir brachte, waren fast immer Männer, die sich absichtlich infiziert hatten. Sie wollten damit der Arbeit für eine lange Zeit entgehen, denn hier in diesem Lager galten die Menschen als nicht arbeitsfähig.

Wieviel Unwissenheit gehörte dazu, welche an Selbstmord grenzende Verzweiflung, um sich dazu zu entschliessen!

Unter allen Männern, die ich hier sah, war kein einziger, der eine höhere Schulbildung genossen hatte, fast alle gehörten der Verbrecherkategorie an, und viele von ihnen hatten 25 Jahre im Lager zu verbringen.

Als ich meine Arbeit hier begann, war ich in dem Glauben, die Gefangenen etwas zu verstehen. Ich war aber in ein Neuland getreten, das nicht nur meine psychologischen Kenntnisse in Frage stellte, das wäre noch das wenigste gewesen, ich musste leider nun auch die mir bekannten medizinischen Gesetze als vag, als recht ungefähres Wissen erkennen.

Schon nach Kurzem, es war die zweite Hälfte des Monats, und von einem «Pulver» konnte gar keine Rede mehr sein, änderten sich die Forderungen meiner Patienten. Sie klagten über Schmerzen im Darm, wollten fast alle an Hämorrhoiden leiden.

Äusserlich war bei einer Untersuchung nichts zu bemerken, was aber in vielen Fällen diese Erkrankung nicht auszuschliessen brauchte.

Ich gab im guten Glauben Zäpfchen aus, die ein Minimum an Opium enthielten, die ich aber auch nicht in genügender Zahl hatte.

Als sie zu Ende waren, ausgegeben bis zum letzten, hatte ich fast dieselben Szenen zu erleiden wie in der Zeit der Magenschmerzen.

Allmählich dämmerte es mir auf, dass irgendetwas dabei nicht stimmen könne, und ich wendete mich an den Feldscher, der schon eine ziemliche Zeit hier arbeitete und die Gewohnheiten dieser Gefangenen besser kennen musste als ich.

Der Mann war mir von allem Anfang an nicht sympathisch gewesen, jetzt aber, nach meiner Frage, sah ich in seine kalten Augen, auf sein fast triumphierendes Lächeln.

Er liess sich mit seinen Erklärungen Zeit und begann seine Rede mit einem Vorwurf:

«Ach, Doktor, Sie glauben hier etwas ändern zu können? Sie halten mich wohl für einen Dummkopf oder Schurken, dass ich alles laufenlasse, wie es eben geht? Man muss die Dinge hier sehen, wie sie sind, und nicht, wie wir sie wünschen! In diesem Lager gibt es so viele Injektionsspritzen, wie Sie sie in keinem Kran-

kenhause finden werden. Woher sie sind? Gelacht! Durch die Post befördert, in einem Fetttopf, in Graupen vergraben oder durch Kauf erworben. Sie sind eine gangbare Ware. Sie glauben vielleicht, sie ihnen abnehmen zu können? Da sind Sie aber im Irrtum. Es gibt so viele Verstecke hier, dass selbst eine Kompanie Soldaten sie nicht finden könnte. Sie verstehen nicht recht, wozu sie ihnen notwendig sind, diese Spritzen? Das können nicht nur Sie, auch kein anderer Mediziner kann es verstehen. Diese Gefangenen machen Ihre Wissenschaft lächerlich!

Sie wissen wirklich nicht, was sie mit den Zäpfchen gemacht haben? Ai, ai, ai! Ich habe es ziemlich schnell erfahren. Natürlich haben sie es mir nicht selbst gesagt, dazu hat man aber seine Zubringer, die einem für kleine Geschenke Kenntnisse vermitteln, die wertvoll sind, und nicht nur hier in unserer Lage. Kurz gesagt also: Die Zäpfchen unterliegen einer Bearbeitung. Hören Sie gut zu! Man legt eines davon in ein Penzillinfläschchen und erwärmt seinen Boden mit einem Streichholz oder mit mehreren, bis man eine Flüssigkeit erhält, von der man dann die Fettschicht mit Watte abnimmt. Das Verbleibende, die Flüssigkeit, zieht man in die Spritze und injiziert sie in die Vene. Das Opium soll, auf diese Art befreit, ganz gut wirken.»

Ich glaube nicht, dass ich mit offenem Munde diese Erklärung angehört habe, ich war nur förmlich erstarrt.

«Und keine Sepsis?» fragte ich ziemlich leise, wozu der Mann auflachte. «Da kennen Sie die menschliche Natur wenig, die hält manches aus, wenn der Wille zur Tat vorhanden ist!»

«Aber das ‚Pulver‘, das schlucken sie doch, oder?»

«Ja, eben ‚oder‘. Sie werden nicht so dumm sein, sich um eine

stärkere Wirkung zu bringen, wenn sie spritzen können.»

«Mit Brunnenwasser?»

«Richtig, ein anderes hat das Lager nicht.»

Nach dieser Unterredung wurde mir meine Arbeit recht unheimlich. Ich war verantwortlich für den Gesundheitszustand dieser Menschen, und es gab für mich keine Möglichkeit, ihn zu überwachen.

Die Leute hier, ich glaubte gewiss zu sein, kannten den verheerenden Charakter ihrer Krankheit nicht, aber in ihrem Innersten schienen sie doch ihre Gefährlichkeit zu fühlen. Ich konnte vorläufig keinen anderen Grund zu ihrem Fatalismus finden. Sie waren bereit, für eine Minute einer erhöhten Empfindung das Leben zu riskieren, aber wohl kaum deshalb, weil sie meinten, die Gefangenschaft nehme es ihnen sowieso ab.

Je länger es dauerte, desto mehr musste ich mir eingestehen, dass ich so ziemlich hilflos war. Die langen Jahre meines Lagerlebens hatten mir anscheinend erst einen verschwindend kleinen Teil an Kenntnissen, die hier notwendig waren, eingebracht, und selbst die, die sich auf den menschlichen Organismus selbst bezogen, waren demnach höchst mangelhaft, was ich aber dann, vielleicht zu meiner Beruhigung, auch allen anderen Ärzten zuschreiben konnte.

Erst allmählich übersah ich den Bestand der hiesigen Gefangenen. Um es ohne Umschweife zu sagen, sie waren fast alle Päderasten, ja, sie waren Päderasten und Narkomane.

In anderen Lagern, wo die Männer sich zwar schwer, aber doch mit weiblichen Gefangenen treffen konnten, habe ich diese Erscheinung nicht bemerkt. In jenen Lagern wurden Kinder geboren,

die dann zwar als freie Menschen, aber mit einem etwas trüben Geburtsschein versehen, in das Leben hinausgingen. Narkomane traf ich dort so wenige, dass ich mich ihrer gut erinnere.

Es gab da einen Mann, der sich von Zeit zu Zeit von mir ein Codeinpulver ausbat, was er auch erhielt. Was konnte schon eines schaden, wenn der Mann hustete, und er tat es. Später hörte ich aber, dass er anscheinend nicht nur Geduld, sondern auch genügend Disziplin hatte, sie zu sammeln. Es dauerte gewiss eine ganze Zeit, bis er an die 20 Pülverchen zusammenhatte, um schwelgen zu können. Es kam vor, dass er dann wie ein Blinder im Lager umhertappte, was ihm aber weiter niemand übelnahm. Er war ein stiller, ein gebildeter Mann, der hier als Schreiber arbeitete, der die Flucht aus der Sphäre des Lagers eben auf seine Art betrieb.



Man hatte mir endlich ein Zimmer gegeben, mich von dem kurzen Bette befreit. Es lag ganz am Ende des Ortes, nicht weit von der Wäscherei für Soldaten und Gefangene. Es war in einem Hause, das nur zwei Räume enthielt, von denen einen Gefangene innehatten, Verbrecher mit geringer Strafzeit, die ohne Wache ihre Arbeit verrichten durften.

Das Haus stand auf Sumpfland, und in meinem Keller stand grünliches Wasser. Die Ratten hatten sich viele Zugänge zu meinem Zimmer geschaffen, nicht vielleicht heimlicherweise, sondern ganz offenkundig, und besuchten mich selbst am Tage.

Ich kannte den Zyklus ihrer Vermehrung nicht, der übrigens ausserordentlich kurz sein muss, denn in wenigen Wochen hatten sie sich recht vervielfältigt oder vielleicht auch Zuzug bekommen, da sie anscheinend von verwandter Seite in Erfahrung gebracht hatten, dass sich hier eine gefahrlose Zone für sie erschlossen hatte.

Eines Abends zählte ich 13 Ausgewachsene ihrer Art, und obwohl mir die Zahl selbst nicht gerade missfiel, beschloss ich doch, ihren Spaziergängen Einhalt zu tun.

Ich begab mich zum Lagerleiter und beklagte mich. «Ratten?» sagte er, «eine Kleinigkeit, ich schicke Ihnen noch heute einen Mann.»

In alle Löcher, und es waren viele, stiess dieser dann Hölzer hinein, und als ich von der Arbeit zurückkam, konnte ich die Einsamkeit meines Raumes richtig auskosten.

Abends las ich, aber alle Literatur, die ich zu mir nahm, erschien mir recht seltsam, romantisch, unwirklich, ja sogar lügenhaft. Sie hielt keinen Vergleich zu den Dingen aus, die ich erlebt hatte und noch immer erlebte. Ich wollte dieses Gedruckte gerne als Gegengift gelten lassen, den Abgrund überbrücken, was mir aber nicht gelang.

Endlich schlief ich ein und erwachte durch ein Scharren, das ich zuerst in seiner Ursache nicht verstand. Es war laut und kam aus allen Ecken meines Raumes. Als ich endlich begriff, stand ich auf, nahm einen Holzprügel, der neben dem Ofen lag, und begann mit aller Kraft auf jene Hölzer einzuschlagen, mit denen man die Löcher verstopft hatte. Die Ratten benagten sie nämlich.

Ich wiederholte dieses Gepolter einige Male, bis ich mich entschloss, ungeachtet allen Lärms zu schlafen.

Früh am Morgen, früher, als ich sonst aufstand, klopfte es vorsichtig an mein Fenster. Ich wurde schnell wach und rief dem Manne zu, den ich gut sehen konnte, mir zu sagen, was er brauche. Zu meinem Erstaunen sagte er ziemlich leise: «Doktor, Sie leben?»

Das war mehr als verwunderlich, sollte es ein Scherz sein? Bis jetzt hatte sich noch niemand einen mit mir erlaubt.

Seine Erzählung liess mir dann das Lachen, mit dem ich ihn empfangen hatte, vergehen. Er war ein Gefangener, der neben mir wohnte. Er und seine Kameraden waren in dieser Nacht durch einen Lärm aufgewacht, den sie sich zuerst nicht erklären konnten, bis einer von ihnen mit aller Gewissheit behauptete, dass er nichts anderes als Mord bedeute. Sie wagten sich nicht aus dem Hause. Mir Hilfe zu bringen fiel ihnen gar nicht ein.

So und in dieser Weise hatten mir meine Ratten zu erkennen gegeben, in welcher Gefahr ich mich so ganz im Allgemeinen befand.



Es kam der Novemberfeiertag heran, vor dem man mich besonders gewarnt hatte. Ich konnte nicht einsehen, was die Gefangenen an diesem Tage anzufangen vermochten, sie waren keine Patrioten, obwohl sie grosse Ähnlichkeit mit ihnen hatten. Höchst selten hörte man hier eine abfällige Bemerkung, die sich auf die Regierung bezog. Sie hatten sich mit ihr eingerichtet, was aber weniger gegen sie als gegen diese höchste Behörde sprach.

Sie hatten andere, greifbarere Feinde, die sie mit Verachtung,

Hohn, aber auch mit dem Messer bestrafen. Zufällig, oder vielleicht nicht zufällig, gab es keine Ausländer hier, die für sie alle zu den Konterrevolutionären zählten, und es könnte möglich sein, dass sie die Gelegenheit des Festes zu einer Aktion nun gegen mich ausnutzten, alle Fremden in meiner Person trafen.

An diesem Tage begab ich mich zuerst in das Lager der «Gesetzlichen». Es schien wie ausgestorben, alle hatten sich in die Baracken zurückgezogen, was auf mich keinen guten Eindruck machen konnte.

Ich ging in das Ambulatorium, das leer war, machte die Tür des Krankenzimmers auf und blieb regungslos stehen.

Auf dem Boden hockte ein junger Mann, hielt seinen blutenden Arm über eine Schüssel, in der er sein Blut fürsorglich zu sammeln schien. Er hatte sich die Vene durchschnitten und sah dem Laufen des Blutes ruhig zu.

Das erste, was ich ohne jedes Nachdenken tat, war das Abschätzen des Blutes, das bereits in der Schüssel war. Da es aber nicht das Mass dessen überstieg, was ein Mensch, ohne grossen Schaden zu erleiden, verlieren konnte, war ich beruhigt, begann nur um Hilfe zu rufen.

Ich musste annehmen, dass mir bei meinem Versuche, ihn zu retten, Widerstand geleistet werden würde. Der Mann hatte sich nämlich von seinem Messer noch nicht getrennt, er hielt es in der rechten Hand.

Mein Rufen verhallte ungehört, und da ich nicht länger warten konnte, musste ich mich zu einem Angriff entschliessen.

Ich begann auf ihn einzureden, was aber keinerlei Wirkung hatte, er schaute sogar nicht auf, beobachtete vielmehr des Trop-

fen des Blutes, das ihn zu faszinieren schien. Das Messer hielt er fest in der Hand, anscheinend um noch einmal damit zu schneiden, wenn es notwendig sein sollte.

Meine Überkleider fielen auf den Boden, ich stürzte mich auf den Mann, dessen hockende Stellung mir half, ihn auf den Rücken zu werfen.

Zu meinem Erstaunen versuchte er sich gar nicht wieder aufzurichten, er blieb einfach liegen. Das Messer hielt er nur mehr lose, ich konnte es ihm ohne Weiteres abnehmen. Ich verband ihn dann, was er ruhig geschehen liess, aber gegen die Spritze wehrte er sich verzweifelt. Er wehrte sich gegen die Zufuhr von Flüssigkeit, er wollte anscheinend keinen Ersatz für die verlorene erhalten. Er vollführte ein solches Geschrei, dass ich annehmen musste, seine Brüder würden ihm zu Hilfe kommen, aber nichts dergleichen geschah.

Er beantwortete die Frage nach dem Grunde des Selbstmordes nicht, was aber nicht verwunderlich war, denn das Schweigen war sozusagen eine «gesetzliche Pflicht». Ob es sich um einen Geisteskranken handelte, woran ich auch denken musste, war in diesen Verhältnissen ohne Belang. Es gab nicht wenig Irrsinnige in den Lagern, für die besondere Gesetze nicht gemacht worden waren.

Ich besah mir das Messer, das seinen Namen nicht recht verdiente, es war nämlich keines, vielmehr ein Stück Radreifen, den er geschärft hatte, womit aber, ist schwer zu sagen. Wie es auch war, es musste viele Stunden gedauert haben, es zu einem brauchbaren Instrument zu machen, was die Vorsätzlichkeit seines Vorgehens ausser Zweifel zog. Da ich aber auch die anderen Gefangenen besehen musste, vielleicht war dieser Mann nicht der einzige,

der sich gerade diesen Tag zu einem solchen Unternehmen ausgesucht hatte, musste ich ihn allein lassen, was natürlich gefährlich war.

Die scheinbare Leere des Lagers konnte nur auf Befehl des Atamans erfolgt sein. Wie er diese Disziplin aufrechterhielt, war mir recht unverständlich. Er war ein noch junger Mann, dessen Körperkräfte nicht wesentlich sein konnten. Die Unterordnung der Mitglieder seines Bundes ging so weit, dass dieser Lagerteil einem einheitlichen Organismus glich, er war Herr über Leben und Tod. Er wurde bedient, wie es einem Herrscher zukam, man ernährte ihn aus allen Zuschüssen, welche die Gefangenen von aussen her erhielten, er war gut gekleidet und brauchte nur einen Wunsch auszusprechen, um das ganze Lager in Bewegung zu bringen.

Jeder Neuangekommene stellte sich mit seiner ganzen Habe zur Verfügung, und er wählte.

Er war ein Narkomane wie andere auch, forderte von mir schroff, was ihm beliebte, konnte es aber ebensowenig erhalten wie die anderen, die weniger Macht hatten als er.

Erst nach langer Zeit brachte ich in Erfahrung, dass die Lagerverwaltung über einen Vorrat von Opium und Haschisch verfügte, den sie den Gefangenen für heimlich geleistete Zuträgerdienste als Lohn zusteckte, und ich war sicher, dass er, der Ataman, auf Umwegen ein Nutzniesser dieser Gaben war.

Ich begab mich zur grössten Baracke, aus der ein schwacher Lärm zu hören war. Ich öffnete die Tür und blieb gleich an ihr stehen, denn das Schauspiel, das sich mir darbot, war recht ungewöhnlich.

In der Mitte des Raumes tanzte der Ataman, den ich sonst nur im gekrümmten Zustande im Ambulatorium empfang.

Er drehte sich kokett in einem Tanze, den ich als grusinische Les-ginka erkennen musste. Er tanzte auf den Zehenspitzen wie eine Ballerina, während ein anderer Mann die Frauenrolle übernommen hatte. Alle Anwesenden klatschten im Takte dazu.

Sie schauten auf mich, ohne jedoch im Tanze innezuhalten, und auch der Ataman warf mir einen Blick zu, ohne sich jedoch in seinem Vergnügen stören zu lassen. Es machte ihm anscheinend gar nichts aus, dass seine Simulationen mit ihrem ewigen Gestöhne nun offenkundig geworden waren.

Ich schloss, ohne ein Wort gesagt zu haben, die Tür, hinter der es plötzlich still geworden war. Ich wollte mich nicht damit abgeben, zu überlegen, was sie nach diesem Vorfall planen könnten. Kein Freier, niemand ausser Bewaffneten, hatte es bis jetzt gewagt, diese Baracke zu betreten, sie hatten eine solche Überraschung gewiss nicht erwartet.

Mein Selbstmörder lag schlafend da, und der Sanitäter, den ich endlich gefunden hatte, schimpfte ganz gottserbärmlich über ihn, nicht etwa weil er sich das Leben hatte nehmen wollen, einfach nur deshalb, weil er ihn am Feiertage hinderte, Karten zu spielen, was die grosse Leidenschaft dieses Menschen war.

Das Kartenspiel war verboten, und das hatte seine guten Gründe, wenn auch das Verbot auf sie keinerlei Wirkung ausübte.

Es wurde verständlich, wenn man bedachte, dass die meisten Verletzungen, ja Morde ihre Ursache im Kartenspiel fanden. Man spielte um ganz verschiedene Dinge, wobei das Geld nicht die Hauptrolle spielte. Man spielte um Kleidungsstücke, und wenn nichts mehr zu verspielen war, um Teile des Körpers. Ohren wa-

ren eine beliebte Ware, aber auch Finger hatten ihren Wert, man schnitt oder hackte sie einfach ab.

In dem Falle aber, wenn der Verlierer sich nicht zum Zahlen bequeme, nahm man das Ganze für den Teil und erschlug den Mann oder hängte ihn auf, was eine besonders bevorzugte Methode war, die dann als Selbstmord gelten konnte. Übrigens bekam in dieser Zeit ein Mörder für ein neues Vergehen, wenn er schon früher 25 Jahre erhalten hatte, keine zusätzliche Strafe. Er hatte die «ganze Spule», wie man es hier nannte, und das sollte genügen.

Echte Spielkarten gab es im Lager nicht. Sie wurden hier angefertigt, aber mit welchen Schwierigkeiten war das verbunden! Sie wurden aus Zeitungen geklebt, was diese hier zur Ware machte. Der Kleister war das in Wasser aufgelöste Brot, und die dann benötigten Zeichen wurden mit einem Klischee aufgedruckt, das ich jedoch niemals zu Gesicht bekommen habe. Der König war einfach eine gezeichnete Krone, während sich die Königin mit ihren Genitalien zufriedengeben musste. Ich kann nicht behaupten, alle Karten gesehen zu haben, aber viele von ihnen waren mir bekannt. Sie fielen eines Tages aus dem Kopfkissen eines meiner Kranken, der sich mit ihrer Fabrikation beschäftigte.

Das war übrigens ein ganz merkwürdiger alter Mann, ein Usbeke, der eigentlich keinerlei Anzeichen einer Syphilis aufwies, praktisch gesund war, es aber verstand, durch ein Papierchen seine Krankheit zu beweisen. Es war schon vor langen Jahren ausgestellt, bestätigte, dass der Mann im Soldatenalter solcherart krank gewesen war. Mit welcher Geschicklichkeit er bis jetzt dieses «Do-

kumentchen» verwendet hatte, musste man bewundern, da er dadurch der Arbeit entging. Er behauptete, krank zu sein, und ich legte ihn zur Untersuchung hin, um seinen ewigen Klagen zu entgehen.

Tagsüber, solange ich selbst im Lager war, lag er brav und meistens schlafend in seinem Bett, lag auf seinen Spielkarten, behütete sie auf diese Weise. Kaum aber hatte ich es verlassen, als er aufstand und mit den anderen die ganze Nacht hindurch Karten spielte, aber nicht etwa im Krankenzimmer selbst, er begab sich dazu in die Baracke seiner Freunde.

Natürlich habe ich das nicht gleich erfahren, und als ich es erfuhr, war es zu einem Eingreifen schon zu spät.

Eines Nachts brach in einer der Baracken ein grosser Tumult aus, der sogar die Soldaten veranlasste, in sie einzudringen, was sie gewöhnlich vermieden. Man hatte wie üblich Karten gespielt, und der Usbeke hatte sich dabei, wie ich dann später erfuhr, einige Freiheiten erlaubt, eben falschgespielt. Man beschloss, ihn zu bestrafen, gewiss auf ihre eigene Art. Einige Männer hoben den Mann in die Höhe und stiessen ihn dann viele Male auf den Boden auf, ungeachtet der Lage, die seine Glieder dabei einnahmen.

Die Soldaten fanden ihn blutend vor, und da sie von den Insassen der Baracke den Rat erhalten hatten, ihn so schleunigst als möglich aus ihren Augen zu schaffen, wenn sie sein Leben erhalten wollten, schleppten sie den Mann in den Karzer, was vielleicht sogar in diesem Falle das einzig Vernünftige war.

Am Morgen, nachdem man mir diesen Vorfall berichtet hatte, begab ich mich dahin, um mit dem Usbeken Verhandlungen aufzunehmen, zu entscheiden, was mit ihm zu geschehen habe.

Natürlich versicherte er, vollkommen unschuldig zu sein, über seine nächtlichen Ausflüge aber zog er es vor, zu schweigen. Ich konnte mich aber damit nicht zufriedengeben, machte ihm Vorwürfe, worauf er hochmütig sagte: «Weib, die Wahrheit lebt nicht unter Ungläubigen, nur der Glaube ist der Weg zu ihr!»

Ich gehörte aber für ihn, und das konnte ich gut verstehen, zu den Ungläubigen und würde sie deshalb auch niemals erfahren. Ich gab mich damit zufrieden und verlangte keine weitere Rechtfertigung mehr.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass er in sein Lager nicht zurückkehren könne und nur eine Möglichkeit habe, sich ausserhalb ihres Gesetzes zu stellen und zu den «Hündischen» zu übersiedeln.

Nach einem kurzen Nachdenken war er damit einverstanden, was aber noch nicht heissen konnte, dass ihn diese auch aufnehmen würden.

Da sein Gesundheitszustand recht besorgniserregend war, musste ich mich beeilen, ihn aus dem Karzer zu nehmen, konnte es aber nicht ohne Einwilligung der «Hündischen» tun.

Erschwert war mein Vorhaben durch das Nichtvorhandensein einer verantwortlichen Person in jenem Lagerteil, die einen Ataman hätte ersetzen können. Hier hatte das Wort einen anderen Wert und vielleicht sogar keinen. Um mich zu vergewissern, ob ich es wagen konnte, den Usbeken in das ihm bis jetzt feindliche Lager zu bringen, musste ich eine förmliche Versammlung einberufen, auf der alle Für und Wider besprochen werden konnten.

Von niemandem konnte ich Hilfe erwarten, der Leiter des La-

gers hielt nichts von Versprechungen, die Gefangene gaben, redete überhaupt nicht mit ihnen ausser mit denen, die er gekauft hatte.

Um mich stand dann eine Menge nicht sehr erfreulich aussehender Männer, denen ich diesen Fall zu erklären versuchte. Obwohl sie mir scheinbar zuhörten, entschlossen sie sich keineswegs zu einer schnellen Antwort. Alle sprachen durcheinander, und ich war keineswegs sicher, ob ihr Entschluss zu Gunsten des Usbeken ausfallen würde, als sich eine Stimme ganz in meiner Nähe vernehmen liess. Es war ein Russe, der sprach, der den alten Mann anscheinend aus früheren Zeiten her kannte und der nun mit seiner Verachtung nicht zurückhielt. Er sei gar kein Dieb, sagte er, sondern ein Schmuggler gewesen, und ausserdem halte er niemals Wort. Er habe nämlich Kenntnis von einer bestimmten Bewegung, die er mache, wenn er ein Wort gegeben habe, und dieses sofort und ohne Schaden für ihn selbst vernichtete. Er sei im Bunde mit dem Teufel.

«Also, ein Teufelskerl!», schrie einer anerkennend auf, «den brauchen wir, von dem kann man noch etwas lernen!»

Aus der Menge kam eine Frage: «Spielt er gut Karten?»

Ich zögerte nur einen Augenblick, um ihnen dann mitzuteilen, dass er nicht nur spiele, sondern auch verstehe, Karten anzufertigen. Es war mir klar, dass ich mit dieser Eröffnung eine im Sinne der Lagerverwaltung strafbare Handlung vollzogen hatte, ich konnte aber danach sicher sein, den Usbeken, wenigstens solange er liegen musste, vor ihnen zu schützen.

Alle brachen nach diesem Gehörten in Zurufe und Gelächter aus, und seine Aufnahme war so gut wie gelungen.

Man schien erfreut zu sein, einen eigenen Fabrikanten der so beliebten Karten bei sich aufzunehmen, und als man ihn dann brachte, halfen sie sogar, die Tragbahre über die Stufen des Ambulatoriums zu heben. Sie warteten das Ergebnis meiner Untersuchung ab, das nicht auf eine lange Krankendauer deuten durfte, sie brauchten eben Spielkarten.

Was die Beschädigungen anbetraf, die er erhalten hatte, war der gebrochene Arm wohl am bedauerlichsten für sie, denn er musste seine Arbeit hindern. Über das andere, das Unsichtbare, machten sie sich weiter keine Gedanken.



Unter den hiesigen Gefangenen gab es wenig Epileptiker, dafür aber solche, die mich in Atem hielten. Unter ihnen war einer, ein junger, äusserst schwächlicher Mann, der sich in Anfällen nicht genug tun konnte. Ich musste neben ihm sitzen, um die Gewaltanwendungen seiner Freunde zu verhindern, die ihm bei seinen Anfällen beizustehen glaubten, wenn sie ihn niederhielten, sich sogar auf ihn setzten, wenn ihre Kraft anders nicht ausreichte, es zu tun.

Ich hatte schon eine lange Zeit bei ihm ausgeharrt, während man mich umringte und diese Krankheit als rechtes Schauspiel genoss.

Da es sich in diesem Falle um einen Status epilepticus handelte, konnte ich nur versuchen, ihn mit einer Äthernarkose einzudämmen, hatte aber selbst keine Maske dazu. Ich kam auf den Gedanken, die Gefangenen zu veranlassen, mir Draht zu beschaffen, um eine solche, wie primitiv sie auch sein mochte, herzustellen. Im Nu

war ich von ihnen befreit, sie stoben auseinander, um mir dann in der kürzesten Zeit die verschiedensten Drahtstückchen zu bringen.

Die Männer sahen mir eine Weile bei der Arbeit zu, hatten sogar den um sich Schlagenden vergessen, rieten und nahmen mir endlich die Arbeit aus der Hand. Mit mehr Geschicklichkeit, als ich sie selbst aufbrachte, verfertigten sie ein Gerüst, das ich dann mit einem Stückchen Wachstuch bedeckte, um zur Narkose zu schreiten.

Diese wirkte schon nach Kurzem, was mir zwar die Bewunderung der Gefangenen einbrachte, die aber nicht so sehr dem Heilerfolg als den Ätherdämpfen galt, die bei einer so einfachen Maske entflohen und mit Gier von ihnen eingeatmet wurden, was ich natürlich nicht verhindern konnte.

Wie weit ihre Notwendigkeit ging, sich aussergewöhnliche Empfindungen zu verschaffen, habe ich aber erst von einem Manne erfahren, der sich in Ermangelung eines Narkotikums Luft in die Vene spritzte oder einblies.

Die Arbeit hier hatte mich schon lange an den feststehenden, oder vielleicht richtiger gesagt, mehr oder minder variablen Gesetzen der medizinischen Wissenschaft zweifeln lassen, aber dieser Fall war doch zu unglaublich, um ihn einfach hinzunehmen. Ich begann den Mann zu befragen, gewiss nicht nach dem Grunde seines Tuns, den ich ja kannte, sondern allein nach den Empfindungen, die sich bei diesem Experiment eingestellt hatten. Er antwortete mir recht willig, war anscheinend sogar stolz auf die Wirkung, die sein Tun bei mir ausgelöst hatte. Vor allem gab er zu, nicht der Erfinder dieser Methode zu sein, man hatte sie ihm empfohlen und auch nicht vergessen, ihn auf die kurze Dauer ihrer Wirkung hin-

zuweisen. Der geringe Aufwand aber, der dazu nötig war, fast ein Nichts, einfach Luft, machte die Mühe wett.

Um die tatsächliche Wirkung befragt, war es ihm sichtlich schwer, sie genau zu beschreiben. Er sagte, sich lange besinnend: «Kaum hatte ich die Spritze niedergelegt, als es im Kopf knackte, manchmal nur einmal, aber auch ein zweites Mal habe ich es schon gefühlt. Es ist sehr angenehm, man vergisst dabei alles, aber leider nur für eine sehr kurze Zeit.»

Mehr konnte ich darüber nicht erfahren, und wenn ich auch den Mann auf die Gefahr, die damit verbunden war, aufmerksam gemacht hatte, konnte ich keineswegs sicher sein, dass er mir glaubte, wo doch die Praxis meinen Worten widersprach.



Irgendeine Veränderung im Benehmen meines Kontingents mir gegenüber konnte ich nicht feststellen, sie hatten sich mit meiner Person abgefunden. Die Drohungen, die der Nichterfüllung ihrer Wünsche gewöhnlich folgten und mit denen sie nicht geizten, waren recht unbestimmter Natur.

Ein Mann, der mich vergeblich von seinen Schmerzen überzeugen wollte, die ich ihm vielleicht sogar, wenn auch nicht in diesem mir vorgespielten Masse, glaubte, wurde plötzlich ernst und sagte: «Ich werde Ihnen ein Kunststück zeigen, dass Sie darüber Ihre Fröhlichkeit verlieren werden!»

Meine Fröhlichkeit gab es tatsächlich. Sie war eigentlich nur das Gegenteil eines Ernstes, den viele Menschen wie ein Schild vor

sich hertragen und den ich nicht notwendig hatte, um mich zu behaupten.

Was es aber mit der Drohung des Mannes auf sich haben konnte, versuchte ich gar nicht zu erraten, die Wege ihrer Logik waren recht seltsam und für mich nicht immer gangbar. Ich empfing daraufhin andere Kranke, die ebenfalls Schmerzen haben wollten, als ein keuchender Junge, der das Klopfen an der Tür vergessen hatte, mir mitteilte, dass in seiner Baracke ein Mann sterbe.

Ich liess alles liegen und stehen und lief mit ihm. Ich fand den mir «Drohenden» in einem überaus schlechten Zustande vor. Seine Temperatur musste sehr hoch sein, er war ohne Besinnung, sein Puls ging so schnell, dass er nur noch einem Zittern glich.

Ich war nun wirklich dieser Erscheinung nicht froh, konnte es auch nicht verstehen, wie er es zustande gebracht hatte, sich in sie zu versetzen.

Der Junge, der mich geholt hatte, sah jetzt für sich eine Möglichkeit, mir zu dienen, vielmehr etwas von mir dafür zu erhalten, und antwortete auf meine Frage sofort. Der Mann hatte Tabak gekocht und sich eine Spritze voll dieses Absuds in die Vene injiziert. Das war alles.

Ich konnte ihn nur mit grosser Mühe retten. In diesen Verhältnissen wäre es natürlich gewesen, ihn daraufhin in den Karzer zu setzen, was ich aber nicht tat, weil ich vor allem an die Wirkung dieser Institution wenig glaubte, seine verheerenden Folgen auf den Gesundheitszustand der Gefangenen kannte.

War es Dankbarkeit oder sonst ein Gefühl, das ich nicht verstehen konnte, welches den von mir nun Geretteten veranlasste, mir

mitzuteilen: «Ich habe Ihnen nicht geglaubt, dass Sie kein Pulver hatten, und wollte mich an Ihnen rächen. Jetzt aber glaube ich, dass Sie wirklich keines gehabt haben.»

Was sollte und was konnte aber dieses heissen? Er wollte sich an mir rächen, indem er sich selbst vernichtete. Ich denke, dass nur ihr Infantilismus sie dazu veranlassen konnte, sich derart zu benehmen, dem auch die Gier nach Lustgewinn eigen ist. Hier waren arme und zugleich schreckliche Menschen, die niemals reiften, die es zu einem Erwachsensein nicht brachten.

Meine Arbeit war schwer und, ich musste es mir eingestehen, ziemlich unfruchtbar. Nach Monaten erst übersah ich ihre für mich unüberwindlichen Schwierigkeiten und machte mich deshalb zur Verwaltung auf, um gegen die Einrichtung dieser Lager zu protestieren.

Ich zeigte meinem Vorgesetzten das wirkliche Leben in diesen Lagern auf und verschwieg nichts. Ich sprach von ihrer Narkomanie, sah aber danach nur ein gelangweiltes Gesicht. Ich begann von ihren sexuellen Exzessen zu berichten, von der Unmöglichkeit, selbst am hellen Tage in eine Baracke zu gehen, ohne auf Szenen zu stossen, die im Allgemeinen das Licht scheuen. Sie bevorzugten den Mund als Ort ihrer Beziehungen, was aber nicht heissen soll, dass sie andere Möglichkeiten ausser Acht liessen.

Ich sprach von meiner geringen Hoffnung, einen Heilerfolg erzielen zu können, solange Syphilitiker jedes Stadiums zusammenwohnten und gemeinsam assen.

Auf alle meine Klagen hörte ich nur eines, und das nicht sehr freundlich, dass ich zu heilen habe, alles andere aber nicht meine Sache sei, die Verantwortung liege nicht bei mir.

Ich kam zu meiner Arbeit zurück und beschloss, den Versuch zu machen, sie mir zu erleichtern, denn ich war fast am Ende meiner Kraft. Ich konnte ihre ewigen Forderungen nach narkotischen Mitteln, ihr hysterisches Geschrei nicht mehr ertragen. Ich wollte mir einen Gehilfen nehmen, der sie im Zaum zu halten wusste.

Wer konnte mir aber dabei helfen? Gewiss nur einer, der Autorität besass. Bei den gesetzlichen Dieben gab es dafür den Ataman, der aber selbst zu den Fordernden gehörte, obwohl seine Untergebenen leichter zu behandeln waren als die in der anderen Lagerhälfte.

Viele Tage sah ich meine Patienten auf diese Möglichkeit hin an, bis ich mich endlich für einen Mann entschloss, von dem ich wusste, dass er ein Mörder war. Schlimm war, dass ich ihm nichts für seine Dienste anbieten konnte, vielleicht nur ein Päckchen Tee, das war das einzige, was mir zugänglich war, ich musste aber damit rechnen, dass er es sich ohne Zögern in einer einzigen Tasse einverleibte, was die Gefangenen hier ganz üblich taten, sie waren eben auch «Teeisten».

Ich liess den Mann kommen und fragte ihn ganz ohne Vorbehalt, ob er mir bei meiner Arbeit helfen wolle, die Gefangenen so weit zu beeinflussen, dass sie mir nicht mehr mit ihren ewigen Forderungen die Zeit stehlen, und er versprach es.

Erst danach fragte ich, ob er eine lange Strafzeit vor sich habe, worauf er lachend antwortete, dass es nur 25 Jahre seien, die man ihm zugemessen hatte. Weiterhin teilte er mir ganz ruhig mit, dass er gemordet habe. Das erschien mir aber in einem gewissen Sinne

zu allgemein, so dass ich, ohne recht zu wollen, die neugierige Frage an ihn stellte: «Hoffentlich nur einmal?»

«Wo denken Sie hin, Doktor, einmal, das wäre doch nicht der Rede wert. Ich habe sechs Morde auf dem Formular!»

Wie merkwürdig, er sagte nicht «auf dem Gewissen», er sagte «auf dem Formular», was anscheinend heissen sollte, dass es sechs Morde waren, von denen man wusste, die anderen dagegen warteten sozusagen noch auf eine gesetzliche Fixierung.

Der Mann war an die 40 Jahre alt, nicht sehr kräftig, hatte durchaus nicht das Aussehen, das er nach seinem «Formular» hätte haben müssen, nämlich das eines typischen Mörders. Er hatte ein vielleicht sogar kluges Gesicht mit offenem Blick, nur dass seine schmalen Lippen ein unaufhörliches Spiel trieben, sich kräuselten und nach links etwas abhingen.

Es war mir schwer, mich zu entscheiden, die Frage an ihn zu stellen, um zu erfahren, wie er diese Morde ausgeführt hatte, die nicht recht zu seinem Äusseren passen wollten. Ich habe mich dabei aber ganz unnötig mit einem Nachdenken gequält, er antwortete sofort und ohne Bedenken.

«Doktor, Sie meinen, dass dazu eine besondere Kraft notwendig sei? Durchaus nicht. Das geschieht alles mit einer solchen Schnelligkeit, dass sich der Betroffene gar nicht wehren kann.»

«Sie wollen doch nicht sagen, dass Sie alle sechs auf einmal getötet haben?»

«Da ist doch weiter nichts dabei. Ein kleiner Schnitt am Hals, und die Sache ist erledigt.»

Während dieser Erklärung machte er eine recht hastige Bewegung nach seinem Halse hin, welche die Art des Tötens durchaus

wahrscheinlich machte. Auf seinem Gesicht lag ein fast triumphierendes Lächeln, er war gewiss, das Experiment jederzeit wiederholen zu können.

Danach wagte ich keine Frage mehr, obwohl ich gerne gewusst hätte, ob er einfach ein Räuber sei oder andere Gründe zu seinem Tun vorhanden gewesen wären.

Gehörte er zu einem der südlichen Völker, wäre er vielleicht ein Kaukasier, hätte ich die Tat als «Blutrache» ansehen können, aber so, wie es war, hatte er mit diesen Völkern nichts gemein, er war ein Russe, und ihre Gründe waren nicht die seinen.

Dieser also war mein Gehilfe, mit dem ich die Gefangenen zu zähmen versuchte, und es ist unmöglich, bei diesem Versuche nicht an Beelzebub zu denken, mit dessen Hilfe man, wie man sagt, die Teufel auszutreiben vermag.

Am nächsten Tage hörte ich, dass man im Lager der «Gesetzlichen» einige Gefangene in das Gefängnis, das sich im Hauptlager befand, schicken wollte. Es war dies die strengste Massnahme, die man ergriff, wenn alles andere ohne Wirkung geblieben war. Der Grund dazu war eigentlich recht läppisch. Die Soldaten hatten nachts die Gefangenen beim Kartenspiel ertappt, und diese sollen dann ihre so geliebten Karten nicht ganz freiwillig hergegeben haben. Nicht etwa, dass sie tötlich geworden wären, sie hatten die Soldaten nur mit solchen Namen belegt, die weniger individuell ausgefallen waren als zulässig, sie umfassten nämlich auch die ganze Institution, zu der sie gehörten, der sie dienten, sie trafen sozusagen den Staat. Der Ataman hatte den Befehl gegeben, die Gefangenen nicht herauszugeben, und liess dies die Wache auch wissen.

Im Lager war ein geschäftiges Treiben, man rannte hin und her, und nicht ein einziger Patient hatte sich im Ambulatorium eingefunden.

Ich schaute aus meinem Fenster auf dieses Treiben, als die Tür aufgerissen wurde und ein Mann mir mitteilte, dass einer der zur Abfahrt Bestimmten Glas geschluckt habe. Erstaunt fragte ich: «Wieso Glas, was für ein Glas?»

«Von der Lampe», schrie er und verschwand.

Noch niemals habe ich einen solchen Fall zu behandeln gehabt, und ich glaube, dass man in den Lehrbüchern darüber nichts lesen konnte. Weiches Brot, fiel mir ein, weiches Brot in grossen Mengen, nur dass es hier um diese Zeit nicht mehr zu erhalten war, sie hatten es schon lange aufgegessen. Und ein Brei? Kaum war er mir in den Sinn gekommen, als ich auch schon zu laufen begann.

Die Küche lag am anderen Ende des Lagers, und ich rannte über den weiten Platz, der mich von ihr trennte. Vorräte waren dort überhaupt nicht zu finden, sie zu halten war strafbar, von dem, was ausgegeben wurde, durfte nichts übrigbleiben. Ich hatte einfach Glück, ein Brei war zum Mittagessen bestimmt, war aber noch nicht gar. Ungeachtet dessen entriss ich dem Koch eine Schüssel voll davon. Die Einwendungen, die er machen konnte und die er dann auch richtig machte, waren mir durchaus verständlich. Ich wiederholte auf alles Gesagte nur immer: «Ich verantworte, ich verantworte!»

Den Glasschlucker fand ich auf seiner Pritsche liegend vor, von Freunden umgeben, unter denen sich auch der Ataman befand. Der Selbstmörder war durchaus nicht jung, trug ein Bärtchen um das Kinn, das durch Blut etwas verklebt war.

Schon aus der Küche laufend, hatte ich versucht, den Brei abzukühlen, in Ermangelung eines Löffels mit dem Finger darin gerührt, was recht unangenehm war, der Brei hielt seiner Natur nach die Hitze in geiziger Form.

Jetzt, vor dem Manne stehend, verlangte ich vor allem einen Löffel, den man mir auch gab, was mir aber auch nicht half, da der Mann den Mund nicht öffnen wollte. Da alles Zureden nichts ausrichtete, stellte ich schnell die Schüssel ab, fasste seine Nase und drückte sie mit aller Kraft zusammen. Der Mund öffnete sich zwar, was mir aber nicht helfen konnte, da der Mann sich in seiner Atemnot aufbäumte und mich dabei von sich stiess.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit dem Ataman zu verhandeln. Ich glaubte zwar nicht, dass er mich besonders liebte, aber meine Furchtlosigkeit schien immerhin einen gewissen Eindruck auf ihn zu machen.

«Wollen Sie Ihre Leute den Soldaten opfern? Kann das ein Sieg sein?»

Ich sprach dies nicht etwa mit meiner Stimme, ich schrie es heraus, so dass es alle hören konnten, die anscheinend schneller begriffen als ihr Führer, der recht stur auf mich hinsah.

In dem Raum war eine Unruhe, sie lebte sich nur in Bewegungen aus. Worte waren nicht zu hören, man wartete auf eine Antwort, die der Ataman jedoch nicht gab, es dürfte dies wohl unter seiner Würde gewesen sein.

Er wendete sich vielmehr zu dem Liegenden hin und sagte ziemlich leise: «Öffne den Mund!»

Ich habe dem Manne den ganzen Brei eingelöffelt, was ihm sichtlich grosse Schmerzen verursachte, die er aber stumm ertrug.

Ich war nicht sicher, dass mein Versuch, ihn zu retten, auch nur den geringsten Erfolg haben würde, aber eine andere Möglichkeit, ihm zu helfen, war nicht vorhanden.

Was konnte hier die Chirurgie ausrichten? Wenn er einen harten Gegenstand geschluckt hätte, das kam vor, sie bevorzugten Nägel, wäre der Fall einfach gewesen, aber hier konnten Glassplitter in den Wänden der Speiseröhre und des Magens steckengeblieben sein, die man schwerlich entfernen konnte, ohne den Mann zu zerstückeln.

Es blieb nur das Krankenhaus im Hauptlager übrig, in das ich ihn überweisen konnte, obwohl ich mir auch nicht vorstellte, wie die Hilfe dort auszusehen hatte. Ich ging aber dessenungeachtet zum Leiter des Lagers, um ihn dazu zu veranlassen.

Ich hatte mir niemals eine falsche Vorstellung über diesen Mann gemacht, jetzt aber, vor dem Abtransport der Gefangenen, schien er überhaupt nicht in der Lage zu sein, mich zu verstehen. Er wiederholte nur ein um das andere Mal, dass er für mich keine Zeit habe, und entließ mir, nicht vielleicht nur im bildlichen Sinne, sondern tatsächlich, ich sah seinen breiten Rücken im Wachtzimmer verschwinden.

Als ich danach den Kranken abermals aufsuchte, fand ich ihn in einem recht schlechten Zustande vor. Er lag mit geschlossenen Augen und erschreckend bleich da, er schien sich noch nicht entschieden zu haben, was vorzuziehen sei, Leben oder Tod.

Das Aussehen des Lagers hatte sich verändert, es standen bereits eine Menge Soldaten am inneren Tor, allerdings noch untätig, aber immerhin recht drohend.

Ich erfuhr, dass man den Glasschlucker aus dem Lager entfernt hatte. Sollte sich der Leiter dazu entschlossen haben, um einer Verantwortung zu entgehen? Diese bezog sich hier doch ganz im Allgemeinen nur auf materielle Güter, Menschen zählten dazu nur in den seltensten Fällen. Ich glaubte nicht, dass er etwas zu befürchten hatte, wenn dieser Gefangene starb.

Die Soldaten, die bis jetzt, ich möchte sagen, nur eine vorläufige Haltung eingenommen hatten, sie standen nicht in Reih und Glied, formierten sich und marschierten auf die Baracken zu. Ihre Aufgabe war es, die zu Gefängnis Verurteilten aus ihnen herauszuholen. Sie überschritten diese weit an Zahl, hatten Gewehre, die hier auch ihren Wert hatten, denn von einer Bewaffnung der Gefangenen konnte fast keine Rede sein. Ihre Messer waren nur im Nahkampf brauchbar.

Noch bevor die Soldaten die Baracke erreicht hatten, traten, gewiss auf Befehl des Atamans, alle Gefangenen schweigend, mit Koffern und Bündeln auf den Schultern, aus dieser, was einen seltsamen Anblick darbot.

Die Soldaten hielten in ihren Schritten inne, standen nun einfach vor der Menge, die bereit war, so schien es wenigstens, mit ihren Freunden das Gefängnis zu teilen. Einen solchen Akt der Kameradschaft hatte die Lagerverwaltung sicher nicht erwartet.

Die Spannung war gross und wurde noch durch die Stille erhöht, die ganz plötzlich eingetreten war. Die Soldaten hielten die «Gesetzlichen» im Auge, während diese, wie es schien, sogar etwas gelangweilt auf sie sahen.

Plötzlich raffte sich der Sergeant zu einem Befehl auf. Er hatte dazu nur ein Wort, er schrie: «Zurück!»

Die Gefangenen rührten sich nicht von ihrem Ort, sie standen. Noch nie war mir das Bild der Taubheit so sichtbar geworden wie hier. Es hatte den Anschein, als ob sie gar nicht gehört hätten, ihre gleichgültige Miene blieb unverändert, die Wirkung der Stimme blieb aus.

Der Befehl wurde nicht wiederholt, was man hier einer nicht alltäglichen Einsicht zuschreiben musste. Der Sergeant verliess seine Soldaten, um sich anscheinend mit seinem Vorgesetzten zu besprechen.

Ich begab mich in das Ambulatorium, durch dessen Fenster ich das Kommando beobachten wollte. Es konnte vieles geschehen, Verwundete und vielleicht auch Tote waren zu erwarten.

Ich stand regungslos hinter dem Fenster und die Gefangenen und Soldaten vor den Baracken, und wir standen lange. Die Unterredung muss wohl ihre Grenzen über die des Lagers hinaus erweitert haben, denn erst nach geraumer Zeit hörte man das Geräusch von Lastautos, die an dem Orte selbst nicht vorhanden waren und nur vom zentralen Lager geschickt sein konnten.

Die Gefangenen hatten sich inzwischen auf ihre Koffer und Bündel gesetzt, und es war verwunderlich, dass nicht einmal die Mittagszeit, sie mussten doch hungrig sein, sie in Bewegung bringen konnte.

Endlich kam der Sergeant zurück und gab den Soldaten den Befehl zurückzutreten, sie gaben den Gefangenen den Weg frei.

Gleich einer Trauerprozession setzten sich diese in Gang dem Tore zu. Ihre Sachen hielten sie nun auf den Schultern, und die Köpfe gesenkt, setzten sie einen Fuss vor den anderen. Der Zug

bewegte sich langsam, es war eine gewisse Pathetik in ihrem schweigsamen Gehen.

Dies alles sah nach einem Sieg der Gefangenen aus, wenn auch nur die kürzeste Zeit.

Kaum hatte der letzte von ihnen das Lager verlassen, als auch ich mich auf den Weg machte. Meine Arbeit war allem Anschein nach hier zu Ende.

War das schweigende Verhalten der Gefangenen bisher unheimlich gewesen, schienen das Aufschreien, Schimpfen und die dumpfen Schläge, die nun zu hören waren, recht unverständlich. Sie hatten sich doch selbst entschlossen zu fahren, und es gab keine Notwendigkeit, sie mit Stößen und Schlägen anzutreiben. Sie setzten sich zur Wehr, aber weniger gegen die Abfahrt als gegen das Verhalten der Soldaten.

Als ich aus dem Lagertor trat, sah ich bereits einige Gefangene auf dem Boden liegen, andere schlugen wild um sich, wozu sie ihre Koffer verwendeten, von denen sich manche geöffnet hatten, so dass die verschiedensten Gegenstände in der Luft schwirrten.

Die Soldaten schlugen auf Liegende und Stehende mit Gewehrkolben ein, es war unverständlich, was sie von ihnen verlangten. Am wahrscheinlichsten war noch, dass sie mit ihrem Tun die für sie «Überflüssigen», die nicht zum Gefängnis Verurteilten, in das Lager zurücktreiben wollten, was aber nicht gelang.

Ich hatte nur eine kleine Weile diesem Tumult zugesehen, als ich auch schon auf den Leiter des Lagers zuing, der ganz ruhig diesen Szenen zuschaute. Meinen Protest konnte ich gar nicht an-

bringen, denn kaum hatte er mich gesehen, als er auch schon zu rufen begann: «Doktor, das ist nicht Ihre Sache! Gehen Sie nach Hause!»

Natürlich hatte er nicht mit mir gerechnet; ich blieb, und konnte ich auch an diesen Vorgängen nichts ändern, war ich doch das «Gedächtnis für alle Zeit», das auch seinen Wert haben musste, es war ein Wissen um die Methoden eines Staates, der die Humanität auf seine Fahne geschrieben hatte.

Als fast alle Gefangenen auf den Autos standen, wurden die auf dem Boden Liegenden einfach zu ihnen hinaufgeworfen. Aus dem Karzer brachte man den Kranken, der das Glas geschluckt hatte. Zu einem Erstaunen meinerseits gab es keine Zeit, ich eilte auf die Tragbahre zu, der Arm des Mannes hing schlaff herab und schleifte auf dem Boden. Kaum hatte ich ihn gefasst, als mich auch schon Soldaten umringten und abdrängten.

Gleichzeitig mit mir hatten aber auch die Gefangenen ihren Kameraden erblickt und stimmten ein solches Gebrüll an, dass der Befehl zur Abfahrt unmittelbar darauf gegeben wurde.

Die Lastautos ratterten mit den Schreienden in die Taiga hinein und verschwanden.

Meine Überlegung, was zu tun sei, dauerte nicht lange, und obwohl ich wusste, dass ich diesen Dingen vollkommen hilflos gegenüberstand, ging ich doch auf den Leiter zu, um zu erfahren, warum er den Kranken in den Karzer gesetzt hatte.

Dieser sah mich recht vorwurfsvoll an und sagte nur: «Sollten Sie unsere Gesetze wirklich nicht kennen?»

Ich drehte mich schweigend um und ging zur anderen Hälfte des Lagers, ging zu den «Hündischen».

Als ich auf seine Baracken hinsah, war ihr Aussehen recht ungewöhnlich. Die Gefangenen standen auf den Dächern, sie standen in ihrer ganzen Grösse ohne jede Furcht vor einem Absturz da. Sie waren Zuschauer dieser Abfahrt gewesen, und wie lange sie schon dort ihre Stellungen innehatten, konnte ich nicht wissen.

Die Soldaten hier hatten nicht gewagt, sie zur Ordnung zu rufen, denn wie feindlich auch die beiden Lager zueinanderstanden, gab es doch die Möglichkeit, dass sie sich unter diesem Einfluss ebenfalls zu einer Revolte entschliessen konnten.

Als man mich kommen sah, krochen sie allmählich von den Dächern herab, es trieb sie die Neugierde dazu an, sie hofften von mir Näheres zu erfahren.

Meine Lage war recht unangenehm. Wenn ich ihnen die Wahrheit sagte, konnte man mich zur Verantwortung ziehen, es gab nicht wenige Angeber unter ihnen, und sie nicht zu sagen ging auch nicht an, sie hatten selbst schon zu viel gesehen, um sich von mir täuschen zu lassen. Im Grossen und Ganzen hatten sie selbst erraten, was dort vorgegangen war, sie halfen mir mit ihren Erklärungen, die ich manches Mal nur mit einem Kopfnicken bestätigte.

Merkwürdigerweise habe ich kein Wort zuungunsten der Revoltierenden gehört.

Das Ambulatorium war fast leer, die Aufregung hatte es verstanden, die Schmerzen zu tilgen oder ihnen vielleicht auch nur die Zeit dazu abgenommen.

Das mir nun verbliebene Lager war in einem recht erschütterten Zustande. Mein «mörderischer Gehilfe» war zwar zur Stelle, brauchte sich aber weiter nicht zu bemühen, man belästigte mich nicht. Alle hier waren mit Dingen beschäftigt, die wenig mit mir

zu tun hatten, sie waren mit ihren Gedanken abwesend, ich nahm an, dass sie warteten.

Das Lager nebenan konnte, ihren Erfahrungen nach, nicht immer leer bleiben. Noch niemals hatten sie wohl die enge Bindung, die sie in Wirklichkeit mit den «Gesetzlichen» hatten, in einer solchen Stärke empfunden wie eben jetzt. Sie versuchten sicherlich ihr Schicksal aus dem der anderen zu erraten, sie horchten hin.

Nach Stunden hörte man anfahrende Lastautos. Im Nu war ich allein, der letzte, der mich verliess, war sogar gestolpert und hingefallen. Ihre Hast war gross.

Auch ich begab mich auf den Hof, sah, wie die Gefangenen auf die Dächer kletterten und fast gleichzeitig zu schreien begannen.

Ich konnte nichts anderes tun, als das Lager verlassen, hatte aber nicht mit der Neugierde des Wachsoldaten gerechnet, welcher die Riegel des Tores geschlossen und sich entfernt hatte.

Der mir unsichtbare Tumult vergrösserte sich, aber auch hier, in diesem Lagerteil, war nicht wenig Lärm, wenn es sich auch vorläufig nur um Zurufe handelte, wortloses Schreien kam selten vor. Das, was zu hören war, gehörte einem besonderen Wortschatze an, einem höchst differenzierten Gebilde aus Hohn, Spott und Verachtung, das in den Köpfen jener Leute vorrätig und wohlgeordnet lag und dessen sie sich jetzt bedienten.

Es hatte mit einzelnen verächtlichen Zurufen begonnen, die die Zurückkehrenden der Feigheit ziehen. Danach war es ein Chor von Stimmen, was sich auf sie stürzte, von denen jede die andere übertrumpfen wollte sowohl an Stärke des Lautes als auch an Bildhaf-

tigkeit des Ausdrucks. Der Ort der Schande, das Lager selbst, war bald und ohne Übergang vergessen, der Ort war nun der Mensch allein. Man griff mit recht unzweideutigen Worten das Geschlechtsleben der «Gesetzlichen» an, man versuchte sie in ihrer Männlichkeit zu treffen.

Bei alledem war ich nun selbst Gefangene geworden, mein Klopfen und Rufen hatte keinen Erfolg, und ich musste sogar befürchten, dass die Gefangenen meinen Versuch, aus dem Lager zu gehen, als Flucht ansehen konnten, als Angst, was meine Möglichkeit, hier zu arbeiten, verringern musste.

Als ich dann nach langem aus meiner Lage befreit worden war, waren die Lastautos bereits abgefahren, der Platz vor den Lagern war leer. Ich war so müde geworden, dass ich mir selbst Befehle geben musste, um das Notwendige zu tun. Ich ahnte, dass mich Unangenehmes erwartete, hatte aber das wenigste vorausgesehen.

Die zurückgekehrten Gefangenen hatten sich nicht in das Ambulatorium begeben, waren in die Baracken verschwunden, und ich wusste nicht, wie ich es halten sollte. Sie aufzusuchen hiess gewiss für die Verwaltung nichts anderes, als dass ich mich mit ihnen verbrüdere. Ich entschloss mich deshalb zum Warten und brauchte es gar nicht lange zu tun. Man kam, um mich in eine Baracke zu holen, in der ein Mann lag, der Blut spuckte.

Ich konnte nicht erfahren, was die Soldaten mit ihm gemacht hatten, und eigentlich war es für mich auch nicht weiter notwendig. Er hatte Blutergüsse an Brustkorb und Rücken, es war ersichtlich, dass man ihn geschlagen hatte, nur konnte ich den Gegen-

stand, der ein so trauriges Ergebnis zur Folge hatte, nicht feststellen. Ich tastete seine Rippen ab, an denen ich nichts Besonderes finden konnte, was aber natürlich noch nichts heissen wollte. Er fieberte, und ich beschloss, ihn in das Krankenzimmer zu legen, was er aber erst nach langem Zögern erlaubte.

Ich sah mich in der Baracke um, forderte die Männer auf, mir zu erzählen, was mit ihnen geschehen sei und warum man sie zurückgebracht hatte. Es war wenig Hoffnung vorhanden, etwas zu erfahren, und das Schweigen, das nach meiner Frage eintrat, verwunderte mich nicht, sie verhielten sich immer in derselben Weise.

Plötzlich richtete sich aber einer stöhnend auf, sah mich recht finster an und begann zu reden: «Warum sollen wir Ihnen eigentlich nicht mitteilen, was sie mit uns gemacht haben? Welche Gründe können wir jetzt noch haben zu schweigen? Haben Sie sich erkundigt, wieviel von uns zurückgekommen sind? Daran haben Sie sicher nicht gedacht, und das ist gerade das Wichtigste! Zählen Sie ab, und Sie werden vieles verstehen!»

Das hatte ich wirklich vergessen, der Mann hatte recht, und gut war, dass er mit seiner Rede fortfuhr und eine Antwort von mir nicht verlangte.

«Man brachte uns zur Zentrale und lud uns ab. Wir wehrten uns nicht, wir wollten doch selbst zu ihr hin. Man begann uns nach dem Formular aufzurufen und sonderte uns von einem grossen Teil unserer Kameraden ab. Jetzt wurde es klar, dass sie den grössten Teil von uns in das Gefängnis setzen wollten. Hätten wir vielleicht ruhig zusehen sollen, wie man unsere Gefährten abführt? Wir stürzten uns auf die Soldaten, die uns dann nicht schonten. So, jetzt wissen Sie es.»

Ich nahm seine Rede zur Kenntnis, verstand sogar ihr Verhalten, fragte mich aber selbst, ob ich es gutheissen konnte. Es war natürlich unsinnig, gegen Gewehre mit Fäusten vorzugehen, wenn es auch der Natur, dem Instinkt entsprach, sich zur Wehr zu setzen.

Was war aber mit dem Manne geschehen, der Glas geschluckt hatte? Er war, so wie man mir sagte, ihnen aus dem Auge gekommen, sie hatten in dem Tumult nicht mehr an ihn denken können. Auf dem Lastauto fahrend, hatten sie ihn auf ihren Knien gehalten, und sie behaupteten, dass er noch lebte, als sie ankamen.

Ich musste annehmen, dass fast jeder von ihnen eine Beschädigung davongetragen hatte, was ich aber nicht überprüfen konnte, und zwar aus einem ganz einfachen Grunde: sie erlaubten es mir nicht. So unglaublich es auch scheinen mag, sie schämten sich ihrer Wunden, die für sie anscheinend ein Zeichen ihrer Niederlage darstellten und die ich dann erst ganz allmählich im Laufe der täglichen Untersuchungen zu sehen bekam.

Aus allem war ersichtlich, dass man auf Rache sann und es nicht nur eine Hälfte des Lagers tat, auch die andere hatte ihr Benehmen fast vollkommen geändert. Zerfiel ihre Menge früher in Einzelne, die sich zwar ähnlich verhielten, aber doch recht gut unterscheidbar waren, war jetzt eine Gruppierung ganz deutlich. Es bereitete sich etwas vor, was ich zwar nicht wissen und noch weniger erfahren konnte, das ich aber mit aller Sicherheit kommen sah.



Es war das Jahr 1957. Sechzehn Jahre nach meiner Verhaftung wurde ich rehabilitiert. Man las mir das Protokoll des Kriegstribunals, das mich verurteilt hatte, vor. Das Material, das dabei Verwendung gefunden hatte, war nur in einem geringen Masse aufgezählt. Es war kein Wort über die Beschuldigung als Spion gesagt, auf die ich monatelang zur nächtlichen Zeit hatte antworten müssen. Ich hörte eigentlich nur von «falschen Beschuldigungen» gegen mich, die man hier mit wenigen Worten, sozusagen als von allem Anfang an meiner unwürdig, abtat.

Bei diesem Akte eben, dem meiner Rehabilitierung, war als Verteidiger meiner Person ein hoher Militär mit Namen genannt, der es zustande gebracht hatte, und ich glaube ohne grosse Schwierigkeiten, mich als rein und schuldlos aus dieser Affaire hervorgehen zu lassen.



Es war nur zum Teil diese Rehabilitation, die mich veranlasste, die Lagerarbeit aufzugeben. Meine Gesundheit verdiente nicht mehr ihren Namen. Ich kehrte zu meiner Schule zurück. Wie recht ich daran tat, erfuhr ich kurz nach meiner Abfahrt. Die Verwaltung hatte damals beschlossen, die zwei feindlichen Lager zu vereinigen, den Zaun zwischen ihnen niederzureissen, den Unterschied zwischen «Gesetzlichen» und «Hündischen» aufzuheben, obwohl sie es wissen musste, dass kein Befehl den Hass zwischen ihnen zügeln konnte. Man liess es auf Mord und Totschlag ankommen, vielleicht aus mangelnder Einsicht, vielleicht aber auch aus anderen mir unbekanntem Gründen.

Es ist schwer denkbar, dass sich die Gefangenen zu einem Protest zusammengeschlossen hatten, und es ist bis jetzt nicht geklärt, in welchem Lagerteil es zuerst zu brennen begann.

Es muss ein ungewöhnliches Schauspiel gewesen sein, als das Feuer das Lager erfasste, ein grosser leuchtender Scheiterhaufen zwischen uralten mächtigen Bäumen, sie hatten nämlich zu seiner Vernichtung die Nacht gewählt.

Die Baracken waren angezündet worden, sicherlich in der Hoffnung, dass nicht nur sie, sondern auch der hohe Holzzaun, der sie umgab, verkohlte und ihnen den Weg in die Taiga freigab. Etwas weniger kann ich an einen gemeinsamen Selbstmord glauben, obwohl auch dieser im Bereiche ihrer Möglichkeiten lag.

Es soll in dieser Nacht auch geschossen worden sein, recht ziellos übrigens, wie man sich vorstellen kann, die Verwirrung war gross, und dass zum Löschen des Feuers das Wasser nicht hinreichte, habe ich dann ganz zufällig erfahren.

ANHANG



ENTDECKUNG EINES ROMANS

«... was könnte ich anderes wollen als schreiben und drucken?»
Angela Rohr, 1961

Zu den noch unveröffentlichten kürzeren Texten von Angela Rohr, die etwa gleichzeitig mit *Lager* entstanden, gehört ein Märchen. Darin tritt die Nacht als Gestalt ins helle Zimmer der Erzählerin, schwarz und seltsam bekleidet. Ihr Gesicht ist schlecht zu erkennen. Sie beklagt sich, dass man sie in der jüngeren Vergangenheit zu oft «zum Tag» gemacht habe. Als ihr auch die Ich-Erzählerin vorwirft, «unter ihrem Schutz» verhaftet und mit Hilfe greller Lampen verhört worden zu sein, wehrt sie ab: «Sie brauchen übrigens Ihren Arrest nicht zu erwähnen, ich habe Kenntnis davon. Sie sind dabei nicht allein geblieben, und von den vielen, die Ihr Schicksal teilten, weiss ich ebenfalls.»¹ Es sei nicht ihre Schuld gewesen, sie habe sogar versucht, das Leiden Einzelner zu lindern. «Welche Schmach, ich trieb mich um die tausende und abertausende Lager herum, wo auch immer sie standen [...]. Wenn ich von mir absehen könnte, hätte mich dieses Bild sogar in seiner seltsamen Schönheit erfreuen müssen. Stellen Sie sich nur vor, ein weiter Teil der Erde, umhüllt von Finsternis, von ihr umwallt, aus der mir leuchtende Inseln entgegen ragten. Ich war überflüssig geworden, man hatte sich zur Negation der Nacht entschlossen!»²

Scheinwerfer, die in der Finsternis Lager anstrahlen, ein Bild, früher geschaffen und zugleich verwandt mit dem Begriff *Archi-*

pel Gulag (1972)³ von Alexander Solshenizyn, eine Gesamtschau auf die miteinander verbundenen Inseln des sowjetischen Lager-systems der 1930er bis 1950er Jahre. Wer in dieser Perspektive auf das Phänomen Gulag blickt, schreibt seine eigene Geschichte nicht nur als biographischen Bericht, auch wenn sie von persönlichen Erinnerungen handelt.

Angela Rohr hatte mit der russischen Schriftstellerin Jewgenia Ginsburg, die 1979 ihre Erinnerungen an die Lagerhaft *Krutoi Marschrut*2 (dt. *Gratwanderung*, 1980) in Italien veröffentlichte, gemeinsam, über ein in der Sowjetunion verschwiegenes Thema zu schreiben, das dennoch überall «knisterte», da ein grosser Teil der Bevölkerung von den Repressionen betroffen gewesen war. Beide, unschuldig verurteilt und über Jahre im stalinistischen Gulag, arbeiteten in Lazaretten und in Sanitätsstationen. Sie gewannen tiefen Einblick in das Leben anderer Menschen, begriffen das eigene Leid als existentiell und exemplarisch.

Handelt es sich bei *Lager* um aufgeschriebene Erinnerungen oder um Literatur? In seinem Vorwort zu einer deutschen Ausgabe von Ginsburgs *Gratwanderung* spricht Heinrich Böll 1980 für die Literatur: «Dieses Buch ist ein *erzählendes* Buch, es gehört in die Kategorie ‚autobiographischer Roman‘, wobei das Wort Roman nicht etwa ‚Erfundenes‘ deckt – nicht das geringste Detail ist ‚erfunden‘ –, das Wort Roman steht für Struktur, für das Ordnen eines ungeheuer umfangreichen Erfahrungsmaterials; *erlebt* haben viele, was Jewgenia Semjonowna Ginsburg hier berichtet, erzählen können es nur wenige, schreiben darüber noch weniger, und diese wenigen sind es, die das persönliche Erlebnis zum Zeugnis

machen. [...] Ein weiteres Element, das ich nur zögernd erwähne, da es missverständlich ausgelegt werden könnte: Spannung, die nicht durch Kitzel, sondern durch *Teilnahme* entsteht — denn von Beginn an fragt sich jeder Lesende: *Wie*, mein Gott, wie ist nur diese Frau, deren autobiographischer Roman mit beiden Bänden fast tausend Seiten umfasst – tausend Seiten für achtzehn Jahre Lager und Verbannung –, wie nur ist sie lebend da herausgekommen?»⁴

Wer heute Bücher über den Gulag liest, kennt den Rhythmus des Lagers bald wie die Stufen und Kreise der imaginären Hölle in Dantes *Göttlicher Komödie*, auf die sich fast alle Autoren, die über den Gulag schreiben, berufen. Als Leserin bemerkte Raissa Orlowa, die Frau des Schriftstellers Lew Kopelew: «vom Archipel Gulag weiss ich, obwohl ich nie dort gewesen bin, so viel: Verhaftung, Durchsuchung, Verhör, Zelle, Lagerpunkt, Transport, Pritsche, Begleitposten – all diese und viele andere Wörter jener Welt sind in unseren Alltag eingegangen, in unser Bewusstsein und Unterbewusstsein».⁵

Bis sich 1988/89 die russischen Archive für die Historiker öffneten, hatten allein die Zeugnisse und Erlebnisberichte ehemaliger Häftlinge Auskunft über das sowjetische Lagersystem gegeben.⁶ Als nun umfangreiches Aktenmaterial mit Dokumenten über die Lager zum Vorschein kam, konnte man einen ersten annähernden Überblick über die quantitative Dimension des Gulag gewinnen – zwischen 1930 und 1953 gab es 20 Millionen Gefangene, über 2 Millionen Tote. Verändern die Feststellungen der Forschung die Gültigkeit der Gulag-Literatur? Sie wird aufgewertet und gleichzeitig entlastet. Die Erwartung des Lesers richtet sich nicht mehr

allein auf Informationen, die er sonst nirgendwo bekommen könnte. Nach wie vor ist es die Literatur, die den Leser berührt, ihn mit seinen eigenen Augen in das Geschehen hineinlenkt, sie wäre nicht wirksam, würde sie nicht auch Wesentliches mitteilen, das aus Statistiken nicht zu erfahren ist.

Angela Rohr begann sofort nach ihrer Rückkehr aus der Verbannung in Sibirien, «aus innerem Zwang heraus»⁷, zu schreiben. Ihre Texte über den Gulag sind überwiegend autobiographisch, sie erfüllen den «autobiographischen Pakt»⁸, die Identität von Autor, Erzähler und Hauptfigur. Sie selbst bezeichnete ihre Aufzeichnungen als literarische Arbeiten,⁹ als ihr Werk. Dessen Veröffentlichung hat sie nicht mehr erlebt.

Vier mittelgrosse Erzählungen und einen sehr langen Text, die chronologisch aufeinanderfolgen, stellte sie 1964 zu einem Konvolut zusammen: *Der Vogel, Die Zeit, Die Fahrt in das Gelobte Land, Der Etappenweg und Lager*. Sie gab Manuskripte auch einzeln aus der Hand, bat andere Schriftsteller um die Vermittlung ihrer Publikation oder einer Übersetzung. Wir finden die Manuskripte deshalb als Sammlung wie auch getrennt in verschiedenen Archiven. *Lager*, ein Typoskript von über 300 Seiten, beginnt mit dem Eintritt in das «Besserungsarbeitslager» als Gefangene und Ärztin und endet damit, dass sie es als freie Ärztin auf eigenen Entschluss hin verlässt. Von Umfang und Struktur her ein Roman, wird *Lager* hier erstmals für sich veröffentlicht, unter dem richtigen Namen der Autorin, mit seinem authentischen Titel, in kritischer Ausgabe nach dem Manuskript.

Die Schriftstellerin verbrachte die meiste Zeit ihres Lebens ohne das sprachliche Umfeld ihrer österreichischen Herkunft. Überrascht entdeckte 1977 ihr Gesprächspartner Hans Marte von der österreichischen Botschaft in Moskau eine Verwandtschaft mit der klaren «Bernhardsche[n] Diktion»¹⁰ und einen Dialekt aus Österreich, der sich all die Jahre bei ihr erhalten hatte. Seit über 60 Jahren lebte sie schon in der Sowjetunion, darunter 16 Jahre im Gulag und in der Verbannung. Staunenswertes erzählte die 87-jährige Angela Rohr ihrem Gast in ihrem Zimmer einer Moskauer Gemeinschaftswohnung, die sie mit sieben anderen Mietparteien teilte. Angela Rohr besass eine umfangreiche Bibliothek, ihre Bücher sind auf Fotografien sichtbar, in den Regalen, auf dem Tisch gestapelt neben der Schreibmaschine. Hans Marte kam gerade noch zurecht, um Einzelheiten aus ihrer Jugend in den verschiedensten Städten Westeuropas, in Wien, Paris, Zürich und Berlin, zu erfahren. Wie 1920 in Locarno ihrem Freund Rainer Maria Rilke gegenüber gab sie an, aus einer alten aristokratischen Familie zu stammen. Legenden waren jedoch nicht nötig, um das Interesse ihres Gesprächspartners festzuhalten. Sie berichtete von der Dada-Szene 1916 bis 1918 in Zürich. Sie erzählte, dass sie 1917 dem zur Revolution nach Russland aufbrechenden Lenin in Zürich vom Bahnsteig aus die Hand gereicht habe, die er lange, zu lange festgehalten habe. Dass sie 1921 eine der ersten Studentinnen der Psychoanalyse in Berlin gewesen sei und noch Sigmund Freud erlebt habe. Und auch, dass sie in Moskau Russland-Korrespondentin der Frankfurter Zeitung gewesen war.

Es waren Hinweise, ohne die es der Literaturgeschichte später

schwerlich gelungen wäre, die Spur ihres Lebens zu verfolgen. Nach ihrem Tod stellte sich heraus, dass acht verschiedene Namen, Mädchennamen, Ehenamen, Künstlernamen, zu ihr gehörten: Angela Helene Müllner, Angela Müllner, Angela Hubermann, Angela Guttmann, A. G., Angela Rohr, Angela Ror, die russische Form Angelina Rohr und postum das Pseudonym Helene Golnipa.¹¹

Angela Rohr wurde als Angela Helene Müllner in der mährischen Stadt Znaim (dem heutigen Znojmo) geboren, die damals zur k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn gehörte. Ihr Vater, Karl Leopold Müllner, Sohn eines Wiener Baupoliers, arbeitete als Schaffner bei der Österreichischen Nord-West-Bahn. Die Eltern ihrer Mutter Marie, die Znaimer Grosseltern Franz Weihs, ein pensionierter Postbeamter, und seine Frau Anna, waren 20 Jahre zuvor aus dem mährischen Dorf Borotitz in die grössere Stadt gezogen und besaßen hier schon mehrere kleinere Häuser. In einem davon, in der Brenditzer Strasse, kam Angela am 5. Februar 1890 als das Älteste von drei Geschwistern zur Welt. Ihre Heimatstadt, die hoch auf einem Felsen über den Ufern der Thaya und dem kleineren Zufluss, der Granitz, erbaut ist, hat sie in Erzählungen über ihre Kindheit beschrieben: «Die Gassen und Plätze waren mit runden Kieselsteinen gepflastert. Die Wagen rollten lärmend auf ihnen, und die Pferde, gut beschlagen, vermochten ihnen Funken zu entreissen. Das kam allerdings an gewöhnlichen Tagen selten vor. Die Eile gehörte nicht zu den Eigenschaften der Bewohner. In der inneren Stadt gab es zwei grosse Plätze, die der ‚Obere‘ und der ‚Untere‘ genannt wurden. Das Fehlen eines Namens für sie mag den

Geist dieser Stadt kennzeichnen. Der ‚Obere‘ war für mich wichtig, er lag auf meinem Schulwege.»¹² – «Wenn die Schulstunden um elf endeten, was ein- oder zweimal in der Woche vorkam, sollte man zuhause nichts davon wissen. Um keine Zeit zu verlieren, rannten wir an diesen Tagen den langen Weg zum Fluss hinunter, eigentlich nur bis an den Bach, der dann späterhin in ihm mündet. Das Wasser war in ihm flach, er floss zwischen den Steinen der verschiedensten Formen dahin. Es gab angenehm breite, aber auch gefährlich glatte und spitze unter ihnen, und diese waren es, die uns besonders anzogen. Es gehörte etwas Kühnheit dazu, sich auf ihnen zu halten, es gab einen Wettstreit unter uns, wir wollten uns beweisen. Wir hüpfen von einem Stein auf den anderen, aber es kam auch vor, dass wir daneben sprangen, was dann ein grosses Unglück war, nicht etwa, weil wir uns verletzt hätten, nein, wir wurden einfach nass. Bei den Eltern aber gab es dann eine endlose Fragerlei .. ,»¹³

Der Vater allerdings muss ein Tyrann gewesen sein. Noch Jahre später heisst es in einer Reportage für die Frankfurter Zeitung über das Filmstudio Meshrappom in Moskau, «die Schärfe und Unerbittlichkeit der Kamera fürchtete ich wie den finsternen Blick des Vaters»¹⁴. Angela trennte sich mit 17 Jahren von ihrer Familie, blieb allein in Wien, besuchte Gymnasialkurse, um sich auf ein Medizinstudium vorzubereiten. Schon zu diesem Zeitpunkt wollte sie sowohl Ärztin als auch Schriftstellerin werden. Um sich dazu Mut zu machen, schrieb sie im Mai 1907 einen Brief an den Erfolgsschriftsteller Gustav Frenssen, dessen Roman *Jörn Uhl* sie bewunderte und den sie wahrscheinlich bei einer Lesung in Wien erlebt hatte. Sie stilisierte ihre Umgebung darin viel ländlicher, als

sie in Wirklichkeit war: «Ich war ein Kind und kannte den grossen Weltschmerz, ich verstand die grossen Menschen um mich, ich kannte den Grund, warum mich mein Vater mit ohnmächtiger Wut schlug. Ich lebte mein eigenes Leben. Auf dem Dachboden im Heu hat mein Ich die Freiheit bekommen, von dort aus habe ich die Welt mit Menschen bevölkert.»¹⁵

In Wien begegnete sie dem expressionistischen Schriftsteller Leopold Hubermann, was zum Abbruch des Gymnasiums führte, aber auch zu einer ästhetischen Umorientierung. Durch ihn, einen Freund Paul Zechs, kam sie in Kontakt mit den Kreisen der literarischen Moderne. Sie gingen zusammen auf Reisen, lebten in Triest, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte, und in Italien. Im August 1908 kehrte Angela, 18-jährig und schwanger, nach Wien zurück. Im Februar 1909 wurde die Tochter Ligeia geboren. 1910 heirateten Angela Müllner und Leopold Hubermann. Weil seine Heimatstadt Warschau damals zu Russland gehörte, erhielt auch sie die russische Staatsbürgerschaft. 1913 gingen sie gemeinsam nach Paris. Hubermann war mittellos, ein Bohemien. Sie wohnten im Quartier Latin. Die Nähe der Universität Sorbonne, der grossen Kirchen und des Mittelalter-Museums Hôtel Cluny stiftete zu neuen Erkundungen an. Heimlich muss sie Vorlesungen zur Anatomie besucht haben. Ihre ersten literarischen Texte veröffentlichte sie unter dem Namen «Angela Hubermann, Paris» im März 1914 in der Zürcher Wochenschrift *Die Ähre*, der Zeitschrift des schweizerischen Theaterverbandes. Es sind *Das Märchen vom König Hunger* sowie *Skizzen*, eine trägt den Titel *An die Nonne von Notre-Dame!*. Im Paris der Vorkriegszeit lernte sie andere jun-

ge Künstler, die zum expressionistischen Umfeld gehörten, kennen. Walter Serner arbeitete im Oktober 1913 in Paris am Vorwort zur deutschen Übersetzung des Buches *Die Sittenverderbnis und Prostitution des weiblichen Geschlechts in Paris unter Napoleon Z*,¹⁶ einem Werk des französischen Arztes Alexandre-Jean-Baptiste Parent-Duchatelet von 1836. Diese Arbeit hat sicher das Thema und den historisierenden Ton ihrer Erzählung *Die Dirne* (1914) beeinflusst, dem ersten von fünf Beiträgen, die von ihr bis 1916 in der von Franz Pfemfert in Berlin herausgegebenen expressionistischen Zeitschrift *Die Aktion* erschienen.

Durch das entbehrungsreiche Leben lungenkrank geworden, fuhr sie im Sommer 1914 in die Schweiz, um sich zu kurieren. Als der Erste Weltkrieg begann, musste Leopold Hubermann sich bei der russischen Armee melden. Sie trennten sich, da ihre Ehe nicht glücklich gewesen war, und Angela blieb in der neutralen Schweiz. In Genf und Zürich gab es viele junge Leute mit einer pazifistischen Einstellung, Künstler, die vor einer Beteiligung am Weltkrieg geflohen waren. Sie bildeten neue Kreise, knüpften an frühere Bekanntschaften an. Oft kannten sie untereinander ihre Namen nur aus der *Aktion*. Der Maler und Grafiker Christian Schad erinnerte sich bei einem späteren Besuch in Zürich an seine Ankunft im Sommer 1915: «Allerdings fehlte in der Bahnhofstrasse das Farbengeschäft, in dem ich am Tag nach meiner Ankunft den russischen Maler Slodki getroffen habe, der, wie ich selber, Mitarbeiter der revolutionären Berliner Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst ‚Die Aktiom von Franz Pfemfert war. Slodki brachte mich sogleich zu seiner Landsmännin, der Schriftstellerin

Angela Hubermann, und ihrem Freund Walter Serner. Wir trafen uns dann öfter im Café de la Banque, einem kleinen, intimen Lokal am Anfang des Rennwegs, das es heute leider nicht mehr gibt. Ein Streichquartett spielte dort Teppichmusik, die Fensterscheiben waren heruntergelassen, es duftete sommerlich, und man sah auf die grünen Linden der Bahnhofstrasse.»¹⁷

Serner und Schad gründeten die Zeitschrift *Sirius*, mit Walter Serner als Herausgeber. Im ersten Heft im Oktober 1915 erschien die Erzählung *Der Weg* von Angela Hubermann. Die expressionistische und die neue Dada-Szene verbanden sich in Zürich. Der russisch-polnische Maler Marcel Slodki entwarf das Plakat zur Eröffnung des *Cabaret Voltaire* am 5. Februar 1916 in der Spiegelgasse. Die von Hugo Ball später, im Frühjahr 1917, in der Bahnhofstrasse eröffnete Dada-Galerie bot eine grossartige Momentaufnahme der Avantgarde zwischen der Sturm-Galerie in Berlin und dem Weimarer Bauhaus. Man sah hier schon Bilder von Klee, Feininger und Kandinsky, hörte Vorträge über sie, bestaunte afrikanische Skulpturen, beteiligte sich an den öffentlichen Debatten über die Psychoanalyse. In der Soiree vom 19. Mai 1917 trug Angela Hubermann chinesische Märchen vor.¹⁸

Inzwischen studierte sie Medizin, ohne sich eingeschrieben zu haben, was an der liberalen Universität Zürich durchaus möglich war. 1916 hatte sie, wohl im Café bei einem Gespräch über Georg Trakl, die Aufmerksamkeit des Berliners Simon Guttman (Wilhelm Simon Guttman) gewonnen. Guttman hatte sich mit einer selbst herbeigeführten Lungenentzündung, die ein ärztliches Attest und die Reise in ein Schweizer Sanatorium zur Folge hatte,

vor der Einberufung gerettet. In Berlin war er Mitglied des früh-expressionistischen *Neuen Clubs* (1909-1914) gewesen, auf dessen Lesebühne, dem *Neopathetischen Cabaret*, die Dichter Jakob van Hoddis und Georg Heym entdeckt worden waren. Nach dem frühen Tod Georg Heyms gab er mit seinen Freunden Erwin Loewenson (Pseudonym Golo Gangi), David Baumgardt und Robert Jentsch 1912 den berühmt gewordenen Nachlassband Georg Heyms, *Umbra vitae*¹⁹ heraus. Zwischen 1910 und 1912 veröffentlichte Guttman Gedichte, Prosa und Kunstkritiken in der *Aktion* und in *Der Demokrat*. Ab 1909 vermittelte er die Kontakte zwischen der nach Berlin gekommenen Künstlergruppe *Die Brücke* und den jungen expressionistischen Dichtern. So gibt es heute auch von ihm sehr viele Porträts. Später leitete er Foto-Agenturen mit einem neuen Profil der Bild-Text-Geschichten: den Deutschen Photodienst *Dephotm* Berlin von 1928 bis 1932, im Londoner Exil die Agentur *Report* von 1946 bis 1990. Guttman wird nachgesagt, dass er viele Biographien europäischer Intellektueller beeinflusst hätte, so auch die Walter Benjamins während der gemeinsamen Zeit in der Studentenorganisation *Freie Wissenschaftliche Vereinigung* in Berlin.²⁰ Die Ehe mit Angela, eingetragen am 5. Mai 1916 im Zürcher Einwohnermeldeamt, schätzte Guttman sehr viel später in einem Interview als «ironisch» ein. Diese Anmeldung sei nur formal gewesen, um ein gemeinsames Zimmer bewohnen zu dürfen. Eine Scheinheirat war es ja auch deshalb, weil Angela zu diesem Zeitpunkt noch mit Leopold Hubermann verheiratet war. Für sie hatte die Liebe zu Simon Guttman, dessen Namen sie zwei Jahre lang trug, eine grössere Bedeutung. Sie lernte Hebräisch, trat vorübergehend zum Judentum über, interes-

sierte sich für den Zionismus. Guttman schenkte ihr Martin Bubers *Ekstatische Konfessionen* (1909), eine Sammlung mystischer Zeugnisse aus verschiedenen Religionen.

In ihren Erzählungen gibt es jetzt Afrikaner, grazile und exotische Figuren, wie man sie ebenso auf den Gemälden von Ernst Ludwig Kirchner oder Karl Schmidt-Rottluff sehen kann. Der Trommler Okerlo aus der gleichnamigen Erzählung schleicht seiner Geliebten, der Sängerin Adele, nach, versucht sie zu erobern, scheitert. Im Prosagedicht *Der Traum der Frau* hat eine Ich-Erzählerin die Vision, von einer Gruppe aus der Steppe auf sie zukommender Frauen überrannt zu werden: «Tausende berühren nun im Laufe meinen Körper, denn sie hüpfen über diesen, tanzen graziöse Schritte, drücken ihn so ganz zu Boden, dass die Glieder sich verflachen, meine Haare Gräser werden und ich selbst die stille Erde.»²¹

Im Juni 1916 fuhr sie zusammen mit Simon Guttman nach Arosa. Es gibt ein Foto aus dieser Zeit, sie sitzt auf einem Lehnstuhl, im Alter von 25 oder 26 Jahren, wahrscheinlich im Kurhaus von Arosa. Unter dem dunklen Mantel, der mit einem Pelzkragen besetzt ist, trägt sie einen weissen Kittel. Das spricht dafür, dass sie hier nicht als Patientin lebte, sondern als medizinische Hilfskraft arbeitete.

Nach dem Kriegsende fuhr Simon Guttman nach Berlin, angezogen von den gesellschaftlichen Veränderungen der Revolution von 1918. Er kehrte nicht wieder nach Zürich zurück. Über die damalige Trennung kam Angela schwer hinweg. Sie zog ins Tessin, wo sie Literaten aus der Zürcher Emigrantenszene wiedersah. Hugo Ball schrieb am 24. März 1918 aus Bern an seine Frau Em-

my Hennings nach Ascona: «Besucht dich denn wenigstens jemand? Frau Hubermann [...]?»²² Angela Hubermann reiste nach Genf, wo inzwischen Marcel Stodki, Christian Schad und Walter Serner lebten und arbeiteten. Im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten erschien von ihr im Dezember 1919 ein Porträt des Künstlers Frans Masereel, der aus Belgien in die Schweiz geflüchtet war. Masereel hatte 1918 und 1919 die Holzschnittserien *25 images de la passion d'un homme* und *Mon livre d'heures* in der Genfer Zeitung *La feuille* veröffentlicht. Die neue mediale Verbreitung für Kunst mittels Zeitung fällt der Rezensentin sofort auf. Masereel, der «in erster Linie Menschen über das Unglück ihrer Nächsten aufklären» wolle, schreibt sie, hätte einen grösseren Wirkungskreis gesucht: «Denn Bücher sind teuer und kommen nicht in so viele Hände. Da griff Masereel zur Zeitung [...]. Die mit so drastischen Darstellungen [...] illustrierte Genfer Zeitung *La feuille* trägt nun auf diese Weise seinen Geist in weite Kreise hinaus.»²³ Die Geschichte, die Masereel in seiner wortlosen Bildserie von seinem Helden entwickelt, erzählt die Rezensentin nach: «Das Blatt zeigt die werdende Mutter mit angstgefülltem Gesicht und unzweideutiger Gebärde vor einem schräg gestellten Tisch stehen. Nichts ist sonst angedeutet, weder die Umgrenzung des Raumes, noch irgendetwas an Geräten; bloss zwei Stühle stehen noch ungleichmässig am Tisch. In ganz leichten Strichen ist sein Umriss und der der Stühle aus dem satten Schwarz herausgehoben.»²⁴

Das ganze Jahr 1919 über lebte sie zurückgezogen in Minusio bei Locarno, im Castello di Ferro, einer alten Werbekaserne aus dem 16. Jahrhundert, und arbeitete an zwei grösseren Erzählun-

gen, die in Paul Rillas Zeitschrift *Die Erde* unter dem Namen Angela Guttmann erschienen. Ihr Stil war härter geworden, experimentell, sarkastisch. In der *Beschiessung von Paris*, einer der ersten deutschsprachigen Kriegserzählungen nach 1914, geht es um die Bedrohung der französischen Hauptstadt durch deutsche Flugzeuge, die eine massenhafte Fluchtbewegung ausgelöst hatten. In der surrealistischen Erzählung *Die Erfüllung* beobachtet sich die Erzählerin im Spiegel, schaut sich selbst als Tote über die Schulter, fliegt im Traum über unbekannte Altstädte, deren Bewohner sie als Sylphide, als weibliches Gespenst, wahrnehmen.

Im Winter 1919/20 ist sie mit ihrer Kraft am Ende. Die nächste Arbeit sollte eine ethnografische Studie über afrikanische Plastiken werden, die sie offenbar nicht beendet.²⁵ Der bis zur Inflation vermögende Simon Guttmann schickte ihr zwar Geld, aber es verlor durch die Valutaumrechnung dauernd an Wert. Sie wurde wieder krank, zog aus dem Castello aus, das sich nicht heizen liess, lebte in einem Zimmer in Locarno. Dass sie in dieser Krise dem Dichter Rainer Maria Rilke begegnete, war ein Zufall. Es war aber auch ein Beispiel für das, was sie später immer wieder als «Wunder» bezeichnen wird, die Begegnung mit Menschen, die ihr Interesse entgegenbrachten und halfen.

Rilke wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, ob er, wie er hoffte, in der Schweiz bleiben konnte. Nach Locarno kam er Anfang Dezember 1919 im Anschluss an eine Vortragsreise. Im benachbarten Ascona hatte er eine angebotene Unterkunft als ungeeignet abgelehnt, nun wohnte er für kurze Zeit im Grand Hôtel, dann in der Pension Villa Muralto.

Einer seiner Baseler Bekannten, Dory Von der Mühl, schrieb er am 20. Dezember 1919, «ich wanderte die Gegend hin und her, um vielleicht doch auf ein Passendstes zu stossen, das so that, als wartete es»²⁶. Schon in den ersten Tagen war er bei einem Spaziergang am Castello di Ferro vorbeigekommen, hatte den nahen Eisenbahndamm und die alte Kirche St. Quirico gesehen. Das leerstehende Gebäude mit Turm und Kapelle, dicht am Lago Maggiore mit Sicht auf die Alpen am gegenüberliegenden Seeufer, könnte ihn trotz der düsteren Ausstrahlung an das Schloss Duino, seinen Arbeitsort von 1911 und 1912, erinnern haben. Ein Ort für Elegien? Er warf seine Visitenkarte in den Briefkasten. Als Angela Ende Dezember nach Post sah, hatte sich Rilkes Wohnungsfrage bereits geklärt. Frau Von der Mühl bot ihm für die nächste Zeit ihr Gut Schönenberg unweit von Basel an. Nach einem Telefonat mit dem Grand Hôtel fand Angela den von ihr bewunderten Autor des *Malte Laurids Bringe* beim Buchhändler Carlson am Markt. «Dort, in der Buchhandlung, traf ich eine Russin, eine seltsame Frau, die eine Zeitlang hier das unheimliche Castello di Ferro ganz allein bewohnt hat; sie ist arm, reist aber mit einem grossen schönen alten Spiegel und einem Umkreis kleiner halb welker Dinge bei ihr war ich den Rest des Nachmittags»²⁷, berichtete Rilke Nanny Wunderly-Volkart, einer anderen Schweizer Bekannten.

Von nun an beschrieb er (fast) alle Momente dieser Beziehung. Der Ernst und die Hilfsbedürftigkeit der jungen Frau hatten ihn beeindruckt, er bezeichnete sie als «meine kranke Schützling»²⁸. Er erkundigte sich nach einem Arzt, richtete ihr mit Geschenken den 30. Geburtstag am 5. Februar 1920 aus. Es sei «keine Roman-

ze» gewesen, erinnerte sich Angela Rohr 1977 in Moskau. Rilke habe eine schöne, wohl lautende Stimme besessen, er sei aber damals sehr unruhig gewesen, habe «das grosse Gehen» gehabt. Dass sie nicht Russin war, sondern gebürtige Österreicherin, sie aus Mähren, wie er aus Böhmen, klärte sich schnell auf und verband sie miteinander.

Rilke hörte zu wie ein Therapeut, was es ihr dann aber umso schwerer machte, sich wieder von ihm zu lösen. Lebenslang blieb sie ihm dankbar und bewahrte einen Leuchter auf, den er ihr geschenkt hatte. Rilke las literarische Texte von ihr, lachte über Gelungenes, lobte sie mehreren Briefpartnern gegenüber und vermittelte die Erzählung *Ein alter Brief aus dem Newgate-Gefangnis* an das Sonntagsblatt der Basler Nachrichten.²⁹ An Nanny Wunderly-Volkart schrieb er: «Diese kleine heimgesuchte Person, krank, ärmer als arm, von den unerhörtesten Schicksalen hin- und hergetrieben [...], hat die Macht gehabt, eine geistige Ebene in sich auszubilden, auf der alles, was sie schriftlich ausdrückt, zu einer Formung und Freiheit kommt, die so manchen Mann, der *nur* diesen Dingen gelebt hat, in Verwirrung setzen müsste.»³⁰ Einen seiner Mäzene, Georg Reinhart, bat er um 1200 Franken für sie, was damals eine ungeheure Summe war; sie schickte einen Teil davon an ihre Familie. Noch im Mai 1920 besuchten sie gemeinsam in Basel das ethnografische Museum, Bibliotheken, das Missionshaus mit seinen Sammlungen. Sie wolle jetzt versuchen, erfährt man bei Rilke, «für einen Advokaten oder sonst ein Buero Schreibmaschine zu schreiben, dann einen bakteriologischen Kursus an der Universität durchzumachen (sie hat ja medizinisch sehr viel Vor-

kenntnisse und hat schon da und dort an Kliniken gearbeitet), um in dieser Weise beschäftigt zu werden, sei es an einem Spital, sei's in einer Apotheke». Sie lebe jedoch derzeit «wie hinter dem Schlusspunkt, ein Supplement, pour remplir ces années de trop», aber es sei ja nie «bei einem Menschen gesagt, dass er nicht plötzlich, ja malgré lui, den Punkt entdeckt, von dem aus er sich wieder [...] zusammenfasst»³¹.

Im Oktober 1920 fand die letzte Begegnung zwischen ihnen statt. Mit diesem Datum verloren sich für die Rilke-Philologie die weiteren Spuren von Angela Guttmann. Jahrzehntlang galt, was Paul Obermüller, Herausgeber von Rilkes Briefen an Gudi Nölke, der ersten Schweizer Briefausgabe Rilkes, in seinem Kommentar 1953 geschrieben hatte:

«Frau Angela Guttmann, die R. zwischen Weihnachten und Neujahr 1920 in einer Buchhandlung in Locarno kennen lernte. Sie stammte aus einer alten österreichischen Patrizierfamilie aus Mähren, lebte bei ihrer Grossmutter, einer sehr strengen und frommen Frau, geriet mit 13 Jahren in eine religiöse Bewegung von grosser Stärke, lernte Hebräisch und trat zum Judentum über. Dadurch entstand der Bruch mit ihrer Familie. Sie heiratete in erster Ehe den Bruder des Geigers Bronislaw Hubermann, lebte in Russland, hatte Kinder, – ein sehr schweres und entbehrungsvolles Leben. In zweiter Ehe mit einem Herrn Guttmann aus Berlin verheiratet, 29jährig, lebte sie damals lungen- und herzleidend mit einer ihr in beispielloser Treue ergebenen Dienerin in einem kalten Nordzimmer in Locarno. Sie ist nach kurzer Zeit in Davos gestorben.»³²

Tatsächlich war Angela Hubermann, wie sie sich jetzt wieder nannte, nach Berlin gegangen. Hier sollte sie den Punkt finden, von dem aus sich ihr Leben wieder zusammenfügte. Sie nahm ein Studium an der Poliklinik und Lehranstalt für Psychoanalyse in der Potsdamer Strasse auf.³³ Die 1920 von Karl Abraham und Max Eitingon gegründete Einrichtung, ab 1923 das Berliner Psychoanalytische Institut, widmete sich der Forschung und der psychoanalytischen Ausbildung. Behandelt wurde nicht mehr nur ein elitärer Menschenkreis. Patienten waren jetzt auch die Kriegsneurotiker. Wer es sich nicht leisten konnte, wurde kostenlos behandelt. Man bemühte sich, von der öffentlichen Universitätspsychologie anerkannt zu werden, nahm als Studenten vor allem Mediziner auf, die mit einem kleinen Stipendium arbeiten konnten. Die Internationale Psychoanalytische Gesellschaft finanzierte Angela Hubermann mit Zustimmung Sigmund Freuds im Juni 1921 eine Kur, um die Tbc-Erkrankung auszuheilen.³⁴

Ab 1923 besuchte sie auch Vorlesungen an der Berliner Universität, so die Privatvorlesungen über Arzneimittelkunde und Hygiene bei dem jüdischen Pharmakologen und Toxikologen Louis Lewin in dessen Hörsaal neben dem Universitätsinstitut für Pharmakologie, unweit der Friedrichstrasse, an der Spree. Diese Vorlesungen waren berühmt. So berichtete nach Lewins Tod der Frankfurter Medizinhistoriker Richard Koch 1930 in einem Nachruf für die Frankfurter Zeitung über den Gelehrten: «Verlor sich wirklich ein Student zu dem bald überalterten und schliesslich greisen Privatdozenten, bei dem man ‚falsche‘ Sachen und noch falschere Ansichten lernen könnte? Jahrzehntlang war der gar

nicht kleine, aber sehr dürftige Hörsaal in der Ziegelstrasse bei jeder Vorlesung überfüllt. Generationen von Studenten haben hier den Worten des Mannes gelauscht, von dem ein Zauber ausging, und unter diesen viele, die längst Autoritäten ihres Standes geworden sind.»³⁵ Neben Richard Kochs Artikel stellte die Redaktion der Frankfurter Zeitung den ihrer Russland-Korrespondentin Angela Ror [sic], die sich als ehemalige Studentin an Louis Lewin erinnerte: «Wir sassen in der schweren Inflationszeit in dem kleinen, privaten Hörsaal des Professors, sassen enggedrängt, um die Kälte nicht zu spüren, und auch wohl deshalb, um alle Platz finden zu lassen.»³⁶ Sie ahnte 1930 noch nicht, wie wichtig ihr einmal die Kenntnisse über Hygiene, Ernährungskunde und Toxikologie im Lager werden sollten.

Um 1923 lernte sie im Psychoanalytischen Institut den Medizin- und Soziologiestudenten Wilhelm Rohr kennen, geboren in Galizien, der sich in der sozialistischen Studentenbewegung engagierte und Bildungsvorträge bei der USPD und KPD hielt. Sehr jung, mit 23 Jahren, übernahm er die Leitung des «Filmdienstes Ost», einer Gesellschaft für die Wahrnehmung der Interessen des sowjetischen Goskino³⁷ in Deutschland. Aus diesem Grund nahm er auch die russische Staatsbürgerschaft an. Im April 1924 fuhr er in Filmangelegenheiten für einen Monat nach Moskau. Seine Rückreise zog sich jedoch durch unvorhergesehene bürokratische Schwierigkeiten hin, sie erfolgte erst, nachdem klar war, dass er nach Moskau zurückkehren würde. Am 20. September 1924 wandte er sich in einem Brief an Arthur Rosenberg von der KPD-Zentrale in Berlin: «Meine Rückkehr ist [...] dringlich geworden, einmal [,] um die mit der Übersiedlung notwendig gewordenen

Formalitäten in Bezug auf akademische Zeugnisse und sonstige formeller Art zu regeln [,] und zweitens [,] um meiner sehr schwer erkrankten Frau behilflich sein zu können.»³⁸ Die Beziehung zwischen Angela und dem um zehn Jahre jüngeren Wilhelm Rohr war, verglichen mit ihren früheren Ehen, offenbar ruhig und harmonisch. Sie folgte ihm 1925, spätestens Anfang 1926 in die Sowjetunion.

Wer in den zwanziger Jahren von Deutschland in die Sowjetunion ging, wusste, dass ihn dort nach Hungerkatastrophen und Bürgerkrieg nicht das kommunistische Paradies erwartete. Er kam in der Hoffnung, dass sich die Revolution in eine gute Richtung entwickeln würde, und suchte für sich nach neuen beruflichen Perspektiven. Moskau war damals sehr interessant. Wilhelm Rohr hatte sich auf eine Arbeit im Staatlichen Institut für Psychoanalyse vorbereitet. Er hielt hier 1925 eine Vorlesungsreihe zur *Dynamik des Massendenkens*. Beide Rohrs blieben Mitglied der Russischen Psychoanalytischen Vereinigung, obwohl das Psychoanalytische Institut bald wieder geschlossen wurde. Angela Rohr gab psychoanalytische Einführungskurse für Lehrer, sprach über Hysterie und über *Krankheit bei den Primitiven*. Wilhelm Rohr fand 1926 Arbeit als Fotograf und Redakteur am Marx-Engels-Institut. Er beteiligte sich unter David Rjasanow und Karl Schmückle an der Edition der MEGA, der Herausgabe der Schriften von Marx und Engels nach den handschriftlichen Manuskripten. 1926 fuhr Angela Rohr nach Wien, um einen Kurs für Volkspflege der Sozialreformerin Ilse Arlt zu belegen. Auf Anraten der damaligen Volkskommissarin für Bildung, Nadeshda Krupskaja, wollte sie

in der sowjetischen Jugendfürsorge tätig werden. Sie betreute Moskauer Schüler in einem polytechnischen Ferienlager, in dessen Nähe auch ein Heim für Besprisorniki, obdach- und elternlose Kinder, untergebracht war. Das forderte die Kinder und Erzieher auf beiden Seiten heraus. Danach suchte sie sich eine medizinische Arbeit. Am Timirjasew-Institut für Naturwissenschaften³⁹ spezialisierte sie sich als Assistentin von Olga Borissowna Lepeschinskaja auf Hämatologie. 1927 fuhr sie im Auftrag des Instituts nach Chabarowsk. Nach dieser Reise in den Fernen Osten begann sie wieder mit dem Schreiben.

Im September 1928 erschien ihr erster Artikel *Chabarowsk im fernen Ostend*. Vielleicht war es Simon Guttman, der ihr in Berlin mit Hilfe der 1928 gegründeten Dephot-Agentur Kontakte zu deutschen Zeitungen vermittelte. Von 1928 bis 1937 war sie Korrespondentin der Frankfurter Zeitung. Daneben erschienen Beiträge in der Vossischen Zeitung und im Berliner Tageblatt, alle Beiträge unter ihrem aus dem russischen rückübersetzten Nachnamen *Angela Ror*. Neben einer Reisereportage über deutsche Bauern im Kaukasus und einem Bericht über die architektonische Stadtentwicklung in Moskau veröffentlichte sie auch aktuelle Beiträge. Von scharfer Voraussicht ist ihr Artikel *Kontrolle des Sowjetbürgers. Die Einführung des Passzwanges in der Sowjetunion* vom 9. Januar 1933, der die zunehmende bürokratische Kontrolle der Bevölkerung der grossen Städte durch die Staatliche Politische Verwaltung (OGPU) analysiert. Sie gebraucht in diesem Zusammenhang visionär den Begriff der «Tschistka» – der «Säuberung». Politisches über die UdSSR konnte sie in Deutschland nach dem Januar 1933 nicht mehr publizieren.

1935 und 1937 erschienen drei Artikel von ihr über Tolstoi mit deutlich subversivem Hintergrund, da sie auf seinen Pazifismus verweisen und die Rolle der Medien betonen. Das Publikum der Frankfurter Zeitung in Deutschland war zu dieser Zeit schwer einschätzbar, ein «Haufen politisch irrelevanter, zu keiner Meinungsbildung fähiger, in ihre Vereinsamung eingekerkelter Leute»⁴¹, wie es der frühere Mitarbeiter Benno Reifenberg in seinem Rückblick auf die Geschichte der Frankfurter Zeitung bis zum Jahr 1943 formulierte.

1936, zu Beginn der Terrorjahre in der Sowjetunion, kam in einer geschlossenen Parteiversammlung des Schriftstellerverbandes, dem Angela Rohr nicht angehörte, die Rede auf sie und ihren Mann. Als ein Teilnehmer der Diskussion sie als «eine Angestellte der faschistischen Frankfurter Zeitung»⁴² denunzierte, war es Johannes R. Becher, der sie gegen diese damals lebensgefährlichen Anwürfe verteidigte. Die beiden hatten gemeinsame Wurzeln im Expressionismus, hatten in denselben Zeitschriften begonnen zu publizieren. Becher gewann sie, die wieder Erzählungen schrieb, für die Mitarbeit an seiner Emigrationszeitschrift *Internationale Literatur*.

Nach dem Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 wurden die meisten Deutschen, die in Moskau lebten, entweder evakuiert oder verhaftet. Kurz nach der Verhaftung ihres Mannes holte man Angela Rohr aus der gerade bezogenen Wohnung in der Uliza Furmanowa ab. Ihrer Erinnerung nach war es der 28. Juni 1941, der Haftbefehl wurde erst am 7. Juli ausgestellt. Beide wurden bald getrennt voneinander in einem Gefangenenzug aus Moskau in das Untersuchungsgefängnis Saratow an der Wolga

gebracht. Den Vorwurf der Spionage liess man fallen, verurteilte sie aber am 8. Juli 1942 nach einem Jahr Untersuchungshaft ohne Angabe eines Paragraphen «als sozialgefährliche Elemente» zu einer Strafe von fünf Jahren Gulag. Ihren Mann hat sie nie wiedergesehen. Auf dem Transport vom Gefängnis ins Lager berichtete ihr ein Häftling, der seinen Mantel trug, er sei 1942 noch in Saratow gestorben.⁴³

Angela Rohrs Erzählungen *Der Vogel* und *Die Zeit* haben ihren Aufenthalt im Untersuchungsgefängnis zum Hintergrund, das Leben in der Massenzelle, unterbrochen durch nächtliche Verhöre, in denen sie kein Geständnis unterschrieb. Nach der Verurteilung zog sich der Transport ins Lager über mehrere Monate hin, erschwert durch das Chaos des näher rückenden Krieges. Deutsche Flugzeuge bombardierten die Eisenbahnzüge. Die furchtbaren Zwischenaufenthalte in den Gefängnissen von Balaschow, Solilezk und Tscheljabinsk hat sie in ihren Erzählungen *Die Fahrt in das Gelobte Land* und *Der Etappenweg* behandelt.⁴⁴ Eng zusammengepfercht, fast verhungert und bei grosser Kälte überstand sie mit den anderen Frauen den Transport bis in die Verteilungsbaracke des Lagerkomplexes von Nishni-Tagil. An diesem Punkt, im Jahr 1943, setzt die Handlung von *Lager* ein.

Angela Rohr hatte im Gefängnis ihren Beruf als Ärztin angegeben, um zu überleben und um ihrer Haft einen Sinn zu geben. Zu diesem Zeitpunkt gab es in den Lagern einen erheblichen Mangel an Ärzten. Die medizinische Arbeit verhalf im Lager, obwohl sie ebenfalls schwer war, zu einem Freiraum, der nicht gross, aber

wertvoll war. Gefangene Ärzte arbeiteten als Hilfsärzte unter einem leitenden Arzt im Lazarett eines Lagerpunktes, im Krankenhaus oder in einer Poliklinik. Zu den Aufgaben des Hilfsarztes gehörte die Kontrolle des Essens (das er nicht verbessern konnte), die Beobachtung der zur Arbeit angetretenen Häftlinge am Lagerort, die oft ein Bild des Elends darstellten. Der Lagerarzt musste jeden Tag aufs Neue seine Autorität gegenüber dem Lagerleiter behaupten, um sich für die Interessen der Häftlinge einsetzen zu können. Eine vom Arzt ausgestellte Krankschreibung, deren Höchstzahl mit wenigen Prozenten im Lagerreglement festgeschrieben war, bedeutete für den Häftling eine Erholung, gab ihm eine Überlebenschance, Ruhe für kurze Zeit. Der Arzt hielt ambulante Sprechstunden ab und betreute die Patienten im Lazarett. Hierbei standen ihm ein Feldscher, Arzthelfer und Krankenschwestern zur Seite. Angela Rohrs Aufbegehren gegen die Lagerbürokratie war nicht weniger risikoreich als das Verhandeln mit Häftlingen der kriminellen Lagerbanden. Denn Lagerärzte wurden von den Kriminellen unter Druck gesetzt: «Wenn Diagnosen nicht wie gewünscht ausfielen, drohten Gewaltkriminelle [...] Angehörigen des medizinischen Personals auch mit Gewalt, ja mit dem Tode.»⁴⁵

Später, als freie Ärztin, war Angela Rohr dann verpflichtet, sich an Kommissionen zu beteiligen, die die Arbeitsfähigkeit der Häftlinge beurteilten. Drei Kategorien bezeichneten unterschiedliche Grade der Arbeitsfähigkeit, die vierte Kategorie galt nicht mehr nach der Norm arbeitenden Kranken sowie Invaliden. Seit September 1942 gab es in der westsibirischen Stadt Tawda eine eigene

Lagerabteilung für Invaliden. In einer solchen Einrichtung wurde auch Angela Rohr eingesetzt, darüber berichtet sie in *Lager* wie auch darüber, mit welchen Phrasen «zur Wiedererlangung der Arbeitsfähigkeit» man argumentierte, um für die Invaliden Strohkissen und Decken zu erhalten. Sie schreibt, dass im Lager nur wenige Medikamente vorhanden waren. Man musste sich mit einfachen Arzneien behelfen, manchmal allein mit den Mitteln der Suggestion. Als nach dem Kriegsende Hilfssendungen aus den USA und England eintrafen, kam es vor, dass die Empfänger die Aufschriften aus Unkenntnis der Sprache nicht verstehen und deshalb die Medikamente auch nicht richtig anwenden konnten.

Das Lager Ostural-ITL (Besserungsarbeitslager) und das Tawdin-Lag um Tawda, wo Angela Rohr als Gefangene und nach ihrer Entlassung als freie Ärztin lebte, bestanden seit 1941 und 1942. Im Ostural-ITL wurden bis zu 31'000 Menschen festgehalten und im Tawdin-Lag um 12'000. Im Umkreis der zentralen Lager und der Verwaltung gab es temporäre kleinere Lagerpunkte, Häftlingskolonnen und Stationen, die ebenfalls eine Krankenstation benötigten. Die Häftlinge wurden zum Holzfällen in die Taiga geschickt, zur Feldarbeit eingesetzt oder auch bei der Herstellung von Eisenbahnschwellen. Sie arbeiteten im Pressschichtholzkombinat von Tawda, in den Industriebetrieben von Swerdlowsk, dem heutigen Jekaterinburg.

Auf eine Arbeit als Arzt oder Sanitäter im Gulag hatte keine Universität ihre Studenten vorbereitet. Krankheiten, die man zu Beginn des Jahrhunderts für überwunden gehalten hatte, stellten sich wieder ein, als in den Lagern Tausende von Menschen ohne ausreichendes Essen und Hygiene zusammengesperrt wurden. Am

häufigsten traten ernährungs- und stoffwechselbedingte Krankheiten auf. Als typische Lagerkrankheit galt die Pellagra, verursacht durch den Mangel an Vitaminen. Die Haut trocknete aus, es bildeten sich Geschwüre und Furunkel. Schliesslich griff die Krankheit auf das Gehirn über und führte zur Demenz.⁴⁶ Bei der alimentären Dystrophie, einer Krankheit, die ebenso bei der hungernden Bevölkerung des von der deutschen Armee belagerten Leningrads festgestellt wurde, führte der Mangel an Eiweiss zur Selbstzerstörung des Körpers. Der Kranke magerte bis zum Skelett ab, war jeder weiteren Krankheit schutzlos ausgeliefert. Im zweiten Kriegsjahr, als Angela Rohr ihre Gefangenschaft in einem sogenannten Besserungsarbeitslager antrat, wurde sie Zeugin des grossen Sterbens. Man beobachtete einen explosionsartigen Anstieg der Todesrate. Im Kriegsjahr 1942 kamen im Gulag etwa 372'000 Menschen ums Leben, 288'000 im Jahr 1943, vor allem durch Erschöpfung, Hunger und Krankheiten.⁴⁷ In Tawda stieg 1942 die Zahl der Toten auf 2'742 an, 1941 waren es 81 gewesen.⁴⁸ Nach dem Kriegsende mussten, da die Zahl wiederum angestiegen war, alle im Lager verstorbenen Häftlinge obduziert werden.⁴⁹

Nicht selten wurden Gefangene in der Lagerhaft schwermütig oder irrsinnig. Andere fügten sich selbst Verletzungen zu, um von der Arbeit befreit zu werden. Die allgemeinste Ursache der Leiden war der ständige Hunger. Bei der Arbeit am Fluss Tawda starben die Häftlinge nach dem Verzehr der Wurzel des am Ufer wachsenden Wasserschierlings *Cicuta virosa*. Sie assen sie trotz vorheriger Warnung, weil sie glaubten, etwas Nahrhaftes gefunden zu haben, und wurden mit Krämpfen in die Lagerzone zurückgebracht. Gleich im ersten Jahr ihrer Arbeit als freie Ärztin begann

sich Angela Rohr, worüber auch Dokumente in ihrem Nachlass Auskunft geben, der Erforschung der Schierlingsvergiftung zu widmen. Nach einem Jahr praktischer Erfolge gelang ihr der theoretische Nachweis, dass den Betroffenen mit Hilfe der Narkose zu helfen war. Sie verlangsamte den Prozess der Vergiftung und gewann damit Zeit für die Behandlung. Man erlaubte Angela Rohr, ein Labor einzurichten. Hunderte von Patienten konnte sie mit ihrer Methode retten.

1947 berichtete sie über ihre Forschungsergebnisse in einem Brief an den Leningrader Neurologen Galkin, der ihr anerkennend antwortete. Post aus einem sibirischen Lager an die Leningrader Maritime Kriegsakademie! Es entwickelte sich ein ebenso freundschaftlicher wie diplomatischer Briefwechsel, bei dem die Beteiligten gewiss sein konnten, dass der Geheimdienst mitlas.

Angela Rohrs Entdeckung der Narkosetherapie bei Vergiftung durch den *Cicuta virosa* ist mit einer medizinischen Abschlussarbeit vergleichbar. Lebenslang hatte sie ihre medizinische Ausbildung an Apotheken, als private Hörerin an der Universität und autodidaktisch vorangetrieben. 1926 gab sie in Moskau an, 1923 an der Medizinischen Fakultät der Berliner Universität das Studium mit einem Diplom abgeschlossen zu haben. Das bot ihr die Möglichkeit, medizinische Assistentin in einem Institut für Biologie zu werden. Bei der Ankunft im Lager wurde diese Behauptung entscheidend, um sich selbst und anderen helfen zu können. Zu schwach für die monotone Zwangsarbeit im Wald oder in einer Holzfabrik, kämpfte die kleine Frau als Ärztin mit grossen Kräften für die Humanität in einer inhumanen Umgebung. So merkwürdig

und bitter es klingen mag, sie hat sich im Gulag und mit ihrer Erzählung darüber ein Lebensziel verwirklicht, wie sie es sich als Siebzehnjährige vorgenommen hatte: am «Buch über Menschwerdung» mitzuschreiben. Die Kenntnisse in der Psychoanalyse halfen ihr, in der Gefängniszelle den Charakter eines Mitgefangenen zu erkennen und im Lager mit einer Überzahl von Patienten zurechtzukommen. Die journalistische Arbeit hatte ihr den Blick für den Horizont der russischen Gesellschaft geöffnet. Aber wie diese Hölle des Gulag darstellen, sie mit literarischen Mitteln begreifbar machen?

Jewgenia Ginsburgs *Marschroute eines Lebens* und der zweite Band *Gratwanderung* umfassen einen grösseren Zeitraum als Angela Rohrs *Lager*. Ginsburg beginnt mit ihrem früheren Leben in Kasan, berichtet über ihren Mann, ihre Söhne, Mitglieder der Familie. Im Lager trifft sie Freunde, nennt viele Namen. Bei Angela Rohr setzt die Handlung erst mit der Gefangenschaft ein. Als Deutsche ist sie eine Aussenseiterin im Lager. Sie geht ihr Thema mit wesentlich stärkeren literarischen Bezügen an. Gleich am Anfang des Textes stellt sich auch bei ihr eine Assoziation zu Dantes Hölle ein, die, in der Mitte seines Lebens in einem düsteren Wald anzukommen, um ihn dann lange nicht mehr verlassen zu können. Mörderinnen, die ihre Taten in nächtlichen Küchen oder Abstellräumen erläutern, gehören dazu. Im Gegensatz zum russischen Schriftsteller Warlam Schalamow, der in seinen *Erzählungen aus Kolyma* dramatisch erzählt, seinen Leser in die Situation des Häftlings hineinzieht, in die Baracke, in den Karzer, in das lebensgefährliche Kartenspiel, schreibt Angela Rohr mit einer epischen Di-

stanz. Sie macht deutlich, dass eine Epoche abgeschlossen ist, erwähnt ihre Rehabilitierung von 1957.

Angela Rohrs Erzählen hat einen eigenen, wiedererkennbaren Ton und besondere literarische Bezüge. Sie nimmt in *Lager* Traditionen des mündlichen Erzählens und märchenhafte Formen auf, ohne die Ebene des Realen zu brechen. Sie helfen, Extremes und ganz Unwahrscheinliches in Worte zu fassen. Ein erschossenes junges Mädchen begegnet einer Gefangenen im Wald mit den Worten: «Ach, wie tut mir mein junges Leben so leid!» Die Dinge haben ein Eigenleben, entscheiden, ob sie Widerstand leisten oder sich verwandeln wollen, wie der so lebendig beschriebene sibirische Pelz, der nur zu Fahrten mit dem Schlitten geeignet ist. Selbständig handeln sogar die einzelnen Teile des Körpers: «als liebste Organ wurde der Fuss benützt, der dann nicht in den Wald zu gehen brauchte». – «Allmählich hatte sich mein Kopf entschlossen, sich gegen den Benzingeruch, der meinem Pelz entströmte, zu empören.» Märchenhaft ist, wie Menschen statt mit ihrem Namen nach einem auffallenden Kleidungsstück genannt werden. Das *rote Mützchen* ist eine Kranke, die durch ihre rote Kopfbedeckung in der grauen Frauengruppe auffällt. Metaphern dienen zur Gestaltung von bösen Figuren: *die Spinne* ist eine herrschsüchtige medizinische Leiterin, die sich kaum fortbewegt und ihre Netze durch Spione aufgespannt hat. Aus dem Märchen kommt auch die Dreizahl: Es gibt drei Wahnsinnige mit verschiedenen Eigenschaften oder drei Arten von Invaliden, die in einer von ihr geleiteten Brigade eingesetzt werden: «Den Blinden konnte ich das Messer überhaupt nicht in die Hände geben, die anderen konnten es nicht halten, und die, die noch übrig blieben, hatten keine

Kraft, es in den Scheit zu stossen.» Wie die verzweifelte Müllerstochter aus *Rumpelstilzchen* sitzt die Ich-Erzählerin, wieder einmal entlassen als Ärztin, bei der Arbeit als Gefangene: «Ich war nun von Ballen verwirrten Garns umgeben, von dem ich natürlich nicht wissen konnte, wozu es ursprünglich bestimmt gewesen war.» Nicht zu vergessen ist das Motiv der verkehrten Welt, in der man sich bewähren muss, um menschlich zu bestehen.

Bei ihren nächtlichen Schlittenfahrten durch die Taiga zu vergessenen Orten, zu einer Totenfeier, bei der Schilderung ihrer Arbeit als Dorfärztin greift sie eher auf Erfahrungen zurück, die sie von ihrem Einsatz als Bakteriologin im Fernen Osten Ende der zwanziger Jahre mitgebracht hatte. Für kurze Zeit, im Winter 1952/53, war sie auch in der Kinder- und Entbindungsabteilung des Krankenhauses in Tawda angestellt, war zu Einsätzen bei Notfällen von Gebärenden verpflichtet.

Für die Fiktion spricht allerdings, dass nur ein einziges Mal ihr eigener Name auftaucht, abgekürzt und genau in dem Moment, als er nicht zutrifft. Sie wird mit einer Selbstmörderin verwechselt, einer älteren Frau, die in Tawda ins Wasser gegangen war und deren Leiche am Ufer liegt. Als die wirkliche «Dr. R.» in der Dorfapotheke erscheint, glaubt man, ihrer Wiedergängerin zu begegnen. Eine Leiche als Doppelgängerin – wir kennen sie schon aus ihrer surrealistischen Erzählung *Die Erfüllung*TM Die Schlittenfahrt der Dorfärztin zu einer Patientin ist vom Sujet her mit der Erzählung *Ein Landarzt* von Franz Kafka verwandt. «Ich war in grosser Verlegenheit», schreibt Kafka, «eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem

zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, grossräderig, ganz wie er für unsere Landstrassen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd.»⁵¹ Vieles ist hier vergleichbar, der Notruf, der Ortswechsel, das Ausgeliefertsein an das Wetter, die Helfer, der Pelz, die Schwierigkeit, ein Pferd zu bekommen, die Ankunft beim Patienten, das Gefühl, umsonst erschienen zu sein, das Gefühl der existentiellen Ausweglosigkeit, die Angela Rohr jetzt auf ihre sibirische Verbannung unter Stalin bezieht: «An was ich sonst alles dachte, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber dass es meine ‚ewige Verbannung‘ war, die mir in den Sinn kam, weiss ich gewiss. Es war entsetzlich und komisch zugleich, dass ich gerade jetzt der ‚höchsten Behörde‘, vielleicht aber nur der Person, die sie darstellte, gedachte, die so enge Beziehungen zu den Wölfen haben musste, dass sie ihre Opfer ihnen zum Frässe vorwarf.»

Die Generation der Frühexpressionisten, der Angela Rohr angehörte, verehrte die russischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts wie Lew Tolstoi, Fjodor Dostojewski und Anton Tschechow. Gibt es in *Lager* Hinweise auf diese literarischen Traditionen? Der einzige Autor, dessen Namen sie in *Lager* nennt, ist Tschechow. In einer Episode über den Ankauf von Mäusen in einem Swerdlowsker Institut heisst es: «Dieser Mann, im Geiste Tschechows geboren, war hier an diesem Platz höchst zufällig vorhanden, anscheinend nur zu dem Zwecke da, mir die Mäuse zu verkaufen.» Das geschieht sicher nicht nur, um auf Tschechows Humor hinzuweisen. Sein Roman *Krankenzimmer Nr. 6* (1892),

seine Abhandlung *Die Insel Sachalin* (1893) könnten als Modelle geholfen haben, die Lebensbedingungen von Gefangenen und gefangenen Kranken zu beschreiben. Und natürlich könnten Michail Bulgakows *Aufzeichnungen eines jungen Arztes* (1925/27) wichtig gewesen sein, Geschichten, die damit beginnen, dass ein unerfahrener Arzt seinen ersten Einsatz vollkommen überfordert besteht, die schwersten Fälle gleich zu Beginn auftreten und alle weitere berufliche Anerkennung davon abhängen wird.

Andere Motive von *Lager* führen zum Expressionismus selbst. Wer denkt bei dem Thema Morgue, das sehr präsent ist, nicht an Gottfried Benn, mehr noch an Georg Heym und dessen Gedicht *Die Morgue**. «Die Wärter schleichen auf den Sohlen leise, / Wo durch das Tuch es weiss von Schädeln blinkt. / Wir, Tote, sammeln uns zur letzten Reise / Durch Wüsten weit und Meer und Winterwind.»⁵² Das Thema Gefängnis? Über ein Frauengefängnis schrieb Emmy Hennings 1915: «Im Süden rauscht des Wassers Seide, / Wir wohnen in den schmalen Zellen / durchs Gitter dringt in kleinen Wellen / Die Sehnsucht nach der fernen Heide. / Mein Taschentuch hat grünen Saum, / ein gelbes Feld ist in der Mitte / Und auf und ab sechs kleine Schritte. / Mein Taschentuch. Mein grüner Baum.»⁵³ Hennings' Roman *Gefängnis* kam 1919 heraus. In ihrer Erzählung *Ein alter Brief aus dem Newgate-Gefängnis* schrieb Angela Hubermann 1920, ihrem Vorbild Edgar Allan Poe folgend, über Diebinnen, die nach dem alten englischen Strafrecht zum Tode verurteilt wurden. Während sie auf die Vollstreckung des Urteils warten, entwickeln sie hoffnungsvolle Rettungsphantasien. Der amerikanische Dichter steht noch im Hintergrund,

wenn Angela Rohr mit schauerlicher Lust ihre Nachtfahrten über gefrorene Friedhöfe beschreibt.

Wie sie diese verkehrte Welt verlässt, wird im Finale des Romans berichtet. Man hatte Angela Rohr von Tawda aus 1957 noch einmal als Ärztin in ein Isolationslager für Geschlechtskranke geholt. Hier erlebt die Ich-Erzählerin in zwei getrennten Lagerbereichen die Kämpfe zwischen den «Gesetzlichen», den im Lager organisierten Kriminellen, und ihren Feinden, den nicht organisierten «suki», hautnah. Mit Teilnahme beschreibt sie den Aufstand und den Untergang dieser Gefangenen: «Natürlich hatte er [der Lagerleiter] nicht mit mir gerechnet, ich blieb, und konnte ich auch an diesen Vorgängen nichts ändern, war ich doch das ‚Gedächtnis für alle Zeit‘, das auch seinen Wert haben musste.» In einem Hörbild zeichnet sie die Schreie der «suki» gegen die «Gesetzlichen» auf, die sich zur allgemeinen Anklage verdichten: «Es hatte mit verächtlichen Zurufen begonnen, die die Zurückkehrenden der Feigheit ziehen. Danach war es ein Gemisch von Stimmen, das sich auf sie stürzte, von denen jede die andere übertrumpfen wollte, sowohl an Stärke des Lautes als auch an Bildhaftigkeit des Ausdrucks. Der Ort der Schande, das Lager selbst, war bald und ohne Übergang vergessen, der Ort war nun der Mensch allein.»

1954, nach Stalins Tod, wurde die «ewige Verbannung» für sie aufgehoben. 1957 erfolgte Angela Rohrs Rehabilitierung. Sie durfte nach Moskau zurückkehren, um ihre Lebensverhältnisse zu ordnen. Als 1962 Solshenizyns Roman *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* veröffentlicht werden konnte, ermutigte das auch

sie als Schriftstellerin. Sie sympathisierte mit Nikita Chruschtschow, der zu seiner Regierungszeit das sowjetische Tauwetter einleitete und der Literatur mehr Möglichkeiten einräumte, wenn auch nur für einen kurzen Zeitraum und nicht so weit, wie erhofft. Aber die Erfahrung, dass es auch für andere wichtig war, über den Gulag zu schreiben, blieb.

Es waren drei aussergewöhnliche Frauen, die sich dafür einsetzen, Angela Rohrs Texte in der DDR erscheinen zu lassen. Im Sommer 1961 traf sich Sophie Liebknecht, die Witwe Karl Liebknechts, die 1933 in ihre russische Heimat zurückgekehrt war und in ihrer eigenen Familie Opfer der Repressionen zu beklagen hatte,⁵⁴ in Berlin mit Willi Bredel. Bredel war 1934 bis 1945 im Moskauer Exil gewesen. Angela Rohr hatte sie gebeten, Grüße zu überbringen. Die Bredels schickten ihr daraufhin ein Päckchen mit Geschenken, er schrieb ihr: «Es war ein schöner Nachmittag zusammen mit der seit meiner Jugendzeit legendären ‚Sonja‘ in meiner Wohnung. Auch meine Frau Maj hat sich über den Besuch und die Grüße, die sie überbrachte, sehr gefreut. Wann haben wir uns in Moskau eigentlich zuletzt gesehen und wo? Darüber ist doch nun fast ein Vierteljahrhundert hingegangen. Mein Gedächtnis lässt mich dabei im Stich. Helfen Sie mir, damit es von aussen einen Stoss erhält und wieder hellwach wird. Für mich liegt die Moskauer Zeit schon derart weit zurück, als wär 's die dahingegangene Jugendzeit.»⁵⁵ Sie kannten sich wirklich nur flüchtig aus der gemeinsamen Arbeit an der Zeitschrift Internationale Literatur. Bredel muss noch kurz vor ihrer Verhaftung mit ihr über die Aufgabe gesprochen haben, für die deutschen Soldaten zu schreiben. Angela Rohr antwortete: «Ich kann wohl verstehen, dass Sie

mich vergessen haben, nicht deshalb, weil ich ‚ich‘ bin, sondern weil ich anscheinend in der Zeit mit vielen Dingen zusammenfalle, denen man keinen Platz in seinem Gedächtnis zuweist. [...] Sie fragen mich nach meinen Plänen, was könnte ich anderes wollen als schreiben und drucken?»⁵⁶

1963 unternahm die Leningrader Botanikerin Selma Ruoff, die im Lager Kotschmess bei Workuta eng mit Susanne Leonhard befreundet und von dieser in ihren Erinnerungen *Gestohlenes Leben* (1956) porträtiert worden war,⁵⁷ einen weiteren Versuch. Sie ging zu dem russischen Schriftsteller Konstantin Fedin, der gute Beziehungen zu DDR-Verlagen hatte, und hinterlegte in seiner Datscha in Peredelkino drei Manuskripte von Angela Rohr, die Erstfassungen von *Der Vogel*, *Die Zeit* und eine dritte Erzählung, *Die Tat*, Ruoff fügte eine Lebensbeschreibung Angela Rohrs hinzu. Sie erwähnte Rohrs Reise nach Birobidshan in den zwanziger Jahren und schloss: «Die kleine bewegliche Person war bei der Bevölkerung sehr beliebt und wurde «(...)» [russ.: die Schwalbe] genannt. Nach Moskau zurückgekehrt, arbeitete sie längere Zeit als Assistentin, Dolmetscherin (wohl auch Lehrerin!) bei der Lipeschinskaja, gab aber dann diese Tätigkeit als sinn- und fruchtlos auf. 1941 wurden die Gatten als ‚Spione‘ verhaftet. Der Mann ging schon während der Etappe zugrunde, Frau Rohr dauerte die 16 Gefängnis- und Lagerjahre aus, mit aller ihr eigenen Energie als Ärztin tätig. Seit Ende der 50er Jahre wieder in Moskau, rehabilitiert und pensioniert (45 Rubel monatlich), gibt sie deutsche Stunden und hat ständig Patienten. Sie sagt von sich, dass sie die Menschen nicht liebe, verweigert aber niemandem ärztliche oder sons-

tige Hilfe. Dabei nimmt sie nie ein Honorar: die Gabe der Heilkunst käme von Gott. Ihre ersten Erzählungen und die Niederschrift ihrer birobidshanischen Eindrücke wurden bei der Verhaftung fortgenommen. Aus innerem Zwang heraus beschreibt sie jetzt ihre Gefängnisse und Lager. Daneben entstehen Erzählungen, Novellen, Gedichte. Einiges davon habe ich Ihnen gebracht. [...] Es wäre schade, wenn das alles ungenützt im Kasten bliebe.»⁵⁸ In einem Brief vom 29. Mai 1941, geschrieben auf seiner Durchreise von Finnland ins amerikanische Exil, hatte sich schon einmal Bertolt Brecht für Angela Rohr bei Fedin eingesetzt, das war sicher die Grundlage dafür, ihm zu vertrauen.⁵⁹ Nach einem Jahr des Schweigens und einem Treffen mit Angela Rohr im November 1964 versuchte Fedin, die Erzählung *Die Tatiu* vermitteln. Auf den zurückgekommenen Briefumschlag notierte er: «Antwort aus der DDR. Druck abgelehnt».⁶⁰ Er schrieb Angela Rohr einen Brief, in dem er den gescheiterten Versuch bedauerte. Denkbar, dass es ihr um seine Anerkennung ihres literarischen Niveaus gegangen ist. Auf Kompromisse eingerichtet war ihr Schreiben über den Gulag nicht. So hielt sie damals ihre Erzählung *Der Vogel* nicht für druckbar.⁶¹ Die Erzählung *Die Tat* ist verschollen, sie wurde vermutlich von ihr zurückgezogen.

Eine Bekannte der Kopelews, Wilhelmine «Mischka» Slawutzkaja, die 1991 von Moskau nach Köln emigrierte, war es, die 1969 Rohrs Erzählung *Erinnerung an Lenin*, die 1941 unter anderem Vorzeichen in der Internationalen Literatur gedruckt worden war, noch einmal an die Berliner Zeitschrift *Das Magazin* vermittelte, wo sie unter dem Titel *Abschied von Zürich* erschien. Das

blieb die einzige Veröffentlichung Rohrs in der DDR. Sie wurde mit einem sehr guten Honorar bezahlt, aber um den Preis, dass sie als in Moskau lebende Parteiveteranin vorgestellt wurde, ihr wirkliches Schicksal erwähnte man nicht.

Gegen Ende der sechziger Jahre begann Angela Rohr damit, ihre Arbeiten ins Russische übersetzen zu lassen.

Etwa 20 Jahre lebte Angela Rohr in einer Moskauer «Kommunalka», einer Gemeinschaftswohnung in einem riesigen Jugendstilhaus in der Nähe des Arbat, am Gogolewski Boulevard Nr. 29. Zweimal halfen ihr Freunde mit Eingaben an die Stadtverwaltung, beim ersten Mal gelang es, im selben Haus von einem Zimmer mit 18 Quadratmetern in eines von 23 umzuziehen. In einem dieser Briefe heisst es: «Da Angelina Karlowna Rohr sich trotz ihres hohen Alters weiterhin mit literarischen Arbeiten beschäftigt (sie besitzt eine grosse Bibliothek, die ihr wesentlich ist, ohne die sie nicht auskommt), fällt es ihr sehr schwer, ihre Papiere, Bücher und sich selbst in ihr jetziges kleines Zimmer hineinzuzwängen. Ich und alle ihre zahlreichen Freunde, die Angelina Karlowna tief verehren, bitten dringend darum, sie beim Tausch ihres Zimmers mit einem grösseren, in ihrer Wohnung frei gewordenen zu unterstützen.»⁶² Kurz vor 1980 stürzte die Decke ihres Zimmers ein, und sie zog in eine andere Gemeinschaftswohnung in der Moskauer Uferstrasse Taras Schewtschenko, in der Nähe des Kiewer Bahnhofs.

Angela Rohr lebte in Moskau eingebunden in viele Freundschaften. Da waren die Rodionows, ein Ingenieur und eine Chemikerin, die sie zu sich in die Familie einluden und mit anderen gemeinsam durch monatliche Zahlungen ihre schmale Rente auf-

besserten. Es gab Alla und Wladimir Sergejew, eine Französischlehrerin und einen Journalisten. Ihre engste Vertraute und Freundin war die Literatin und Dichterin Jelena Ilzen-Grin. Sie wurde 1919 in Kiew als Tochter des Revolutionärs Alexej Raschup-Ilzen und der Kunsthistorikerin Jelena Ilzen-Moleson geboren. Als der Vater 1937 verhaftet und erschossen wurde und die Mutter für fünf Jahre als «Frau eines Volksfeinds» in ein Lager nach Moldawien kam, blieb sie mit ihrer 10-jährigen Schwester Juliana allein zurück. Sie arbeitete in einer Fabrik, ging 1941 an das Moskauer Literaturinstitut. Beide Schwestern wurden 1947 zu zehn Jahren Lagerhaft in Workuta verurteilt. Dort lernte Jelena Uzen ihren späteren Mann, den gebürtigen US-Amerikaner Georges Green, kennen. 1956 wurde sie rehabilitiert. Sie übersetzte für Verlage aus dem Englischen, Französischen und Deutschen. 1991, in ihrem Todesjahr, erschien ein Band Gedichte. In den sechziger Jahren wurde Jelena Ilzen-Grin, die mit Anna Achmatowa bekannt war, zu einer Schlüsselfigur des Samisdat und der Kreise ehemaliger Lagerhäftlinge. Hier begegnete Angela Rohr Bekannten aus den dreissiger Jahren wieder, wie Jewgeni Gnedin, dem ehemaligen Pressechef im Aussenministerium, der 15 Jahre Gefängnis und Lager hinter sich hatte.⁶³ So blieb das Thema Lager aktuell und wurde niemals verdrängt. Die Freundschaft wurde für Angela Rohr zum Gegenbild der bleiernen Politik in der Sowjetunion. «Die Freundschaft ist ein Land», heisst es in einem ihrer Gedichte, «das keine Hoffnung kennt. / Kein Friedhof toter Wünsche. / Sie führt mit Sicherheit die Hand, / die sie nicht nennt, zur namenlosen Zeit, / die sie erkennt.»⁶⁴

1968 kam Jeanne Guillaume hinzu, eine junge Französin, Katholikin, die in Paris Nachkommen der ersten russischen Emigrantengeneration kennengelernt hatte. Jetzt arbeitete sie als Sekretärin in der Luxemburgischen Botschaft in Moskau. Sie hatte aus Paris Adressen mitgebracht, wo man interessante Leute treffen könnte. Sie war neugierig auf Widersprüche und Stimmen, die hinter der Fassade der russischen Hauptstadt zu vernehmen waren, und sie war mutig und geschickt, um aus den bewachten Gebäuden des diplomatischen Viertels unbemerkt herauszukommen. Bei einer Zusammenkunft unter Dissidenten begegnete sie Angela Rohr. Sie wurde in ihren Kreis einbezogen, man nannte sie «Maschenka», das fiel nicht auf. Jeanne Guillaume schreibt: «Angelina hat bei allen, die sie traf, immer das Gute gesucht. Sie entdeckte bei jedem seinen gesunden physischen oder moralischen Kern. Sie sah, wie sie helfen konnte.»⁶⁵ Umgekehrt besorgte «Maschenka» für Angela Medikamente, westliche Zeitungen, vor allem die geliebte NZZ, Zigarren ...

«Die Kommunikation mit Angela Rohr verlief sehr konspirativ», erinnerte sich 2013 die Tochter Jelena Ilzen-Grins, Natalja Alexejewna Uzen, «sie wechselte das Gesprächsthema, wenn ich erschien oder sie ging zur deutschen Sprache über. Und ich war damals noch zu jung, um mich für diese Fragen zu interessieren. Über Angelina Karlowna sagte man lachend, sie hätte Lenin in der deutschen Sprache unterrichtet. Oft ging die Mutter zu ihr, nahm Briefe mit, die über die Botschaft an Maschenka gelangten. Über das Lager habe sie sehr viel geschrieben. Sie schrieb einzigartig, aber gnadenlos aus ihrer persönlichen Perspektive.»

Ihrer Kindheitserinnerung nach war Angelina Karlowna sehr hart und in hohem Masse heftig. Sie blieb engagiert, bis in die Fingerspitzen Journalistin, bis zu ihren letzten Tagen. «Mit einer sehr harten Erziehung. Klein, trocken.»⁶⁶

Hans Marte, 1974 bis 1982 Kulturrat der österreichischen Botschaft in Moskau, hat Angela Rohr im Mai 1977 entdeckt. Ihm ist es zu verdanken, dass die Sammlung ihrer Gulag-Manuskripte später nach Wien gelangte. Den Kontakt zu ihr meldete er offiziell über die österreichische Botschaft an. In seinem Gedächtnisprotokoll vom 15. Mai 1977 notierte er: «Jewgenij Ismailow brachte mich zu ihr, Angelina Karlowna Rohr. Gogolewskij Bulevard, Eingang I, Tür 8. Grünes, giftgrünes Stiegenhaus. An der Tür steht eine ganze Liste der Bewohner dieser einen Wohnung. Bisher wusste ich nur, dass man sie, die Hämopathologin, kürzlich ins Kremlkrankenhaus in Kunzewo gerufen hatte. Ein Mann wollte von ihr behandelt werden. Man sagte ihr nicht den Namen des Patienten. In einem schwarzen Wolga brachte man sie hin. Im Bett lag zusammengefallen ein krankes Wrack, ihr ehemaliger Lagerkommandant. Sie ist 87 Jahre, lebt mit 45 Rubel im Monat in einem einzigen Zimmer, das voller Bücher ist. Am Fenster in einer Nische ist ihr Schreibtisch. Sie schreibt Literarisches und schenkt mir ein Gedicht. Bei der Tür ein hohes Bett. Alles sehr sauber. Ikonen. Eine Reproduktion von Picasso. Fotos von Tolstoi und Dostojewski. Fiolen, Fläschchen, Abhörgerät. Sie ordiniert hin und wieder. 10 Rubel pro Ordination und Patient. Wissen Sie, ich kam 1929 [sic] in die SU. Als Protest sozusagen. [...] Ich wollte zunächst nicht arbeiten, sondern mir das Land ansehen. Moskau war damals schön. Unzählige Kirchen. [...]

Ich kam, die russische Seele zu suchen. Na ja. Sie senkt den Kopf und lächelt.»⁶⁷

Der Kontakt zur österreichischen Botschaft führte dann offenbar zu einer Bewachung Angela Rohrs. Dem Fotografen Alexej Krissian, mit dem sie gemeinsam Reisen nach Mittelasien unternommen hatte, prägte sich das Bild auf ihrer Trauerfeier ein: «Ich erinnere mich, dass Angelina Karlowna selbst noch auf ihrer Beerdigung von vier Männern in Uniformen begleitet wurde. Sie verfolgten sie über das Grab hinaus».⁶⁸

Als Angela Rohr am 7. April 1985 starb, versammelten sich die Freunde in ihrem Zimmer. Sie riefen Jeanne Guillaume an und baten sie, schnell zu kommen. Sie forderten sie auf, eine Mappe mit persönlichen Dokumenten Angela Rohrs an sich zu nehmen. Es handelte sich um die Ausweise als Lagerärztin, Briefe, Arbeitsnachweise, um den Schriftwechsel mit russischen Behörden, um Manuskripte. Jeanne versteckte sie ein paar Jahre in der Luxemburgischen Botschaft und nahm sie bei ihrer Pensionierung nach Frankreich mit, bewahrte sie dreissig Jahre lang.

1989, vier Jahre nach dem Tod Angela Rohrs, erschien eine Sammlung ihrer Gulag-Prosa in der Wiener Edition Tau unter dem Pseudonym Helene Golnipa und dem hinzugefügten Titel *Im Angesicht der Todesengel Stalins*[^] herausgegeben von der Historikerin Isabella Ackerl. Dieses Buch wurde als der durchgehende Lebensbericht einer österreichischen Ärztin im Gulag verstanden, nicht als Literatur. Nach dem Erscheinen dieser Ausgabe begann man sich für die Person Angela Rohr zu interessieren. Der Plan

einer Ausstellung über Rainer Maria Rilke und die Schweiz, die 1992 im Museum Strauhof in Zürich eröffnet werden sollte, löste in der Rilke-Gesellschaft erneut die Frage nach dem Verbleib von Angela Guttmann aus. Ingeborg Schnack, die Rilke-Chronistin, korrespondierte zusammen mit Isabella Ackerl mit österreichischen und Schweizer Archiven. Sie wies an Hand von Zürcher Meldeakten und Fotografien aus dem Rilke-Archiv die Identität von Angela Rohr mit Angela Hubermann und Angela Guttmann nach.⁷⁰

Im Jahr 2010 erschien der Band *Der Vogel. Gesammelte Erzählungen und Reportagen* von Angela Rohr im Berliner BasisDruck Verlag. Er stellte sie mit einer Auswahl von kleinen und mittleren Texten wieder als deutschsprachige Schriftstellerin vor, mit einer Schaffenszeit von Paris über Zürich und Berlin bis Moskau von über 60 Jahren. Tatsächlich erinnern schon die Titel des Gulag-Konvoluts *Der Vogel, Die Zeit, Die Fahrt in das Gelobte Land* an die der frühen Erzählungen *Das Gesicht, Die Arabeske, Der Weg, Der Traum der Frau, Die Erfüllung*. Die Literaturkritik horchte auf und fragte nach mehr.

Der Bogen soll nun zu *Lager* gespannt werden. *Lager* ist die Fortschreibung der Gefängniserzählungen und zugleich der umfangreichste literarische Text, der von Angela Rohr überliefert ist. Diese Autorin versteht es, ihren Leser für ihr Thema zu gewinnen und ihn festzuhalten. Sie schreibt «taktlos»⁷¹ gegen die scheinbare Anmut des Schweigens und die grosse Ignoranz, die selbst eine fortwährende Taktlosigkeit gegenüber den ehemaligen Gulag-Häftlingen gewesen ist. *Lager* ist ein sehr ernster Text, und doch begegnet man Ironie, Selbstironie und sogar komischen Szenen.

Vielleicht sind sie von ihr bewusst eingesetzt worden, an Schnittstellen, um dem Leser aus einer grossen Bestürzung durch das Lachen wieder herauszuhelfen, bestimmt aber, weil sich Lachen und Schrecken bei Angela Rohr berühren.

Gesine Bey

Anmerkungen

- 1 Angela Rohr: *Ein Gespräch*. Typoskript (1965), Bl. 3-4. Sammlung Memorial, Moskau, £ 2, op. 7, d. 55.
- 2 Ebd., Bl. 18.
- 3 Alexander Solschenizyn: *Der Archipel GULAG. Versuch einer künstlerischen Bewältigung*. Der erste von vier Bänden erschien 1972 im russ. Original in Paris, die dt. Übersetzung 1974 in München und Bern.
- 4 Heinrich Böll. – *Weine nicht vor ihnen*. In: Jewgenia Ginsburg: *Gratwanderung*. München, Zürich, 6. Auflage 1988, S. 5. Hervorhebungen im Original. Der erste Teil der Autobiographie, dt. *Marschroute eines Lebens*, erschien 1967 russ. in Mailand und dt. in Frankfurt, erst 1988 in der Sowjetunion.
- 5 Lew Kopelew/Raissa Orlowa: *Am Ende der Gratwanderung* (1979). In: Jewgenia Ginsburg: *Gratwanderung*. Ebd., Anhang, S. 505.
- 6 Vgl. Nicolas Werth: *Der Gulag im Prisma der Archive. Zugänge, Erkenntnisse, Ergebnisse*. In: *Das Lager schreiben. Varlam Salamov und die Aufarbeitung des Gulag*. In: Osteuropa, H. 6/2007. S. 9.
- 7 Selma Ruoff an Konstantin Fedin, 19. 6. 1963. In: Angela Rohr: *Der Vogel. Gesammelte Erzählungen und Reportagen*. Hrsg. von Gesine Bey, Berlin 2010 (im Folgenden: Angela Rohr: *Der Vogel*), S. 281.
- 8 Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. In: Günter Niggel (Hg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt 1989, S. 214-257.
- 9 Angela Rohr an Konstantin Fedin, 6. 6. 1963. In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 282.

Hans Marte: «*Ich kann nicht hassen*». *Stalins Gefangene: Warum lebte die österreichische Ärztin Angelina Rohr sechzig Jahre in der Sowjetunion?*[^]. Die Presse, Wien, 18./19. 11. 1989.

Unter der Überschrift *La femme aux huit noms* [Die Frau mit den acht Namen] wurde 2010 Angela Rohr: *Der Vogel. Gesammelte Erzählungen und Reportagen* von der französischen Zeitschrift Books Magazin zum *Livre du jour* (10. 12. 2010) gewählt.

Angela Rohr: *Anna Wenzlick*, Typoskript, Bl. 1. Sammlung Memorial, Moskau, £ 2, op. 7, d. 55.

Ebd., Bl. 5.

Angela Rohr: *Filmatelier in Moskau* (1930). In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 148.

Angela Müllner an Gustav Frenssen, 23. 5. 1907, Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek in Kiel, Cb 21.56:1056.19.

Die Sittenverderbnis und Prostitution des weiblichen Geschlechts in Paris unter Napoleon I. Aus dem Französischen des A.J.B. Parent-Duchatelet. Durchgesehen von Dr. Walter Serner. Berlin 1914.

Christian Schad: *Relative Realitäten. Erinnerungen um Walter Serner*. Mit einer Nachbemerkung von Bettina Schad. Augsburg 1999, S. 10f. Hugo Ball: *Die Flucht aus der Zeit* (1927). Zürich 1992, S. 164.

Georg Heym; *Umbra vitae*. Nachgelassene Gedichte. Hrsg. von David Baumgardt, Golo Gangi, W. S. Ghuttmann [sic], Jacob van Hoddis und Robert Jentzsch. Leipzig 1912.

Vgl. Nicolas Jacobs/Diethart Kerbs: *Wilhelm Simon Guttman, 1891-1990: A documentary portrait*. In: *German Life and Letters*, H. 4/2009, S. 401: «It was the intense experience of his first fifty years that made him the unique, often difficult, but lovable and irreplaceable man who touched and influenced so many lives, and brought an important part of European intellectual life to Britain.» Angela Rohr: *Der Traum der Frau* (1915). In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 105.

Hugo Ball: *Briefe 1904-1927*. Bd. I. Hrsg. von Gerhard Schaub und Ernst Teubner. Göttingen 2003, S. 146.

A. G.: *Frans Masereel*. In: *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten*, 7. 12. 1919, S. 139.

Ebd.

Das Manuskript, das ihr die Anerkennung des Basler Ethnologen Felix Speiser eingetragen hat, ist heute verschollen. Speiser (1880 bis 1949) unterrichtete an der Universität Basel, unternahm Forschungsreisen nach Ozeanien und arbeitete am Museum für Völkerkunde, das er in seinen letzten Lebensjahren leitete.

Rainer Maria Rilke an Dory Von der Mühl, 20. 12. 1919. In: Rainer Maria Rilke: *Briefe an Schweizer Freunde. Eine Auswahl*. Hrsg. von Rätus Luck, Frankfurt am Main 1990, S. 35.

Rainer Maria Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, 30. 12. 1919. In: Rainer Maria Rilke: *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart*. Im Auftrag der Schweizerischen Landesbibliothek und unter Mitarbeit von Niklas Birger, besorgt durch Rätus Luck, Frankfurt am Main 1977, Bd. I, S. 74.

Rainer Maria Rilke an Dory Von der Mühl, 22. 2. 1920. In: *Briefe an Schweizer Freunde*, a.a.O., S. 48.

A. G.: *Ein alter Brief aus dem Newgate-Gefangnis* (1920). In: Sonntagsblatt der Basler Nachrichten, 4. 7. 1920. Nachdruck in Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 133-139.

Rainer Maria Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, 17. 1. 1920. In: Rainer Maria Rilke: *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart*, a.a.O., S. 112.

Rainer Maria Rilke an Nanny Wunderly-Volkart, 16. 5. 1920. In: Ebd., S. 233. Übersetzung: Supplément ... de trop: eine Ergänzung, um diese überflüssigen Jahre auszufüllen. – malgré lui: trotzdem.

Paul Obermüller: Anmerkungen. In: Rainer Maria Rilke: *Die Briefe an Frau Gudi Nölke. Aus Rilkes Schweizer Jahren*. Hrsg. von Paul Obermüller, Frankfurt am Main 1953, S. 181 f.

Vgl. Gesine Bey: «Geheimnisse, die wie ,grosse Katzen durch die Menschen laufen». Die Schriftstellerin und Ärztin Angela Rohr – Zeitzeugin des 20. Jahrhunderts und der Psychoanalyse. In: Jahrbuch der Psychoanalyse 2011, H. 62, Stuttgart 2011, S. 157-179.

Vgl. Karl Abraham an Sigmund Freud, 12. 6. 1921; Sigmund Freud an Karl Abraham, 16. 6. 1921. In: Sigmund Freud/Karl Abraham: *Briefwechsel 1907-1925*. Bd. 2. Hrsg. von Ernst Falzeder und Ludger M. Hermanns. Wien 2009, S. 684-685.

Richard Koch: *Louis Lewin – Der Gelehrte*. In: Frankfurter Zeitung, 24. 1. 1930.

Angela Ror: *Louis Lewin – Der Lehrer*. In: Ebd., 24. 1. 1930. – Dank an Dr. Brigitte Hoppe-Graf, Berlin.

Goskino: Gosudarstwenny komitet po kinematografii – die erste staatliche Behörde für Filmproduktion und Filmvertrieb in der Sowjetunion, unter diesem Namen bis 1924.

Russisches Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte (im Folgenden: RGASPI), f. 495, op. 205. – Arthur Rosenberg (1889-1943), marxistischer Althistoriker, Mitglied der USPD und KPD, Arbeit in der KPD-Zentrale, 1927 Austritt aus der KPD aus Protest gegen die stalinistische Entwicklung. Exil in den USA.

Timirjasew-Institut für Naturwissenschaften in Moskau, gegr. 1923, bis 1929 geleitet durch den russischen Botaniker Sergei Gawrilowitsch Nawa-schin (1857-1930).

Vgl. Gesine Bey: *Schreiben in der Diktatur. Gegenseitige Hilfe in Russland: Bertolt Brecht und die Journalistin und Ärztin Angela Rohr*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.8.2006, S. 36.

Benno Reifenberg: *Die zehn Jahre/1933-1943*. In: Die Gegenwart. Sonderheft 1956. Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung. S. 48.

Georg Lukacs/Johannes R. Becher/Friedrich Wolf u.a.: *Die Säuberung. Moskau 1936. Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammlung*. Hrsg. von Reinhard Müller. Reinbek bei Hamburg 1991, S. 144. Am 15. 5. 2013 erhielt dagegen Dr. Matthias Uhl vom DHI Moskau auf eine Anfrage an das Zentralarchiv des Föderalen Sicherheitsdienstes der Russischen Föderation (FSB) die Antwort, dass Wilhelm Rohr am 15. 11. 1957 vom Obersten Gericht der UdSSR rehabilitiert wurde und das Lager überlebt habe. Ich danke Matthias Uhl für diese Auskunft.

Helene Golnipa [Pseudonym für Angela Rohr] : *Im Angesicht der Todesengel Stalins*. Hrsg. von Isabella Ackerl, Mattersburg-Katzelsdorf bei Wien 1989, S. 66-122.

Wladislaw Hedeler/Meinhard Stark: *Das Grab in der Steppe. Leben im Gulag. Die Geschichte eines sowjetischen «Besserungsarbeitslagers» 1930-1959*. Paderborn u.a. 2008, S. 362.

Vgl. Willibald Pschyrembel (Hg.): *Klinisches Wörterbuch*. Berlin/New York 2002, S. 1269.

Siehe Nicolas Werth: *Ein kurzer historischer Abriss über den Gulag*. In: Irina Scherbakowa/Volkhard Knigge (Hg.): *GULAG. Spuren und Zeugnisse 1929-1956*. Göttingen, Weimar 2012, S. 116.

Siehe Michail B. Smirnow (Hg.): *Das System der Besserungsarbeitslager in der UdSSR 1923-1960: Ein Handbuch*. Aus dem Russischen von Reinhold Schletzer, Berlin 2003, S. 514.

Vgl. Hinrich Kluge: *Neun Jahre in Stalins Gulag. Ein deutscher Arzt berichtet über das Leid der Kriegsgefangenen*. Hrsg. von Reinhold Busch, Berlin 2004, S. 76.

Angela Rohr: *Die Erfüllung* (1919). In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 114fE
Franz Kafka: *Ein Landarzt*. In: Franz Kafka: *Das erzählerische Werk*. Bd. I. Hrsg. von Klaus Hermsdorf. Berlin 1983, S. 200.

Georg Heym: *Die Morgue*. In: Georg Heym: *Umbra vitae. Nachgelassene Gedichte*. Mit 47 Originalholzschnitten von Ernst Ludwig Kirchner, München 1924, S. 5.

Emmy Hennings: *Gefängnis*. In: *Emmy Ball Hennings: 1885-1948. «Ich bin so vielfach ...» Texte, Bilder, Dokumente*. Zusammengestellt von Bernhard Echte unter Mitarbeit von Katharina Aemmer, Frankfurt am Main u. Basel 1999, S. 96.

Sophie Liebknecht, geb. Ryss (1884-1964). Ihr Bruder Adolph starb 1942 im Gefängnis Taganrog. Ihre Schwester Silvia wurde verbannt, deren Mann, der Physiker Jakob Spielrein, überlebte die gegen ihn 1937 vorgebrachten Anschuldigungen nicht. Siehe Annelies Laschitzka: *Die Liebknechts. Karl und Sophie — Politik und Familie*, Berlin 2007, S. 446.

Willi Bredel an Angela Rohr, 20. 9. 1961. Akademie der Künste, Berlin, Sammlung Angela Rohr, Nr. 54.

Angela Rohr an Willi Bredel, 27. 10. 1961. In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 10.

Susanne Leonhard: *Gestohlenes Leben. Als Sozialistin in Stalins Gulag*. 6. A., Frankfurt am Main 1988, S. 300-302, 473-475. In der Originalausgabe von 1956 verwendet sie die Initialen S. R. – Susanne

Leonhard (1895-1984), deutsche Mathematikerin und Schriftstellerin, Exil in der UdSSR, 1936-1948 Lager und Verbannung bei Workuta und in Sibirien. 1948 Rückkehr nach Ostberlin, ab 1949 Westdeutschland.

Selma Ruoff an Konstantin Fedin, 19. 6. 1963. In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 280-282. Fedin sprach fließend deutsch.

Bertolt Brecht schrieb: «Lieber Genosse Fedin, Genosse Angela Rohr, deren Aufsätze in der Frankfurter Zeitung ich ihrer Sowjetfreundlichkeit recht wichtig gefunden habe, möchte Ihnen gerne begegnen und Ihren Rat hören. Bitte, helfen Sie ihr doch so gut Sie können! Mit herzlichen Grüßen/Ihr Bertolt Brecht/ Moskau, 29. 5. 41». In: Gesine Bey: *Schreiben in der Diktatur*. A.a.O.

Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst (RGALI), Moskau, f. 1817, op. 2. Bestand 290. Abgedruckt in: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 284.

Siehe Angela Rohr an Konstantin Fedin, 6. 6. 1963. In: Angela Rohr: *Der Vogel*, S. 282.

B. P. Lepeschinskaja an den Vorsitzenden der Abgeordnetenkommission des Exekutivkomitees des Bezirksrates des Kiewer Bezirks, Moskau, betr. Verbesserung der Wohnsituation für Angela Rohr. Akademie der Künste, Sammlung Angela Rohr, Nr. 73. Aus dem Russischen G.B.

Vgl. Jewgenij Gnedin: *Das Labyrinth. Hafterinnerungen eines führenden Sowjetdiplomaten*. Mit einem Vorwort von Andrej Sacharow. Freiburg i.Br. 1987. – Die russische Originalausgabe erschien 1977 in Amsterdam.

Angela Rohr: *Freundschaft*, Archiv Hans Marte, Wien.

Jeanne Guillaume: *Notes de vie*. Typoskript (2015). Aus dem Französischen G.B.

Natalja Alexejewna Uzen im Gespräch mit Natalja Dmitrijewa, Moskau 2013. Aus dem Russischen G.B.

Archiv Hans Marte, Wien.

Alexej Krissian im Gespräch mit Natalja Dmitrijewa, Moskau 2013. Aus dem Russischen G.B.

- 69 Helene Golnipa: *Im Angesicht der Todesengel Stalins*. A. a. O
- 70 Ingeborg Schnack: *Wer war Angela Guttman? Zu Rilkes Winter in Locarno 1919/20*. In: Jacob Steiner (Hg.): *Rilke und die Schweiz*. Zürich 1992, S. 109-122.
- 71 In einem Interview des Kultursenders *arte* sagte die französische Schriftstellerin und Medizinerin Lydie Salvayre, die 2014 für den Roman *Pas pleurer* mit dem *Prix Goncourt* geehrt wurde: «Ich verabscheue die Schriftsteller der Anmut, des gezielten Benehmens. Ich fühle mich eher zu taktlosen Schriftstellern hingezogen: Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek. Solche, die die Dinge beim Namen nennen, ohne die Grausamkeit abzuschwächen. Wachtütteln, hätte Dostojewski gesagt. Das gefällt mir.» Gespräch mit Denis Michalis im Kulturmagazin *Metropolis*, 30. 11. 2014.



1 Im Kurhaus von Arosa in der Schweiz, vermutlich 1916.



2 Mitte der 1920er Jahre in der Sowjetunion.



3 Vor einer Forschungsreise nach Sibirien, um 1927.



Срок настоящего удостоверения продлен
№ 193 г.

Зав. Отд печати НКВД

Срок настоящего удостоверения продлен
по 193 г.

Зав. Отд печати НКВД

Срок настоящего удостоверения продлен
по 193 г.

Зав. Отд печати НКВД

УДОСТОВЕРЕНИЕ

№ 14

Отдел печати Народного Комисса-
риата по Иностранным Делах удо-
стоверяет, что гражданин
Рор Анжела
действительно зарегистрирован как
корреспондент

Швейцарская пресса

Действительно с 193 г.

Зав. Отд печати НКВД

СССР
Народный Комиссариат Государственной Безопасности

ОРДЕР № 973

Выдан _____
государственной безопасности
тов. *Кочетков* и *Смирнов* и *Смирнов*
ны производство: *Алексей и обесс*

Рор
Ангелия Карловна

по адресу *У. Фурманова д 8/5*

Народный Комиссар
Государственной Безопасности СССР
Трудовой Ордена
1927 СССР

ссылка: *65* адрес секционировав Прокуратурой СССР.
м. Саломовна



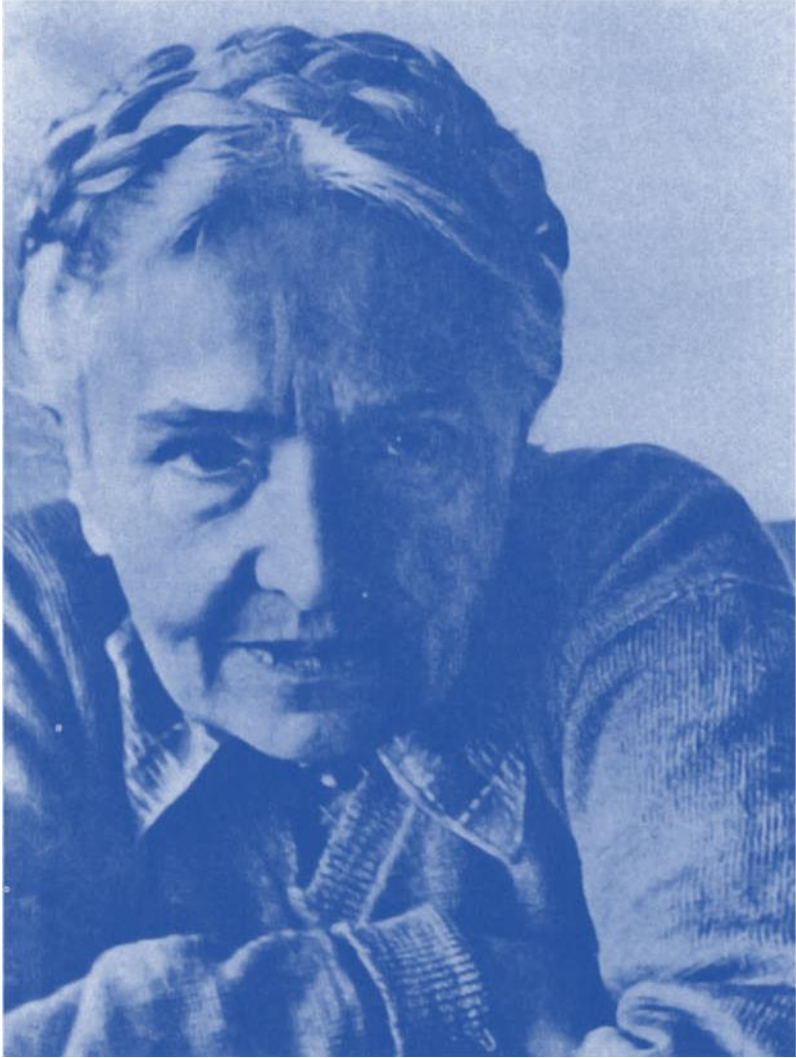
- 4 Presseausweis als Korrespondentin für Schweizer Zeitungen, ausgestellt vom Narkomindel, dem Volkskommissariat für Äusseres, unterschrieben von Jewgeni Gnedin. Gültig bis 31. März 1939.
- 5 Haft- und Hausdurchsuchungsbefehl für Angela Karlowna Rohr, ausgestellt am 7. Juli 1941 in Moskau.
- 6 Passierschein als Stationsärztin im Lagerpunkt 6 des Ost-Ural-Besserungsarbeitslagers. Unterschrift des Verwaltungsleiters, Volkskommissariat für Inneres, Stadt Tawda, gültig vom 31.12.1948 bis 31.12.1949.



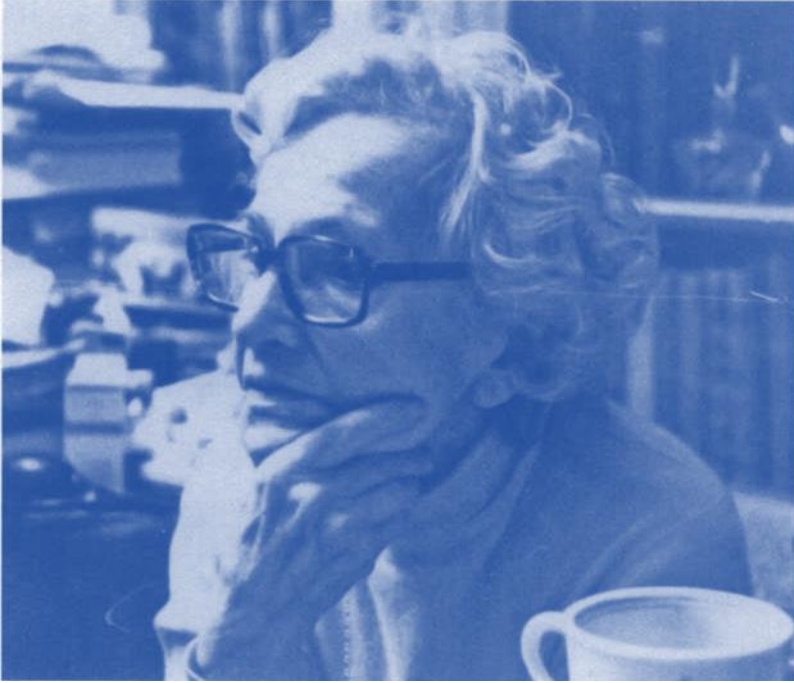
7 Als Lagerärztin, um 1948. In der Hand die Wurzeln des Wasserschie-
lings, gegen den Angela Rohr eine Heilmethode entwickelt.



8 Als Laborantin des Kabinetts für Physik und Chemie einer Berufsschule in Tawda, um 1954.



9 In den fünfziger Jahren.



10 In ihrem Moskauer Zimmer, Gogolewski Boulevard, 1960er Jahre.



11 Altersbild, um 1980.

ZEITTADEL

- 1890 5. Februar: Angela Helene Müllner wird in Znaim in Mähren (Österreich-Ungarn) als Kind von Karl Leopold Müllner, geb. in Währing bei Wien, Schaffner bei der Österreichischen Nord-West-Bahn, und seiner Frau Marie, geb. Weihs, geboren.
- 1896 bis 1904: Schulbesuch in Znaim bis zum 8. Schuljahr an der Bürgerschule für Mädchen.
- 1904 Umzug nach Wien. Besuch der Bürgerschule in Brigittenau. Die Familie verlässt Wien wieder.
- 1907 Sie geht allein nach Wien, um sich auf ein Medizinstudium vorzubereiten, vermutlich auf dem Schwarzwaldgymnasium.
- 1908 Lernt in Wien den Schriftsteller Leopold Hubermann, geb. 1888 in Warschau, kennen. Gemeinsame Reise nach Triest.
- 1909 18. Februar: Geburt der Tochter Ligeia in Wien.
- 1910 Heirat mit Leopold Hubermann, nunmehr: Angela Hubermann.
- 1911 bis 1913: Rückkehr nach Triest und weitere Reisen.
- 1913 Paris. Beginn des (autodidaktischen) Studiums der Medizin. Kontakte zu Expressionisten, Marcel Slodki und Walter Serner, die für die Berliner Zeitschrift Die Aktion arbeiten. Erste literarische Veröffentlichungen in Zürich und Berlin unter ihrem Namen Angela Hubermann.

- 1914 Erkrankung an Tuberkulose. Trennung von Leopold Hubermann.
 Juli: Reise in die Schweiz, um sich zu kurieren. August: Beginn des Ersten Weltkriegs.
 Leopold Hubermann wird in die russische Armee eingezogen.
- 1914 Oktober: Genf.
- 1915 Vermutlich medizinische Hilfskraft in Arosa. Dezember: Zürich. Zusammenarbeit mit Walter Serner an der Zeitschrift Sirius. Bekanntschaft mit Hugo Ball, Emmy Hennings und Ferdinand Hardekopf.
- 1916 5. Mai: In Zürich Scheinheirat mit dem Berliner Expressionisten Simon Guttman, geb. 1891 in Wien. Sie nimmt zwei Jahre den Namen Angela Guttman an.
 Juni: Mit Simon Guttman nach Arosa.
- 1917 Beteiligung an Dada-Veranstaltungen in Zürich.
- 1918 Herbst: Simon Guttman kehrt nach Deutschland zurück.
- 1919 Bewohnt allein das Castello di Ferro in Minusio bei Locarno. Schreibt Erzählungen und an einer Studie über afrikanische Plastik. Sie erkrankt und zieht nach Locarno. Veröffentlichungen als Angela Guttman im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten unter der Abkürzung A. G.
 30. Dezember: Begegnung mit Rainer Maria Rilke in Locarno.
- 1920 Freundschaft mit Rainer Maria Rilke.

- Juni: Reise zu Guttman und seiner Mutter nach Berlin.
 Oktober: Schwere Erkrankung in Basel. Letzte Begegnung mit Rilke, der nach Paris reist.
- 1921 bis 1923: Studium am Psychoanalytischen Institut bei Karl Abraham und Max Eitingon in Berlin. Sie nennt sich wieder Angela Hubermann.
 Juni 1921: Die Psychoanalytische Gesellschaft finanziert ihr mit Valuta eine Tbc-Liegekur.
- 1922 bis 1924: Besuch von Vorlesungen und Seminaren des Berliner Pharmakologen und Toxikologen Louis Lewin an der Friedrich-Wilhelms-Universität.
 Sie lernt den Soziologie- und Medizinstudenten Wilhelm Rohr, geb. 1899 in Stanislau, Galizien, kennen.
- 1924 April bis November: Wilhelm Rohr reist in einer Filmangelegenheit nach Moskau. Er nutzt die Zeit für die Zusammenarbeit mit der Russischen Psychoanalytischen Vereinigung (RPV). Aus der Berliner Universität wird er wegen zu langen Fernbleibens exmatrikuliert. Bei seiner vorübergehenden Rückkehr wählt ihn die Berliner Psychoanalytische Vereinigung zum ausserordentlichen Mitglied.
- 1925 Sie folgt sie ihrem dritten Mann nach Moskau, seitdem: Angela Rohr.
- 1925 August: Das Moskauer Staatliche Institut für Psychoanalyse wird geschlossen. Beide bleiben bis zur Auflösung im Jahr 1930 Mitglieder der RPV.
- 1926 Wilhelm Rohr arbeitet bis 1931 als Fotograf und Redakteur bei David Rjasanow und Karl Schmückle am Marx-Engels-Institut an der MEGA.

Februar und November: Angela Rohr hält in der RPV Vorträge «Über eine Hysterie-Analyse» und «Die Krankheit bei den Primitiven».

Besuch eines Kurses für Volkspflege der Sozialreformerin Ilse Arlt in Wien.

Sie betreut Schüler in einem Polytechnischen Ferienlager bei Moskau, dort Begegnungen mit verwahrlosten Jugendlichen (Besprisorniki).

1926 bis 1927: Forschungsarbeit am Moskauer Timirjasew-Institut für Naturwissenschaften. Spezialisierung in der Medizin auf Hämatologie.

Reise nach Birobidshan im Fernen Osten, um gegen eine Tierseuche zu kämpfen.

1928 bis 1937: Russland-Korrespondentin der Frankfurter Zeitung.

1933 Januar: Wilhelm und Angela Rohr in Berlin. Treffen mit der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung.

1935 April: In Moskau Begegnung mit Bertolt Brecht, den sie von einer Grippe kuriert.

1936 Arbeit an einem Puschkin-Roman, Ablehnung des Verlags Allert de Lange, Amsterdam.

1939 Akkreditierung als Korrespondentin für Schweizer Zeitungen.

1940 bis 1941: Mitarbeit an der Exil-Zeitschrift Internationale Literatur, in der sie zwei Erzählungen veröffentlicht.

1941 Mai: Bertolt Brecht kommt auf dem Weg von Finnland in die USA nach Moskau. Er schreibt einen Empfehlungsbrief für Angela Rohr an den russischen Schriftsteller Konstantin Fedin.

22. Juni: Überfall der Deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion.
7. Juli: Haftbefehl unter dem Vorwurf der Spionage.
- Juli: Transport ins Untersuchungsgefängnis Saratow an der Wolga.
- 1942 Untersuchungshaft in Saratow. Erkrankung an Ruhr und an einer schweren Ohrentzündung.
8. August: Verurteilung als «sozialgefährliches Element» zu 5 Jahren Besserungsarbeitslager.
- Herbst bis Winter: Gefangenentransport von Saratow über Balaschow, Sol-Ilezk und Tscheljabinsk nach Nishni Tagil im Ost-Ural.
- 1943 bis 1946: Gefangene Ärztin in Lazaretten der Lager Nishni Tagil und Tawda in Westsibirien. Zwischendurch Arbeit als Holzfällerin und in Werkstätten.
- 1946 17. Juli: Haftentlassung aus dem Lager Tawda.
26. Juli: Anstellung als Lagerärztin.
- 1946 bis Juni 1952: Lagerärztin in Lazaretten und Sanitätsabteilungen u.a. in Tawda (Invalidenbaracke) und in Lagerpunkten.
- 1947 bis 1949: Erforschung einer Heilmethode gegen Schierlingsvergiftung. Briefwechsel mit dem Neurologen W.S. Galkin.
- 1949 Allgemeine Mitteilung der «Ewigen Verbannung» in Sibirien für Deutsche, Kalmücken, Krimtataren, Inguschen, Tschetschenen.
- 1952 25. Juni: Entlassung aus der Arbeit als Lagerärztin. November bis März: Ärztin in einer Abteilung für Säuglinge und Geburtshilfe des städtischen Krankenhauses Tawda.

- 1953 bis 1954: Arbeitslos in Tawda. Sie bemüht sich um ein Labor und eine Stelle als Laborärztin.
- 1953 Ein Kommentar zu Briefen Rilkes vermerkt über Angela Guttmann, dass sie bald nach der Begegnung mit Rilke in Davos verstorben sei.
- 1954 Aufhebung der Ewigen Verbannung, aber ohne Genehmigung, an den Ort der Verhaftung zurückzukehren.
- 1955 bis 1957: Lehrerin und Laborantin für Physik und Chemie an einer Berufsschule in Tawda.
- 1957 April bis Juni: Ärztin in einem Isolationslager für Geschlechtskrankheiten.
 29. April: Rehabilitierung durch das Moskauer Kriegstribunal, die ihr am 7. Mai 1957 bescheinigt wird.
 Wiederaufnahme der Arbeit an der Berufsschule.
- 1957 bis 1959: Rückkehr nach Moskau. Sie fährt mehrmals nach Tawda, um ihre Angelegenheiten zu klären. Sie bekommt eine kleine Rente (45 Rubel).
- 1960 Zimmer in einer Gemeinschaftswohnung, Gogolewski Boulevard Nr. 29.
- 1961 Sommer: Sophie Liebknecht, in Moskau lebende Witwe Karl Liebknechts, besucht Willi Bredel in Berlin, richtet Grüsse von Angela Rohr aus. Auf einen Brief von ihm antwortet sie, dass sie über die Zeit der Repressionen schreibt, selbst ohne die Möglichkeit zur Veröffentlichung.
- 1963 Juni: Selma Ruoff überbringt Konstantin Fedin in Peredelkino bei Moskau drei Manuskripte von Angela Rohr (*Der Vogel, Die Zeit, Die Tat*).

- 1964 Mai: Sie fordert die Erzählungen von Fedin zurück, weil er ein Jahr lang nicht geantwortet hat.
- 1964 Sie hinterlegt bei Sophie Liebknecht eine Sammlung von autobiographischen Manuskripten über den Gulag, einschliesslich *Lager*.
November: Treffen mit Fedin, der verspricht, ihre Erzählung *Die Tat* an einen Verlag in der DDR zu vermitteln. Sie schickt ihm ihre Texte erneut. Er erhält eine ablehnende Antwort aus der DDR.
11. November: Sophie Liebknecht stirbt in Moskau.
- 1965 Begegnung mit dem ehemaligen Pressechef des Aussenministeriums, Jewgeni (Eugen) Gnedin, der 15 Jahre Repressionen hinter sich hat. Seine Frau Nadeshda übersetzt Erzählungen von Angela Rohr ins Russische.
Seit Mitte der 1960er Jahre: Kontakte zur Moskauer Dissidentenszene. Freundschaft mit Jelena Ilzengrin, Literatin und Dichterin des Samisdat in Moskau.
- 1967 Der Nachlass Sophie Liebknechts wird vom Parteiarchiv der KPdSU angefordert. Verwandte sortieren Rohrs Gulag-Manuskripte aus und geben sie dem russischen Rosa-Luxemburg-Forscher Marlen Korallow, der sie aufhebt und 2005 dem Archiv der Gesellschaft Memorial übergibt.
- 1968 Bei einem Treffen von Dissidenten lernt Angela Rohr die Französin Jeanne Guillaume kennen und freundet sich mit ihr an. Guillaume ist Sekretärin der luxemburgischen Botschaft in Moskau, unter den russischen Freunden heisst sie «Maschenka».

- 1969 Frühjahr: Wilhelmine Slawutzkaja übergibt der DDR-Zeitschrift *Das Magazin* Angela Rohrs *Erinnerung an Lenin* (1941), die im April als Originalbeitrag *Abschied in Zürich* veröffentlicht wird.
- 1977 15. Mai: Der Kulturrat der Österreichischen Botschaft Hans Marte lernt die 87-jährige Angela (Angelina) Rohr kennen. Er und seine Frau Maria-Luise freunden sich mit ihr an.
Beginn der Betreuung Angela Rohrs durch die österreichische Botschaft.
- 1980 Winter: Umzug in die Nabereshnaja Taras Schewtschenko 3, eine Uferstrasse nahe dem Kiewer Bahnhof in Moskau.
- 1980 Hans Marte vermittelt ein Gespräch unter vier Augen mit dem Wiener Kardinal König in Moskau.
- 1982 bis 1984: Ein Exemplar der Gulag-Manuskripte wird von Moskau nach Wien geschmuggelt.
- 1985 7. April: Angela Rohr stirbt in Moskau.
Jeanne Guillaume nimmt die persönlichen Dokumente an sich und bewahrt sie auf.
- 1989 Herbst: In der Wiener Edition Tau werden die Gulag-Manuskripte, gesammelt und bearbeitet als Lebensbericht von Helene Golnipa (Pseudonym): *Im Angesicht der Todesengel Stalins*, von der Wiener Historikerin Isabella Ackerl herausgegeben. Im Vorwort wird Angelina Rohr als Verfasserin genannt und ihre Begegnung mit Rilke 1919/20 in Locarno erwähnt.
- 1992 Im Katalog der Zürcher Ausstellung *Rainer Maria Rilke und die Schweiz* erscheint der Aufsatz von Ingeborg Schnack *Wer war Angela Guttmann? Zu Rilkes Winter in*

- Locarno 1919/20*. Darin wird mit Hilfe von Zürcher Meldeakten die Identität von Angela Rohr, Angela Guttmann und Angela Hubermann nachgewiesen.
- 2004 Der im Fedin-Museum Saratow entdeckte Empfehlungsbrief von Bertolt Brecht (29. 5. 1941) an Fedin löst die Recherche von Gesine Bey nach der Autorin Angela Rohr aus.
- 2005 Fund von Manuskripten Angela Rohrs (*Der Vogel, Die Zeit*) im Staatlichen Russischen Archiv für Literatur und Kunst Moskau. (G. Bey)
- 2006 Auf Initiative von Jeanne Guillaume geben die Gesellschaft Memorial und der Verlag Swenja in Moskau eine russische Übersetzung von *Im Angesicht der Todesengel Stalins* unter Angelina Rohr, *Cholodnije zvesty GULAG a* [Die kalten Sterne des Gulag] heraus. Übersetzung: Natalja Palagina.
- 2010 Angela Rohr, *Der Vogel. Gesammelte Erzählungen und Reportagen*. Hrsg, von Gesine Bey, erscheint im Verlag BasisDruck Berlin.
- 2011 Die *Sammlung Angela Rohr* entsteht im Literaturarchiv der Akademie der Künste, Berlin.

ANMERKUNGEN

- 5 *Geleise* – Österr. und Schweiz, für Wagenspur, sonst veraltet. Hier: der Länge nach aneinandergelegte Bretter und Bohlen, die das Einsinken von Lastwagen in den sumpfigen Boden verhindern sollen.
- 7 *Schwaben* – regional für Schabe.
- 9 *Hämatologe* – Mediziner mit Spezialkenntnissen auf dem Gebiet der Zusammensetzung des Blutes und für Blutkrankheiten.
Tagiler Baracke – Verteilungsbaracke im Lager Nishni Tagil (mittlerer Ural), nördlich von Swerdlowsk. Von hier aus wurden die Gefangenen zum Transport auf andere Lager verteilt.
Therapeut – Im Russ, damals Arzt für innere Krankheiten und behandelnder Arzt.
bei uns – Gemeint ist Deutschland, wo A. R. zuletzt an der Berliner Universität medizinische Lehrveranstaltungen besucht hat.
- 10 *Adolfowna* – Eine Mitgefangene aus der Wolgadeutschen Autonomen Republik (1924-1941) der Sowjetunion, der Erzählerin auf dem Transport als Arzthelferin zugeteilt. Figur aus A. R.s Erzählung *Der Etappenweg*. – In russ. Tradition wird der Vatersname, abgeleitet vom Vornamen des Vaters, hier von Adolf, als Name verwendet, der zwischen dem Vor- und dem Nachnamen steht.
Kalmücken – Angehörige eines westmongolischen Volkes mit buddhistischer Religion. In der Sowjetunion lebten sie in einer Autonomen Republik, die 1941 aufgelöst wurde. Die Kalmücken wurden nach Sibirien deportiert und waren dort 1949-1954 Verbannte.
- 11 *Pellagra* – Durch Unterernährung und Vitaminmangel hervorgerufene Krankheit.
Kampferöl – Med.: In geringen Mengen injiziert, zur Stabilisierung des Kreislaufs verwendet.

- 11 *Strychnin* – Farbloses, giftiges Alkaloid aus dem Samen eines indischen Baumes. Hier als Medikament u. a. gegen Fieber.
- 12 *meine Vorgesetzte, eine freie Ärztin* – Die Erzählerin ist eine Ärztin in der Gefangenschaft, die nur unter der Leitung einer freien Ärztin arbeiten darf.
- 16 *Aljonuschka* – Russ. Volksmärchen, verwandt mit dem deutschen Märchen *Brüderchen und Schwesterchen* aus den *Kinder- und Hausmärchen* (1812) der Brüder Grimm.
- 18 *Birkenteer* – Auch Birkenpech, schwarzes Pulver, das aus der Rinde der Birke durch Destillation gewonnen wird.
- 19 *»bolus flava«* – Gelbe fetthaltige Tonerde. Heilerde, findet Anwendung für kühlende Umschläge und traditionelle Packungen.
- 20 *ohne jeden Vorboten* – ohne ein erstes, frühes Anzeichen.
- 23 *auf den Buchstaben* – auf die gesetzlichen Vorschriften.
- 26 *Konstantinows* – Todesfälle. Wort aus der Verwaltungssprache des Gulag.
- 27 *Buchhalterei* – Veraltet für Buchhaltung, Verwaltung, das sich im Russ. als dt. Lehnwort erhalten hat.
- 28 *»Uralez«* – (russ.) Ukrainer. Evtl. ist A. K. Uralez-Ketow gemeint, Oberst der Staatssicherheit, 1942–1944 stellvertretender Leiter des Lagers Nishni Tagil, vielleicht ein Mythos, der durch seine Person ausgelöst wurde.
- 29 *römischer Kamille* – Kamillenart, die sich wie die Echte K. besonders zur medizinischen Anwendung eignet.
die Etappen – Etappe: Transport für Gruppen von Gefangenen in ein anderes Lager oder an einen anderen Lagerpunkt (kleines Außenlager), auch die Gefangenengruppe selbst.
Nishni Tagil – Stadt östlich des Uralgebirges mit einem großen Lagerkomplex.
- 31 *Formular* – Akte des Häftlings, die ihn in die verschiedenen Lager begleitete.
Für mich mußte das Abändern meines Formulars nutzlos sein – A. R. wurde 1942 als »sozialgefährliches Element« ohne Strafparagrafen zu 5 Jahren Besserungsarbeitslager verurteilt, in ihren Papieren war demnach kein Paragraph angegeben.

- 31 *eine Deutsche* – Durch ihre dritte Heirat war A. R. eine Deutsche, der man mit Misstrauen und dem Vorwurf der Spionage begegnete, dem eigentlichen Grund der Verhaftung.
- 33 *Kapitän* – (russ.) kapitan, militärischer Dienstgrad eines Offiziers, Hauptmann.
- 34 *Halbpelz* – Kurzer oder mit Pelz besetzter Mantel.
Kamenka – In der Sowjetunion gab es mehrere Orte dieses Namens, vermutlich ist ein kleines Dorf in Westsibirien gemeint.
- 36 *eine Pleura zu entleeren* – Punktion des vereiterten Zwischenraums zwischen Brustfell und Rippenfell.
- 38 *Er schlug den Boden des Fasses heraus* – Evtl. Anspielung auf das Sprichwort «das schlägt dem Fass den Boden aus» für diese ausnahmsweise gelungene Flucht.
- 43 *Paragraphen 58* – Paragraph des Strafgesetzbuches der RSFSR seit 1926, der politische «Straftatbestände» in 14 Artikeln einstuft und hart bestraft, darunter «konterrevolutionäre Handlungen», «Spionage in ausländischen Diensten» oder «Agitation zum Sturz der Staatsmacht». Politische Häftlinge im Gulag wurden überwiegend nach § 58 verurteilt.
- 44 *Tschekisten* – Ursprünglich: Angehöriger der Tschecha. – Tschecha: Im Dezember 1917 gegründete «Allrussische ausserordentliche Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution und Sabotage». 1922 Umbenennung in GPU (Politische Hauptverwaltung). Spätere Bezeichnungen NKGB, MGB und KGB (1954), dabei gab es institutionelle Verflechtungen mit dem Innenministerium MWD, auch hinsichtlich der Verwaltung der Lager des Gulag. – Als Tschekist wurden traditionell Angehörige aller dieser Sicherheitsorgane bezeichnet. Hier: der Sicherheitsverantwortliche im Lager.
- 45 *Schädlinge* – Berichtigtes Schimpfwort für vorgebliche Gegner der russ. Revolution oder des sowj. Staates. Hier sarkastisch, weil die Vorwürfe un gerechtfertigt waren.
- 47 *Bürger* – Russ. Anrede seit der Revolution, hier ironisch.
- 49 *Ährenlesen war mir ... von der Bibel her bekannt* – Im Alten Testament, Buch Ruth, 2. Kapitel, sammelt Ruth ungestraft Ähren auf dem Feld des Boas. Vgl. 3. Buch Moses 19,9: «Wenn du dein Land

- einerntest, sollst du nicht alles bis an die Enden umher abschneiden, auch nicht alles genau aufsammeln.«
- 50 »*Eiweißloses Ödem*« – Ansammlung von Flüssigkeit im Gewebe.
- 51 *Feldscher* – Hier: eigenständiger Beruf, Arzthelfer mit höherer medizinischer Ausbildung.
- 60 *mit ... Drudenfüßen* – Der Drudenfuß ist ein Zeichen in Form des Pentagramms, das man mit dem Fußabdruck einer Drude, einer Elfe, in Verbindung bringt und das dem Aberglauben nach Schutz gewährt.
- 62 *die Stukkatur* – Österr. für Wandverputz.
Radreifen – Metallreifen, Felge.
- 65 *Nurmi* – Paavo Johannes Nurmi (1897–1973), finn. Leichtathlet und Läufer, gewann zwischen 1920 und 1928 Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen.
»*Seso*« – (span.) Gehirn.
- 69 »*Quarzen*« – Vorform der Ultraschallbehandlung als Wärmebehandlung.
- 72 *Trepanation* – Operation am Trommelfell, das dabei durchstoßen wird.
- 76 *Narkomanen* – Russ. Wort für Suchtkranke, Drogenabhängige.
Marr – Nikolai Marr (1864–1934), georgisch-russ. Sprachwissenschaftler und Orientalist, sein Vater war Schotte. Er studierte und lehrte in Sankt Petersburg, dem späteren Leningrad.
- 81 *Hämolyse* – Abbau des roten Blutfarbstoffs.
- 82 *Papiermâché* – (franz. papier mâché) zerfetztes Papier; formbare Masse aus eingeweichem, mit Leim, Stärke u. a. vermischem Altpapier, aus der Puppen gefertigt werden können.
- 85 »*Mamki*« – Verkleinerungsform von russ. Mama, besonders für Säuglingsmütter.
- 94 *Ostrowski* – Alexander N. Ostrowski (1823–1886), russ. Dramatiker.
Cul – Eigtl. Cul de Paris (franz.) wörtlich: Pariser Hinterteil. Hinten an Damenkleidern in Hüfthöhe aufgebauschter, mit Reifen abgestützter oder unterfütterter Teil des Rocks im 18. und als Form der Turnüre Ende des 19. Jh.
- 96 *Tawda* – Ort in Westsibirien (Asien). – A. R.s Verbannungsort. In seinem Umkreis arbeitete sie vor allem als Lagerärztin.

- 97 *Fäzes* – (lat.) Faeces, Kot, Ausscheidungen.
- 100 *Kohlenoxydvergiftung* – Gemeint ist Kohlenmonoxid, ein giftiges Gas, das beim Heizen entsteht, wenn der Abzug des Ofens zum Schornstein zu früh dicht gemacht wird.
- 101 «*gesetzliche Diebe*» – (russ.: vory w sakone, wörtlich übersetzt «Diebe im Gesetz»). Oft unter sog. Atamanen organisierte Kriminelle, die sich im Lager nur den eigenen Bandengesetzen unterordneten; Feinde der «suki».
Vgl. nächste Anm. und Anm. zu S. 234.
Ataman – Eigtl. Bezeichnung für den höchsten militärischen Rang bei den russ. Kosaken. Hier: Anführer der «gesetzlichen Diebe», der organisierten Kriminellen, im Lager.
- 103 *Coxa vara* – Zu weit auswärts gebogene Stellung des Oberschenkelknochens.
Tonsillen – Rachenmandeln.
gonorrhoeische Vereiterung des linken Ovariums – Linksseitige eitrig-eierstockentzündung, hervorgerufen durch die Geschlechtskrankheit Tripper (Gonorrhoe).
- 105 *Exsudat der Pleura* – Flüssigkeitsansammlung zwischen Lunge und Rippen.
Pneumothorax – Aus (griech.) pneuma (Atem, Hauch) und torakas (Brustpanzer), Ansammlung von Luft im Brustkorb.
- 106 *Kasein* – Wichtigster Bestandteil der Milch, eiweißhaltig. Der aus getrocknetem Quark und Kalk produzierte Kaseinleim ist eine sehr alte Form des Holzleims.
Schierling, Cicuta virosa – Wasserschierling, Doldenblütler mit süßschmeckender, aber sehr giftiger Wurzel. – Seit 1947 forschte A. R. über die Schierlingsvergiftung. 1949 veröffentlichte sie in einer russ. Fachzeitschrift unter Ror, A. den Artikel «Opyt letschenija narkosom zikutnowo otrawlenija» (Erfahrung mit der Narkose-Behandlung bei Wasserschierlingsvergiftung).
- 107 *Sokrates* – (470-399 v. d. Z.), griech. Philosoph und Lehrer, wurde auf Grund von Verleumdungen zum Tode verurteilt, indem er den «Schierlingsbecher» trank.
- 109 *1943 gab man die Scheindiagnose einer Pellagra auf* – Die alimentäre Dystrophie trat auch als Folge der Belagerung Leningrads auf, daraufhin wurde

- sie offiziell auch im Lager diagnostiziert. Vgl. erste Anm. zu S. 11.
- 109 *Ordinationszimmer* – Ordination: österr. für Arztpraxis.
- 113 *die Zeit der Leibeigenschaft auferstanden* – Die Leibeigenschaft gab es in Russland bis 1861.
«Gulliver bei den Riesen» – Im 2. Teil des satirischen Romans *Gullivers Reisen* (1726) des irischen Schriftstellers Jonathan Swift (1667-1745) unternimmt Gulliver eine Reise durch den Indischen Ozean und landet im Land Brobdingnac, das von Riesen bewohnt wird.
- 117 *die Zeit um Hiroshima* – Am 6.8.1945 wurde über Hiroshima durch die USA die erste Atombombe abgeworfen. Der Krieg zwischen der Sowjetunion und Japan dauerte vom 9. 8. 1945 bis zum 2. 9. 1945. Die Sowjetunion entwickelte daraufhin eigene Atomwaffen.
Kultbrigade – (russ.: kult-brigada) Nach der russischen Revolution gab es in vielen Fabriken und landwirtschaftlichen Betrieben künstlerische Arbeitsgemeinschaften mit Chor und Orchester, so auch im Lager.
- 120 *Swerdlowsk* – Größere Stadt östlich des Urals nahe der Grenze zwischen Europa und Asien. Bezirksstadt für die Region (Oblast) Swerdlowsk. Heute wieder Jekaterinburg.
- 122 *vom Buche Dzian* – Vermutl. Buch des Dzyan, der Überlieferung nach aus Tibet. Okkultes Buch des Buddhismus.
- 127 *Ich erinnerte mich meiner Mörderinnen aus dem Saratower Krankenzimmer* – Zwei Zimmergenossinnen in der Krankenstube des Gefängnisses in Saratow, die wegen Mordes verurteilt waren, in der Erzählung *Die Zeit*. Sie hatten A. R. verraten, dass sie sich vor der Reue mit einem Schluck Blut ihres Opfers schützten.
- 130 *der Tag meiner Befreiung* – Die Strafzeit wäre am 7. 7. 1946 beendet gewesen, die Entlassung war am 17. 7. 1946.
Kubaner Dorf – Kuban: Region im nördlichen Kaukasus.
- 133 *MWD* – Abk. für Ministerstwo Wnutrennych Del (russ.), Innenministerium; 1946 Nachfolger des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten NKWD, zuständig für die Verwaltung der Lager, der Verbannten, auch für den Sanitätsdienst der Lager. Vgl. Anm. zu S. 44.

- 135 *den «Domarus» vermacht* – Entweder das Lehrbuch *Grundriss der inneren Medizin* 1923) oder *Methodik der Blutuntersuchung* von Alexander von Domarus (1881-1945).
- des Dichters Blök* – Alexander Blök (1880-1921), Dichter der russischen Moderne.
- 136 *ein Heer von Angebern* – Angeber: hier Bezeichnung für Spitzel im Lager.
- 137 *dass sie fast Idioten glichen, obwohl ich diesen Ausdruck ungern benütze, der doch einmal nur die politische Infantilität im alten Griechenland bezeichnet hatte* – (griech.) Idiotes, ursprünglich wertfrei einen Privatmann bezeichnend, der sich nicht für öffentliche Angelegenheiten interessiert.
- 138 *Twer* – Stadt nördlich von Moskau.
- 140 *Mandschurei* – Chinesische Provinz. Vgl. auch die folg. Anm.
- 141 *Charbiner Krankenhaus* – Charbin oder Harbin: Hauptstadt der chin. Provinz Mandschurei, ursprünglich Mukden, mit vielen russ. Gebäuden.
- Sohn des Generals Pepeljajew* – General Anatoli N. Pepeljajew (1891 bis 1938) kam aus einer russ. Offiziersfamilie, zeichnete sich im Ersten Weltkrieg aus, im Bürgerkrieg Weissgardist. 1918 führte er von Tomsk aus einen militärischen Aufstand gegen die Bolschewiki für eine unabhängige sibirische Regierung. 1920-1922 Exil in Charbin (Mandschurei). 1923 Rückkehr in den Bürgerkrieg, bis 1932 Gefangenschaft. 1937 in Nowosibirsk erneut verhaftet, 1938 erschossen. 1989 postum rehabilitiert.
- 142 *«Jüngerer Leutnant»* – Word. Übersetzung des russ. Worts für Unterleutnant.
- Alle Menschen, die ... etwas mit der mandschurischen Eisenbahn zu tun gehabt hatten* – 1896 hatte Russland die Ostsibirische Eisenbahn als Teil der Transsibirischen Bahn gebaut, in der mandschurischen Stadt Charbin (Harbin) befand sich die russische Verwaltungszentrale. Nachdem Japan die Mandschurei 1932 besetzt und das Königreich Mandschuko gegründet hatte, zogen die Verwaltungsangestellten in die Sowjetunion zurück, wo sie Opfer von Massenverhaftungen unter dem Vorwurf der Spionage zugunsten Japans wurden. Im sowjetisch-

- japanischen Krieg 1945 gehörte die Mandschurei zur Sowjetunion, es kam zu einer weiteren Verhaftungswelle.
- 145 *Residenten* – Gemeint sind vermutl. Spione eines ausländischen Nachrichtendienstes.
- 152 »*Chevelure*« – (franz.) Haar, hier wohl nach dem russ. Lehnwort im gehobenen Sinn.
- 162 »*Katorga*« – Seit der Zarenzeit russ. Begriff für Zwangsarbeit von Gefangenen oder Verbannten.
- 166 *die Arbeiten der Leningrader Schule* – Forschungen des Neurologen Wsewolod S. Galkin von der Leningrader Medizinischen Marine-Militärakademie.
- 169 »*Cloche*« – (franz.) Glocke. Hier ist der Glockenrock (russ. jubka-kljosch) gemeint.
- 171 *Professor Galkin* – Wsewolod S. Galkin (1898–1957), Leningrader Neurologe, Narkosespezialist; vgl. die Anm. zu S. 166. Sein Buch *Über die Narkose* erschien 1944 in Kirow.
- Dieser Brief hatte für mich Schwierigkeiten und Gefahren* – Es war klar, dass die Zensur einen solchen Briefwechsel zur Kenntnis nahm.
- »*Ehre und Lob Ihnen ...*« – Anfang des Briefes von W. S. Galkin an A. R., 15. 9. 1947. Galkin muss bewusst gewesen sein, dass A. R., obwohl als freie Ärztin, aus dem Lager schreibt. – Die Autorin verschiebt die Zeit um zwei Jahre, 1947 war sie noch nicht in »ewiger Verbannung«, konnte aber ebenfalls den Ort nicht verlassen.
- 176 *Phytonzide* – Pflanzliche ätherische Öle.
- 177 *Galoschen* – Überschuhe.
- 178 *im Geiste Tschechows* – Anspielung auf die Figuren des russ. Schriftstellers, Dramatikers und Arztes Anton Tschechow (1860–1904).
- 182 *als punischen Krieg erkannte* – Anspielung auf die drei Kriege zwischen der nordafrikanischen Handelsstadt Karthago und dem Römischen Reich, der dritte führte 149–146 v. d. Z. zur Zerstörung Karthagos.
- Morgue* – (franz.) morgue, (russ.) morg – Leichenhalle, Leichenkammer.
- 184 *Wie viele Juden im Lager ... waren* – Im Pass wurde die Nationalität eingetragen, bei jüdischen Staatsangehörigen stand »jüdisch«, was noch bis zum Ende der UdSSR zu Einschränkungen, etwa bei der Studienzulassung, führen konnte.

- 185 *Novemberfeiertage* – Feiertag anlässlich der Oktoberrevolution von 1917, die nach dem alten Julianischen Kalender am 25. Oktober, nach dem neuen Gregorianischen Kalender auf den 7. November datiert wurde.
- 188 *Kisett* – (russ.) Tabaksbeutel.
- 189 *Streptozid* – Streptocid: Sulfonamid. Medikament, das im Lager als Antibiotikum eingesetzt wurde.
- 191 *Ajourarbeit* – (franz.: à jour, österr.: ajour) Handarbeitstechnik, bei der durchbrochen gearbeitete Spitzen, Gewebe u. ä. entstehen.
- 193 *der 70ste Geburtstag Stalins* – Jossif W. Stalin wurde am 21. Dezember 1879 geboren, demnach war es November oder Dezember 1949. Jubiläen wurden oft als Anlass für Rapporte (Rechenschaftsberichte) genutzt.
- 197 *Solluxlampe* – Bestrahlungslampe zur Wärmebehandlung mit Elektro-, Spiritus- oder Gasheizung.
- 198 *Chloroformwasser* – Chloroform: eigtl. ein Betäubungsmittel.
- 205 *Syphilis* – (lat.) auch Lues, eine Geschlechtskrankheit, vererbbar und ansteckend.
- 212 *Präparierung von Plazenta* – (lat.) placenta. In der Schwangerschaft entstehendes und bei der Geburt abgestoßenes Gewebe, wird für medizinische Zwecke oder zur Herstellung von Kosmetika verwendet.
in der gewesenen Jenaer Fabrik – In Isjum bei Charkow (Ukraine) befand sich eine Fabrik für optisches Glas, die im Zweiten Weltkrieg zerstört und durch Demontagen aus dem Jenaer Glaswerk als Reparatursleistung nach 1946 wiederaufgebaut wurde.
Trachom – Eine Augenentzündung.
- 213 *Organtherapie* – Gemeint ist eine Organtransplantation.
- 218 *Murmansk* – Stadt auf der russ. Halbinsel Kola nördlich des Polarkreises.
- 219 *Viehwagen, »Sechs Pferde oder 40 Mann«* – Eigtl. »40 Mann oder 6 Pferde«, alte Aufschrift auf geschlossenen Waggons der Eisenbahn, die für den Transport von Soldaten und Pferden gedacht waren, z. B. im Ersten Weltkrieg.
- 220 *Pneumonie* – Lungenentzündung.
- 222 *Otitis* – Knochenentzündung.

- 223 *Sputum* – Sekrete der Lunge, Auswurf.
 »*Saccharitis*« – Kunstwort, ironisch für eine durch Zucker verursachte Krankheit.
Phlegmone – Eitrige Zellgewebsentzündung.
- 225 *die der schlagenden Corporation angehörten* – Im übertragenen Sinne gebraucht, ursprünglich für eine Studentenverbindung (Korporation) mit dem Ehrenkodex des Fechtens und der Mensur.
mit saurer Luft erfüllt – Folge des Fastens.
- 226 *Rapporte, die zur Feier des 70sten Geburtstages Stalins abgegeben worden waren* – Rechenschaftsberichte, vgl. Anm. zu S. 193.
- 231 *Moldawien* – Seit 1812 zum Zarenreich, dann zur Sowjetunion gehörend, Nachbarland Rumäniens.
- 232 *für die Gemeinschaft mit ihm* – Als Frau eines Verurteilten konnte man ebenfalls bestraft werden. Die Ukraine war Teil der Sowjetunion.
Karrier – Etwa 20 Kilometer von Tawda entfernter Ort.
- 233 *Politische aus Lettland* – Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gehörte Lettland zur Sowjetunion. 1949 kam es zu Massenverhaftungen von Kämpfern für die Unabhängigkeit, aber auch ehemaligen Kollaborateuren der deutschen Besatzung.
- 234 *Das Wort, das sie ... verwendeten* – *suki*, Plural von (russ.) *suka*, Hündinnen, im Sinne von »die Hündischen« gebraucht. Bezeichnung der »Gesetzlichen« für die nicht organisierten Kriminellen im Lager, die sich als Funktionshäftlinge einsetzen ließen, als Soldaten in den Krieg zogen oder im Lager arbeiteten. Diese beiden Gruppen standen sich feindlich gegenüber. Vgl. Warlam Schalamow: *Der »suki«-Krieg*. In: W. S.: *Künstler der Schaufel. Erzählungen aus Kolyma 3*. Hrsg. von Franziska Thun-Hohenstein, Berlin 2010.
- 235 *Skyrrus* – Richtig: Skirrhus (griech.: *skirros*, hart), Faserkrebs, besonders harte Krebsgeschwulst.
- 240 *Wasserkran* – Regional für Wasserhahn.
- 241 *Prokuror* – (russ.) Staatsanwalt.
- 247 *Belladonnaextrakt* – Aus der Tollkirsche gewonnen, Atropin.
- 250 *Prokuratur* – (russ.) Staatsanwaltschaft.
- 252 *Riva-Rocci* – Messgerät für Blutdruck, benannt nach dem italienischen Arzt Scipione Riva-Rocci (1863–1937).

- 258 «*unter meinen Flügeln*» – Anspielung auf die Redewendung «unter meinen Fittichen»; unter ihrer Anleitung.
- 259 *Iwans des Grausamen* – Gemeint ist Iwan der Schreckliche (1533 bis 1584), russ. Zar und Grossfürst von Moskau.
jüdische Ärzte ... verhaftet – Die sog. «Ärzteverschwörung». Im Dezember 1952 wurde vielen, vor allem jüdischen Ärzten in Moskau zu Unrecht vorgeworfen, einen Anschlag auf das Leben Stalins vorbereitet zu haben. Es kam zu Verhaftungen und Verurteilungen. Im Hintergrund standen politische Differenzen mit Israel. Nach Stalins Tod 1953 wurden die Vorwürfe als haltlos zurückgezogen. – Als Ärztin sah sich die Erzählerin hier in einer besonderen Gefahr. A. R. selbst hatte sich um 1916 vorübergehend zum jüdischen Glauben bekannt, sie war zweimal mit jüdischen Männern verheiratet.
- 265 *einen Befehl aus Moskau* – Nach dem Artikel 47 des Arbeitsgesetzbuches.
- 268 «*Der Zug in die Stadt*» – Anspielung auf den «Zug ins Heilige Land», die mittelalterlichen Kreuzzüge in den Orient. Viele ehemalige Landarbeiter und Bauern gingen in die Stadt, um Arbeit zu suchen.
Kollektivwirtschaft – Die Bildung von Kolchosen, ab 1917 auf freiwilliger Basis, nach 1929 als Zwangskollektivierung.
- 270 *Kohlendunst* – Kohlenmonoxid. Vgl. Anm. zu S. 100.
- 273 *Grabscheit* – Spaten für besonders tiefe Erdarbeiten aus eisenbeschlagenem Holz.
- 280 *meine «ewige Verbannung»* – Von 1948/49 bis 1954 galt für mehrere Nationalitäten, auch für deutsche ehemalige Häftlinge, die «ewige Verbannung»; wohl auch eine Anspielung auf ihr schweres Schicksal.
der «höchsten Behörde» – Stalins Machtapparat. A. R. betont durch die Wortwahl den bürokratischen Charakter. Ihre Erzählung *Der Vogel* beginnt: «Es war zu Anfang des letzten Krieges, als eine hohe Behörde aus unerfindlichen Gründen beschloss, die Menschen jeder möglichen Tätigkeit zu entziehen, sie stillzulegen.»
- 281 *Sklera* – Die Lederhaut des Auges, seine äussere Hülle.
- 283 *Kind im Glückshemd* – Seltene Geburt: ein Kind, das mit der Fruchtblase über den Kopf zur Welt kommt. Auch Glückshaube.

- 284 *Da ... noch Zeichen und Wunder geschehen* – Anspielung auf die Apostelgeschichte 4,12: «Herr [...] strecke deine Hand aus, dass Heilungen und Zeichen und Wunder geschehen durch den Namen deines heiligen Knechtes Jesus.»
- 287 *Der Tag seines Todes* – Stalin starb am 5.3.1953.
- 288 *Jeden Monat hatte ich mich ...zu melden* – Verbannte waren dazu verpflichtet, sich monatlich in der politischen Ortsverwaltung zu melden, um die Anwesenheit vor Ort nachzuweisen.
«die Kursker Anomalie» – In der russ. Stadt Kursk gibt es eine Abweichung des Magnetfeldes der Erde, hervorgerufen durch das weltgrößte Eisen-erzbecken.
Das Dorf, das mir zur endgültigen Heimat werden sollte – Tawda am Fluss Tawda.
- 289 *«Das ist doch Doktor R.»* – Gemeint ist sie selbst, Dr. Rohr, russ. Dr. Ror.
- 291 *in einer Handwerksschule* – Gemeint ist eine Berufsschule.
- 292 *Lied vom «Tannenbaum»* – Das Lied «O Tannenbaum» (1824) von Ernst Anschütz, das vor allem als Weihnachtslied gesungen wird.
- 294 *Bücherverbrennungen* – Bücherverbrennungen gab es bereits in der Frühzeit und im Mittelalter, vermutl. wird auch auf die durch nationalsozialistische Studenten organisierte Bücherverbrennung am 10. 5. 1933 in Deutschland angespielt.
Geschichte vom Fettöpfchen, Haibaus, Ganzaus – Sprechende Namen aus dem Märchen *Katze und Maus in Gesellschaft* aus den *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm.
- 297 *Sie war gewiss nicht in Cremona geboren* – Cremona in der Lombardei galt als ein Zentrum des Geigenbaus. Hier lebte auch der Geigenbaumeister Antonio Giacomo Stradivari.
einen Band Darwin, aus dem der «Instinkt» herausgeschnitten war – Charles Darwin (1809-1882), engl. Naturwissenschaftler, Begründer der Evolutionstheorie. – *Der Instinkt* ist das 8. Kapitel aus seinem Werk *Über die Entstehung der Arten* (1859).
- 298 *zaristischer Strafort* – In Russland wurden in der Zarenzeit Kolonien von Strafgefangenen angelegt, die nach Verbüßung ihrer Haftzeit als Kolonisten blieben, so auch in Tawda.

- 304 *man brauchte anscheinend den «deutschen Spion»* – Sarkastische Anspielung auf den ersten Vorwurf bei der Verhaftung von A. R.
- 305 *Sublimatlösung* – Desinfektionsflüssigkeit.
- 317 *Päderasten* – Im russ. Sprachgebrauch Synonym für Homosexuelle.
- 318 *Codeinpulver* – Codein ist ein schwach wirkendes Opiat; wird gegen Husten und Schmerzen angewendet, auch als Ersatzdroge genutzt.
- 324 *grusinische Lesginka* – Ein kaukasischer (grusinischer) Volkstanz.
- 329 *Status epilepticus* – Intensiver epileptischer Anfall.
- 336 *es ist unmöglich, ... nicht an Beelzebub zu denken* – Anspielung auf die Redewendung, man treibe den Teufel mit dem Beelzebub aus. – Beelzebub (hebr.-griech.): Herr der Fliegen, Teufel.

Vorlage für *Lager* ist ein deutschsprachiges Typoskript aus einem von Angela Rohr zusammengestellten Konvolut von 449 Seiten autobiographischer Prosa über den Gulag. Es wird inzwischen von der Akademie der Künste, Berlin, aufbewahrt mit der Signatur: Akademie der Künste, Berlin, Sammlung Angela Rohr, Nr. 2-3.

Bisher wurden zwei Exemplare dieses Konvoluts gefunden. Das erste Exemplar, das Angela Rohr an Sophie Liebknecht übergab, befindet sich heute in der Sammlung Memorial, Moskau. Das zweite Exemplar wurde mit dem Einverständnis Angela Rohrs zwischen 1982 und 1984 nach Wien gebracht und 2011 von Isabella Ackerl, der Herausgeberin des Buches Helene Golnipa, *Im Angesicht der Todesengel Stalins* (1989), freundlicherweise dem Literaturarchiv der Akademie der Künste in Berlin übergeben.

Für die Arbeit an der vorliegenden Ausgabe von *Lager* wurden die Exemplare von Moskau und Berlin miteinander verglichen. Es handelt sich um identische Fassungen, teils um Originale, teils um gleiche Durchschläge, Abschriften früherer Fassungen mit neu durchnummerierter bzw. für die Zusammenstellung veränderter Seitenzahl der Erzählungen: *Der Vogel*, *Die Zeit*, *Die Fahrt in das Gelobte Land*, *Der Etappenweg* und *Lager*. Alle Texte sind zwi-

schen 1958 und 1964 entstanden. Die vier Erzählungen haben den Umfang von 33, 36, 34 und 44 Seiten. *Lager* hat einen Umfang von 302 Seiten und beginnt im Konvolut mit der Seite 148.

Einzelne Erzählungen aus dieser Sammlung, jeweils beginnend mit der Seitenzahl 1, wurden auch in anderen Nachlässen gefunden: Erstfassungen von *Der Vogel* und *Die Zeit* im RGALI Moskau, gleiche Fassungen von *Die Fahrt in das Gelobte Land*, *Der Etappenweg* und eine russische Übersetzung von *Der Vogel* im Nachlass von Nadeshda Gnedina in der Sammlung Memorial, Moskau; die Übersetzung von *Der Vogel* ist ebenfalls in der Akademie der Künste, Berlin, vorhanden. Es muss auch eine frühere Fassung von *Lager* existiert haben, denn seine Reinschrift erfolgte erst nach der Zusammenstellung und Neupaginierung der vorangehenden Erzählungen.

Das Konvolut der Gulag-Prosa Angela Rohrs wurde 1989 von Isabella Ackerl als ein durchgehender Lebensbericht veröffentlicht: Helene Golnipa (Pseudonym): *Im Angesicht der Todesengel Stalins* (Verlagstitel), Edition Tau, Mattersburg-Katzelsdorf bei Wien. Dabei wurde der Titel *Lager* weggelassen und durch neun Kapitelüberschriften im Rhythmus der vorangehenden Erzählungen ersetzt: *Lagerärztin Im Frauenlager Im Lager Tagil* usw. Die Wiener Ausgabe weist neben der notwendigen Berichtigung von offenkundigen Tipp- und Schreibfehlern Bearbeitungen auf, Umstellungen, Streichungen und Hinzufügungen einzelner Sätze und Passagen.

Auf Grund der Bedeutung von *Lager* haben wir uns für eine neue und textgetreue Herausgabe dieses Textes entschieden. *Lager* ist ein Nachlasstext, überliefert als eine von Angela Rohr ins Reine geschriebene Druckvorlage. Bei der Durchsicht wurde des-

halb äusserst behutsam vorgegangen, im Wesentlichen wurden nur grammatikalische und orthographische Korrekturen vorgenommen. Die typographische Einteilung in 93 durch eine Doppel­linie (=) getrennte Abschnitte ist im Druck durch * kenntlich gemacht. Die alte Form der Rechtschreibung wurde beibehalten. Die beiden handschriftlichen Nachträge, die Angela Rohr später an den Rand des zweiten Exemplars geschrieben hat, wurden nicht berücksichtigt, um die Fassung der Entstehungszeit bis 1964 wiederzugeben. Es handelt sich um Informationen über das Lagersystem, die bereits aus dem Text hervorgehen. Anmerkungen fremder Hand im Manuskript wurden ebenfalls nicht berücksichtigt.

Am 28. Juli 1984 hat Angela Rohr in Moskau die Rechte für ihr Werk in einem von der Österreichischen Botschaft beglaubigten Vertrag Simon Palmisano, dem österreichischen Militärrattaché von 1979 bis 1984, übertragen. Dem bislang namenlosen Konvolut der Gulag-Texte verlieh sie bei dieser Gelegenheit den Gesamttitel *Ein zeitgemässes Ereignis*. Ich danke Simon Palmisano für die Überlassung der Rechte für diese Ausgabe im Aufbau Verlag.

G.B.

DANK

Ich bedanke mich beim Deutschen Literaturarchiv Marbach, das mir durch ein einmonatiges «Marbach-Stipendium» Recherchen über Freunde Angela Hubermanns aus der Zeit des Expressionismus und Dadaismus ermöglicht hat. Es handelte sich vor allem um Walter Serner, Simon Guttmann, Ferdinand Hardekopf und Erwin Loewenson.

Mein Danke gilt allen, die meine Arbeit durch Rat und Hilfe unterstützt haben:

Jeanne Guillaume, Baugy,

Dr. Hans Marte, Dr. Isabella Ackerl, Wien,

Dr. Natalja Dmitriewa, Mischa Rodionow, Felix Schultess,
Moskau,

Nana Badenbergl, Basel,

Sabine Wolf, Christina Möller, Akademie der Künste, Berlin,

Dr. Wladislaw Hedeler, Klaus Wolfram, Berlin.

BILDNACHWEIS

Archiv der Akademie der Künste, Berlin, Sammlung Angela

Rohr: 1, 2, 4, 6, 7, 8

Privatarchiv Hans Marte, Wien: 3, 9, 11

Sammlung Memorial, Moskau: 5, 10

Die Fotografen und Rechtsnachfolger konnten leider nicht ermittelt werden. Etwaige Forderungen bitten wir an den Verlag zu richten.

INHALT

Angela Rohr Lager 5

Anhang

Gesine Bey Entdeckung eines Romans 353

Abbildungen 403

Zeittafel 413

Anmerkungen 423

Zu dieser Ausgabe 437

Dank 441

Bildnachweis 443